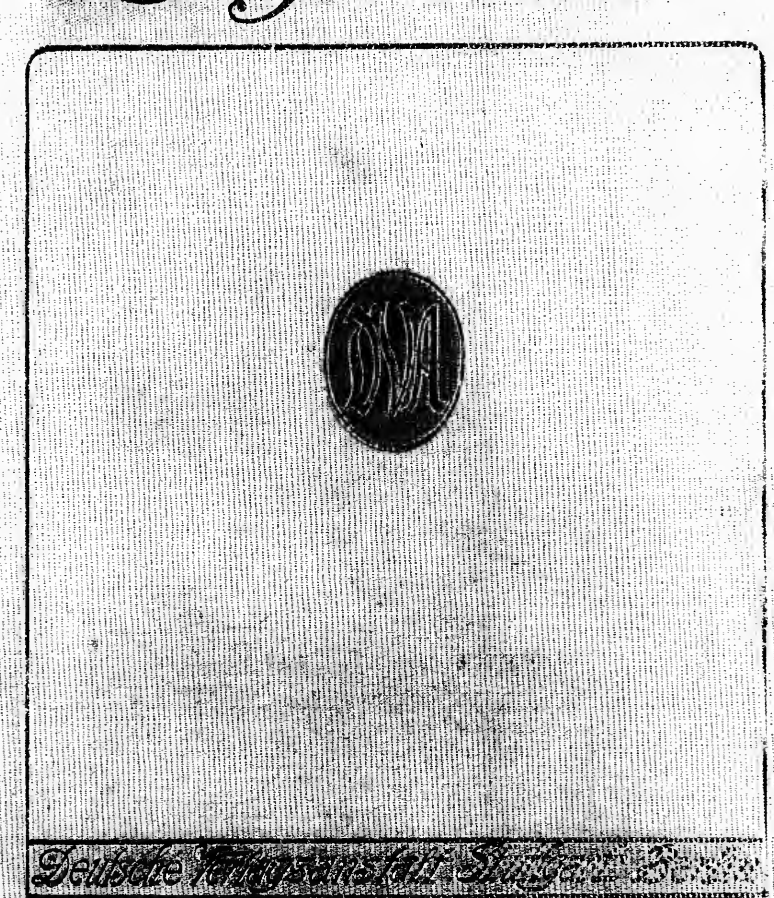
Adolf von Sonnenthal's Briefwechsel





Adolf von Sonnenthals Briefwechsel

Zweiter Band



Adolf von Sonnenthals Briefwechsel

Nach den Originalen herausgegeben

von

Hermine von Sonnenthal

Mit zwei Bildnissen in Gravüre, 24 Einschaltbildern
und einem Brieffaksimile

Zweiter Band



Stuttgart und Berlin
Deutsche Verlags-Anstalt
1912

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Zweite Abteilung

„Kannst du nicht allen gefallen durch
deine Tat und dein Kunstwerk,
Mach es wenigen recht; vielen gefallen,
ist schlimm.“

Schiller.



1887—1890

Erstes Provisorium. — Direktion Förster.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Bad Gastein, 3. August 1887.

Liebster Paul!

Ich weiß nicht wie Du mein Stillschweigen nach Deiner freundlichen Zusendung des „Galeotto" auslegen wirst — das einzige Motiv dafür ist: daß ich es mir in den letzten Jahren zum Prinzip gemacht, über ein Stück, das mir nicht officiell, d. h. von der Direction, zur Begutachtung vorgelegt wird, kein wie immer geartetes Urtheil abzugeben — ich hatte mir dadurch viel Unannehmlichkeiten, ja Gehässigkeiten erspart. Heute, wo mir der Director[1] Sonnenthal das Stück vorlegt, steht aber die Sache anders, und ich beeile mich, Dir zu sagen, daß mich das Stück im höchsten Grade interessiert hat, d. h. schauspielerisch, und daß ich mir nach dieser Seite sogar einen großen Erfolg davon verspreche. Was mich abschreckt sind die äußersten Consequenzen des Stückes, die auf ein deutsches Publikum einen grausamen, ja unerquicklichen Eindruck machen müssen. Um diesen zu mildern, möchte ich Dir den Vorschlag machen, den Schauplatz (nach dem Original) nach Spanien mit spanischen Namen zu verlegen. Ich habe das Gefühl, wenn der Mann statt Tenneberg — ich glaube, so heißt er doch — Tenedos oder Montados heißt, so sagen wir uns schließlich: „Na, Gott sei Dank, bei uns kann das nicht so weit kommen, aber in Spa nien ist es möglich!" — Und dieses Calculieren des „Möglichseinkönnens" von Seiten des Publikums rettet bei uns den letzten Akt. Bist Du nicht auch meiner Ansicht?

Wenn Du es bist, dann schreibe mir nur die Original-spanischen Namen und vielleicht auch noch ein paar spanische lokale Benennungen, die Örtlichkeit betreffend, auf, und ich verspreche Dir, es noch im Laufe der Saison zu geben.

Für jetzt tausend herzliche Grüße von Deinem

treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Laut Dekret vom 29. Juni 1887 war Sonnenthal nach dem Rücktritte Wilbrandts von der artistischen Direktion des Burgtheaters mit der provisorischen Leitung der k. k. Hofbühne betraut worden und hatte sein Amt auch sofort angetreten.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Gosaumühl (am Hallstättersee), 1. September 1887.

Theurer Freund!

... Heute Eröffnungstag! Ich denke an Euch, mein Herz ist bei Euch in wunderbaren Gefühlen. Mit innigstem Mitleid bei Dir. Möchtest Du bald, nach edlem und gesegnetem Thun, die erwünschte Befreiung finden!

Grüße mir Alle von Herzen!

Ich bleibe einstweilen noch hier; das geborene Dichter-Heim. Lauter Dichter-Wege. Mein Kopf ist so phantasielebendig, wie vielleicht noch nie. Freilich sind auch zuweilen noch allerlei Nerven lebendig; aber das thut mir nichts... Vor Ende des Monats komme ich noch nach Wien, mein Nomaden-Zelt abzubrechen.

Sei umarmt von Deinem ewig getreuen

Adolf Wilbrandt.

Ferdinand von Saar an Sonnenthal.

Blansko, i. Mähren, 2. September 1887.

Wahrhaft hochverehrter Herr!

Ich hatte es als Pflicht erachtet, Ihnen, solange die Burgtheater-Ferien dauerten, in keiner Weise lästig zu fallen; nun aber, da die Saison unter Ihrer obersten Leitung begonnen

hat, erlaube ich mir die Bitte, hinsichtlich meiner Tragödie „Thassilo" einen Entschluß fassen zu wollen. Ich bin mir sehr wohl bewußt, welche Hindernisse und Schwierigkeiten sich unter den gegebenen Verhältnissen der Aufführung entgegenstellen; allein es wäre mir eine große Beruhigung zu erfahren, ob Sie dem Stücke — und somit auch dem Dichter — noch immer Interesse und warme Theilnahme schenken. Lassen Sie mir also irgend einen Bescheid zukommen, auf daß ich wisse, ob und wie weit ich mich freudigen Hoffnungen hingeben darf. Wie sehr es mich beglücken würde, mein Drama unter Ihrer Leitung, unter Ihrer Mitwirkung, hochverehrter Meister, auf der Bühne erscheinen zu sehen, fühlen Sie wohl selbst — und so bin ich vertrauensvoll Ihr

tief ergebener

Ferdinand von Saar.[1]

[1] Sonnenthal hatte sich des „Thassilo" sehr warm angenommen und glaubte anfangs auch mit voller Überzeugung an die Aufführbarkeit des Dramas. Am 10. März 1888 schrieb er jedoch an die Fürstin Marie Hohenlohe, welche Saars Dichtungen aufrichtig bewunderte und mit feinem Verständnis förderte, folgende Zeilen: „Ich habe Ihnen, gnädigste Fürstin, über etwas zu berichten, was mir wie ein Alp auf der Brust liegt, und dessen ich mich zunächst Eurer Durchlaucht gegenüber entledigen muß. Ich habe nämlich den ‚Thassilo' endgültig zurückgelegt. Ich bin mit allem Ernst, mit aller Liebe an die Arbeit gegangen. Ich habe gestern eine Leseprobe des Stückes abgehalten und hier hat es sich herausgestellt, daß es eine absolute Unmöglichkeit ist, das Stück ohne einen Mißerfolg durchzubringen. Ich halte es daher für weit edler, den ‚Thassilo' unaufgeführt zu lassen, als mit apodiktischer Voraussicht dem Dichter eine große Kränkung zu bereiten. Ich weiß, wie sehr sich Durchlaucht für den Poeten interessieren, und Sie werden mir nachfühlen, wie doppelt schmerzlich mir dieser Entschluß fallen mußte."

Charles Graf O'Sullivan[1] an Sonnenthal.

Hietzing, 23. September 1887.

Lieber Sonnenthal!

Ein seltsamer Zufall wollte, daß ich unmittelbar nach dem von Ihnen geschickten italienischen Stück[2] ein spanisches zur Lectüre erhielt.

Dieses Letztere hat mir einen starken tiefen Eindruck gemacht und erachte ich es als eines der bemerkenswertesten der jüngsten Zeit.

Es ist das Drama „Galeotto", aus dem Spanischen von Paul Lindau deutsch bearbeitet.

Wenn Sie es noch nicht kennen sollten, empfehle ich Ihnen die Lectüre desselben auf das Wärmste. Mich hat lange kein Stück so interessirt und ergriffen. Vorspiel und erster Akt sind etwas langweilig, dafür die zwei folgenden wahrhaft packend.

Der „Andreas" wäre für Sie eine glänzende Aufgabe. Für die zwei anderen Hauptfiguren sehe ich nur Robert und Frau Albrecht. Schade, vor zehn Jahren hätten Sie und Charlotte damit Furore gemacht. Für meine Frau ist nichts darin. Lassen Sie sich die Comödie nicht entgehen. Sie erschien im Februarheft von „Nord und Süd".

Wir haben uns über den Erfolg zu Beginn Ihrer Directions-Ära recht gefreut.[3] Mit freundschaftlichen Grüßen

O'Sullivan.

[1] Charles Graf O'Sullivan de Graß, Gatte der berühmten Tragödin Charlotte Wolter, geb. 1836, gest. 10. September 1888. — [2] „Eine alltägliche Geschichte", Schauspiel in drei Akten von Giuseppe Costetti. — [3] Am 21. September 1887 wurde als erste Neuheit der Saison das vieraktige Lustspiel „Goldfische" von Franz Schönthan und Gustav Kadelburg mit großem Erfolg aufgeführt.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Berlin, den 18. Oktober 1887.

Mein liebster Adolf!

Es wird Dich, denke ich, interessiren, etwas Näheres über die Aufnahme des „Galeotto" im Deutschen Theater zu hören. Die Zurückverlegung der Handlung nach Spanien hat sich hier im Deutschen Theater glänzend bewährt. Ich werde also auch Euch spanisch kommen. . . .

Nun die Wirkung auf das Publikum. Der Prolog interessirt lebhaft. In dem gemüthlichen Geplauder zwischen dem Gatten und Ernst wird oft gelacht, viel mehr als ich gedacht

habe. Wir haben also angenommen, daß das Stück in Madrid spielt, und in allen südlichen Theatern legt das Publikum große Toilette an. Don Manuel erscheint im Ballanzuge, mit weißer Binde, Julia in Gesellschaftstoilette, ausgeschnitten, mit Spitzenschleier (Mantilla), den sie im Laufe des Aktes allmählich fallen läßt, und Fächer. Nach dem Prolog kam zu meiner Überraschung schon ein sehr starker Applaus. Der erste Akt erregte das allgemeinste Interesse. Während des Aktes wurde nicht geklatscht. Nach Fallen des Vorhangs, nach den Schlußworten des Andreas, die dieser ziemlich stark, ärgerlich und gutmüthig spricht: „Dummes Zeug!" war der Applaus so stark, daß für den Dichter gedankt werden mußte. Ich glaube, es wurde zwei- oder dreimal gerufen. Im zweiten Akt kam beim Abgang des Don Manuel („Er soll mir nicht entwischen, der Bursche! Komm!") der stärkste Applaus, den ich überhaupt je im Deutschen Theater gehört habe. Es war ein Orkan, und der Beifall währte störend lange, vielleicht zehn, zwölf Secunden, vielleicht noch länger, so daß die Handlung einen Augenblick stockte. Zum Glück war der Darsteller des jungen Menschen ziemlich geschickt, er trat sofort an den Tisch, mit dem Publikum abgewandten Gesichte, und machte sich da mit den Papieren in discreter Weise zu schaffen.

Hier, mein lieber Adolf, bitte ich Dich, Deine ganze Kraft einzusetzen. Ich bin nicht für übertrieben starke Töne, aber bei den Worten: „Jetzt habe ich Einen! und den Einen halte ich fest, er soll mir nicht entwischen!" kannst Du alles Organ geben, das Du hast. Denn ich setze selbstverständlich voraus, daß Du, nur Du, Don Manuel spielen wirst.

Unheimlich und atemlos war die Theilnahme während des Folgenden. Eine geradezu grausige Wirkung machte es, als nach den Worten: „Nichts da!" Manuel sich aufrichtet und eine bleierne Pause eintritt, und dann die zweifelnden Worte: „Was sagst Du, mein Junge?" kommen. Der Vorhang fiel. Es regte sich keine Hand. Alle blieben einige Secunden starr sitzen. Dann wurde geklatscht, lebhaft geklatscht, aber doch lange nicht so stark wie bei dem ersten Akte, so daß ich einen Augenblick mit mir im Unklaren war, ob das Stück sich nun

halten würde. Wir Alle hatten auf den größten äußern Erfolg nach diesem zweiten Akte gerechnet. Er war auch da, aber er konnte sich nicht manifestiren. Indessen hörten wir doch im Zwischenakte, wie das Stück gewirkt hatte, und wir merkten es noch mehr während des dritten Aktes. Da bekam Ernesto nach seiner feurigen Rede, die mit den Worten schließt: „... die erbaulichen Geschichten erzählen, die man sich jetzt von uns erzählt!“ wieder einen donnernden Applaus. Hier bitte ich Dich, lieber Adolf, die Scene so zu arrangiren, daß Ernesto nach dieser Rede sich theilnahmlos auf einen Sessel fallen läßt, der der Thür, durch die er abgehen wird, ziemlich nahe steht. Er läßt sich dann von Miguel wie im Schlafe abführen. Bei Juliens Eintritt in das Zimmer ist eine ziemlich lange Pause. Sie schleicht an der Wand entlang zur Thür des Krankenzimmers, da horcht sie, schluchzt und weint bitterlich.

Am meisten fürchtete ich mich vor dem Faustschlage. Meine Besorgnis war absolut unbegründet. Er wirkt entsetzlich, aber so tief und wahr, daß man über Alles hinwegkommt. Nach dem Schlage natürlich eine Pause, während deren alle Darsteller wie versteinert vollkommen regungslos dastehen. Die kurzen Worte des Ernesto zu Beginn der neunten Scene sind die einzigen in der Rolle, die den ganz weichen elegischen Ton vertragen, ja diese sollen sogar so gesprochen werden. Ernesto ist nun windelweich, er weiß absolut nicht mehr, was er machen soll. Er hat Mitleid mit sich selbst, und sein Loos rührt ihn zu Thränen. Seine Männlichkeit findet er wieder, als da nebenan der Tod einzieht. Und zum Schluß in der langen und mächtigen Rede: „Halt ein!“ bis zu den letzten Worten steigt Ernesto auf die höchste Höhe des Pathos im guten Sinne des Wortes. Ganz zum Schluß, von den Worten an: „Triumphiert! Und fragt man Euch“ ꝛc. geht er in das schnellste Tempo über, und die Worte: „Ja, Ihr Alle, Ihr seid die gottverfluchten Giftmischer, die Seelenverderber und Kuppler“ werden mit vollem Aufwande der Stimmmittel gesprochen.

Kainz ist wirklich in dieser Scene großartig, im wahren

Sinne des Wortes großartig, während ich sonst Manches an seiner Leistung auszusetzen habe. Aber ich hatte vor dem Worte „gottverflucht“ wieder Angst, und ich kann Dir die Wahrheit sagen: ich habe nie etwas Richtigeres und Ergreifenderes gehört, als gerade diese Schlußsätze. Die letzten Worte: „Und der allgerechte Himmel wird urtheilen zwischen Euch und uns!“ immer noch in starkem Ton, trotzig und vornehm. Dann fiel der Vorhang und es brach ein Beifallssturm aus, der wiederum als ein ganz unwahrscheinlicher zu bezeichnen ist. Ich habe einen ähnlichen Erfolg in Berlin nicht erlebt.

Dies der äußere Hergang. Um nun noch die materielle Frage, die Kassenfrage, zu besprechen, will ich Dir folgende Angaben machen. Wir haben seit vergangenen Sonnabend das Stück fünfmal gehabt, und fünfmal mit vollkommen ausverkauftem Hause. — —

Aus dem umfangreichen Berichte ersiehst Du,. liebster Adolf, welchen Werth ich auf die Aufführung in Wien lege. Ich bitte Dich nun recht herzlich, mir Deine Besetzung mitzutheilen. Mit dem Don Manuel wirst Du eine großartige Leistung schaffen. Du wirst es erst merken, wenn Du auf der Probe stehst. Wir alle haben ihn hier unterschätzt. Die Rolle ist für Friedmann geradezu eine Rettung geworden. Überraschend gut war die Ortwin als Julia. Ungleich, nervös, manchmal recht wenig angenehm, aber in der Hauptsache allerdings auch hinreißend großartig war Kainz. Wem gedenkst Du die Rolle des Ernesto zu geben? Robert oder Krastel? Ich habe so lange das Burgtheater nicht gesehen, daß ich gar nichts mehr weiß.[1]

Herzlichen Gruß!

Dein

Paul Lindau.

[1] „Galeotto“, Drama in drei Akten und einem Vorspiel von José Echegaray, deutsch von Paul Lindau, wurde am 30. Januar 1888 mit durchschlagendem Erfolge zum ersten Male am Burgtheater gegeben. Den Don Manuel spielte Sonnenthal, den Ernesto Robert, die Julia Frau Schratt. Sonnenthal war in der Rolle des Don Manuel von hinreißender Wirkung.

Hofrat Professor Dr. Hermann Nothnagel[1] an Sonnenthal.

Wien, 20. Oktober 1887.

Hochgeehrter Herr!

Einstmals ein leidenschaftlicher Theaterbesucher, habe ich, obwohl bereits fünf Jahre in Wien, in den jüngsten Tagen zum erstenmale das Burgtheater betreten. Die gegebenen Stücke („Eine vornehme Ehe" und „Feodora") waren keineswegs nach meinem Geschmack. Und dennoch habe ich beidemale einen Genuß, eine Freude so reiner und edler Art gehabt, daß der Nachhall derselben noch jetzt lebhaft nachklingt. Diese Freude verdanke ich Ihnen, hochgeehrter Herr: der unvergleichlichen Schönheit Ihrer herrlichen Darstellung, welche nicht Spiel, sondern Leben war. Alles, was ich gehört über Ihre wunderbare Kunst, fand ich nicht erreicht, nein — übertroffen. Hingerissen hat mich vor Allem der getragene Ernst, die vornehme Würde Ihrer Darstellung. Solche innere Kraft findet, solche überzeugenden Töne trifft der Künstler nur dann, wenn er selbst eine hohe vornehme Natur ist. —

Erscheint es Ihnen auffallend, daß ich Ihnen, der von berufenster Seite so oft und immer die höchste Anerkennung erfährt, als Kunstlaie dieses zu sagen mir die Freiheit nehme? Erklären Sie es gütigst — und verzeihen Sie es — aus der innerlich befreiten und gehobenen Stimmung heraus, in welche die Kunst uns stets emporträgt, wenn sie dem Leben den Spiegel vorhält. Für ein gegebenes Gutes und Schönes Dank zu empfangen, darf den Geber nicht kränken. In diesem Sinne sagt Ihnen, hochgeehrter Herr, warmen Dank

in verehrender Hochachtung

Nothnagel.

[1] Hofrat Professor Dr. Hermann Nothnagel, berühmter Arzt, geb. 28. September 1841 zu Alt-Lietzegöricke in der Neumark. Gest. 7. Juli 1905 zu Wien. Seit 1882 ordentlicher Professor an der Wiener Universität und Leiter einer Universitätsklinik für interne Krankheiten.

Sonnenthal an Dr. Ludwig Fulda.[1]

Wien, 21. Oktober 1887.

Hochgeehrter Herr!

In Beantwortung Ihrer freundlichen Zeilen, beeile ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich unter Einem an Ihren Agenten die Weisung ergehen ließ, mir sofort Ihr Lustspiel[2] zuzuschicken, das ich bei nächstpassender Gelegenheit aufzuführen gedenke. Über die näheren Modalitäten werde ich mich seinerzeit gleichfalls mit Ihrem Agenten ins Einvernehmen setzen. Ich brauche Sie wohl nicht zu versichern, daß ich mich unendlich freuen würde, Ihnen mit Ihrem Entrée auf unserer Bühne zugleich auch einen glücklichen Erfolg auf derselben verschafft zu haben.

Mit dem Ausdrucke meiner vorzüglichsten Hochachtung

Ihr ganz ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Dr. Ludwig Fulda, dramatischer Dichter, geb. 15. Juli 1862 zu Frankfurt a. M. — [2] „Unter vier Augen", Lustspiel in einem Akt von Fulda.

Olga Lewinsky[1] an Sonnenthal.

Leipzig, am 26. Oktober 1887.

Hochverehrter Herr und Freund!

Hier bin ich und übergebe mich Ihnen auf Gnad' und Ungnade; freilich hoffe ich dabei, um ganz wahr zu sein, doch mehr auf diese erstere freundliche Himmelstochter, als auf ihre unwirsche Schwester, und so sei denn, mit meiner dankenden Annahme Ihres Antrags, zugleich meinem festen Vertrauen auf Ihren Schutz, auf Ihre fördernde Gesinnung Ausdruck verliehen, auf dessen Hinblick allein (auch wenn Sie nicht mehr der unmittelbare Lenker des Staatsschiffes sein sollten) sich mein Muth, den schweren Schritt zu unternehmen, aufbaut. Wohl weiß ich, daß Sie immer in erster Linie die Erfordernisse des Burgtheaters im Auge haben werden und gerne bin auch ich bereit, alle Opfer zu bringen, wobei die Interessen eines edlen Ganzen in Frage stehen, aber gewiß ist auch, daß freund-

liche Fürsorge viel erleichtern kann, und diese ist es, die ich mir von Ihnen erbitten will! . . .

Wenn ich mir vorstelle, welche Stellung in Deutschland ich freiwillig aufgebe, gegen einen, wenn auch ehrenden, so doch dornenvollen, zum Mindesten blüthenlosen Weg, so kann ich es nur wagen, wenn Sie einwilligen, mich gleich als engagirtes Mitglied einzuführen, das, zur Sicherung des Institutes, nach einer gewissen Zeit gekündigt werden kann. Jedenfalls ist es für jede Lesart günstiger, erst mit dem neuen Hause einzutreten; ich will versuchen mich zum Frühling frei zu machen; halten Sie es für nöthig, oder günstig, vorher wegen der nöthigen Vorverhandlungen persönlich zu erscheinen, so werde ich auch das zu arrangiren wissen.

Und nun noch mit meinem Gruß und erneuten Dank die lebhafte Versicherung, daß ich mich Ihnen, trotz der Kämpfe, welche diese neue Wendung mir wahrscheinlich bringen wird, zeitlebens verpflichtet fühle, daß ich Ihrer in all der Zeit herzlich und dankbar gedenke, daß mir auch Ihr Urtheil maßgebend sein soll, wenn es mit meiner Meinung differirt, und Sie deshalb bitte, es mir offen mitzutheilen. Als „Heldenahne" des Burgtheaters fühle ich mich Ihr Geschöpf, und als solches will ich meine lange Epistel schließen.

Treulich Ihre

Olga Lewinsky.

[1] Olga Lewinsky-Precheisen, k. u. k. Hofschauspielerin, geboren den 7. Juli 1853 zu Graz, seit 1873 vermählt mit Joseph Lewinsky, k. u. k. Hofschauspieler. Von 1871 bis 1873 war Olga Lewinsky bereits Mitglied des k. u. k. Hofburgtheaters gewesen. Seit 1884 wirkte sie in hervorragender Stellung als Tragödin am Stadttheater zu Leipzig.

Richard Voß[1] an Sonnenthal.

Wien, 5. November 1887.

Mein hochverehrter Herr von Sonnenthal!
Lieber, großer Künstler!

Auf das Herzlichste danke ich Ihnen für die großmüthige Gastfreundschaft, welche Sie mir in der Burg gewähren. Ich werde mich bei Ihnen zu Hause fühlen, und Eindrücke auf-

nehmen, die nicht verwischt werden können. Gestern Abend hat bei Ihrem sublimen Spiel jede Fiber in mir gezittert; ich habe geweint wie ein Schulknabe und ich empfinde das Bedürfnis, Ihre beiden Hände zu fassen und Ihnen zu sagen: ich möchte Ihnen dafür danken, daß Sie da sind, daß wir Sie besitzen. Fortwährend verfolgt mich Ihr Bild als „Fabricius", Ihre Gestalt lebt in mir und sie wird mich nie wieder verlassen. Für mich war der gestrige Abend ein Ereignis.

In höchster Bewunderung und Begeisterung

Ihr dankbarer

Richard Voß.

[1] Richard Voß, dramatischer Dichter und Novellist, geb. 2. September 1851 zu Neugrape in Pommern.

Dr. August Förster an Sonnenthal.

Berlin, den 8. November 1887.

Lieber Freund!

Schon zu wiederholtenmalen im Laufe dieser vergangenen Monate hat sich mir Neigung und Bedürfnis geregt, mit Dir zu plaudern. Warum ich Reserve bewahrte und warum ich sie mir aufzuerlegen moralisch gezwungen war, wirst Du mit Deinem feinen Taktgefühl mir leicht nachfühlen. Ein nicht minder gebieterischer innerer Zwang nöthigt mich heute, diese Reserve aufzugeben ...

Ich habe, wie Dir jedenfalls bekannt, einen Brief von Baron Bezecny de dato 28. Oktober erhalten, in welchem er mir anzeigt, daß er mir bezüglich der Wiener Stellung keine Frist offen halten, sondern sich freie Hand bewahren müsse. (Die durchaus zutreffenden Motive führe ich nicht des Weiteren an.) Als ich diesen Brief erhielt, telegraphirte ich sofort zurück, daß ich binnen vierzehn Tagen definitive Antwort ertheilen würde. Ich hatte besonderen Werth gelegt auf die Worte des Briefes: „Nicht als ob ich in Beziehung auf die artistische Direction des Burgtheaters schon eine definitive Ver-

fügung getroffen oder vorbereitet hätte — das ist nicht der Fall —" In Veranlassung dieser Worte eröffnete ich sofort einen neuen Versuch der Lösung und telegraphirte in erwähntem Sinne an den Herrn Generalintendanten. Die Frist, welche ich mir selbst bestimmt, läuft nächsten Sonntag ab. Ich stehe also vor einem entscheidenden Schritte, der möglicherweise mich hier zum Ziele führt. Ehe ich ihn thue, erwäge ich natürlich nochmals reiflich alle Verhältnisse. Bei wiederholtem Lesen des Bezecny'schen Schreibens will mirs nun scheinen, als ob der Hauptnachdruck auf der „freien Hand" läge, die er sich vorbehält. Da nun auch seitdem die Ernennung des Dr. von Berger gemeldet worden ist,[1] so kann ich den Eindruck nicht abwehren, als ob am Ende eine zustimmende Entscheidung meinerseits gar nicht mehr willkommen wäre.

Und deshalb meine jetzt an Dich ergehende Bitte.

Lieber Freund! Ich habe zu Deiner Freundschaft und Loyalität das unbedingteste Vertrauen. Gib mir, ich beschwöre Dich, umgehend eine unumwundene, nicht diplomatisch verclausulirte Weisung. Sind andere Dinge dort im Werk? Ich kann jetzt noch mit Ehren zurück und ehe ich mein hiesiges Gesellschaftsverhältnis[2] unheilbar — persönlich wie geschäftlich — compromittire, gib mir klaren Wein — nicht als Geschäftsmann, sondern als langjähriger Freund und treuer College.

Ich brauche nicht zu sagen, daß ich Deine Antwort ebenso ganz im Vertrauen empfange, wie Du diese Anfrage im Vertrauen bewahren mußt. Wie gesagt, es wäre jetzt vielleicht möglich, daß ich hier zum Ziele käme — gewisse Äußerungen, die in meinen letzten Verhandlungen gefallen sind, geben mir diese Hoffnung — aber ehe ich den letzten Sturm wage, muß ich sicher sein, daß ich nicht sanft auf die Erde zu sitzen komme. Nicht als ob ich argwöhnte, daß ich in Wien nicht mehr acceptirt würde — nein; aber ein großer Unterschied liegt doch in der Gesinnung, mit welcher man eventuell empfangen wird. Ist diese nicht mehr ganz für mich — dann ist es besser, einer schönen, bislang mit Zähigkeit festgehaltenen Hoffnung zu entsagen. Du verstehst mich und ich vertraue mit Sicherheit, daß

ich von Dir eine krystallklare Antwort erhalte. So oder so — ich werde nie aufhören, dem Burgtheater, seinem obersten Chef und Dir ein treues Herz zu bewahren.

Dein

August Förster.

[1] Am 1. November 1887 war die Ernennung Dr. Alfred Freiherrn von Bergers — damals Privatdozent für Philosophie an der Universität zu Wien, geboren zu Wien am 30. April 1853 — zum artistischen Sekretär des Burgtheaters erfolgt. — [2] Als Sozietär des Deutschen Theaters. Es war schwer für Förster, seine dortigen Verbindlichkeiten zu lösen, weshalb sich seine Ernennung zum Direktor des Burgtheaters noch um ein Jahr verzögerte.

Sonnenthal an Dr. August Förster.

Wien, 9. November 1887.

Liebster Freund!

Du willst von mir reinen Wein, offene Wahrheit? Ich kann Dir diese nicht geben, weil ich sie einfach nicht weiß. Du sprichst von einem Schreiben Seiner Exzellenz. Ich hatte weder Kenntnis von diesem Schreiben, noch weniger habe ich Einsicht in dasselbe genommen. Von Dir selbst habe ich nie ein Wort erfahren und hier war man mir gegenüber, wenn auch nicht verschlossen, aber doch verschleiert.

Ich kann Dir also weniger über irgend einen Thatbestand berichten — denn ein solcher existirt de facto nicht — aber ich will Dir meine ganz persönlichen Eindrücke nicht vorenthalten. Als zu Beginn der Saison Deine Controversen mit dem Deutschen Theater in die Öffentlichkeit kamen, da urgirte ich zu wiederholtenmalen Deine Angelegenheit bei der Intendanz. Man erwiderte mir: nach Deinen Berichten zu schließen dürftest Du schwerlich loskommen, und man würde den Gedanken an Dich wohl aufgeben müssen. Diesen Eindruck hatte hier auch alle Welt und ich theilte diese Eindrücke, umsomehr als ich von Dir selbst kein Wort weiter hörte. Daß dem Intendanten das Hinausziehen der Angelegenheit und das Breittreten derselben in den Journalen nicht angenehm war, glaube ich auch

bemerkt zu haben, obgleich er sich mir gegenüber mit keinem Worte darüber äußerte. Ich selbst aber war durch das Hinausschieben auf eine ungewisse Zeit etwas ängstlich geworden und erklärte eines Tages, ich könne das Provisorium unmöglich fortführen, wenn mir nicht eine kräftige Hilfe an die Hand gegeben würde. Diese fand sich alsbald in Dr. Berger und so steht die Sache momentan.

Dir zu sagen, ob man Oben noch ernstlich auf Dich reflektirt, das ist eine Gewissensfrage, die ich in ihren ganzen Consequenzen unmöglich beantworten kann, da sich niemand über diesen Punkt gegen mich ausgesprochen; denn wenn man auch nach jeder Richtung die vollkommenste Zufriedenheit gegen mich geäußert, so kann das ebenso gut nur eine schmeichelhafte Anregung sein, um mich in meiner schweren Arbeit nicht erlahmen zu lassen. — So weit meine Eindrücke, die übrigens auch nur einseitig sind, da ich Deine Correspondenz mit der Intendanz nicht kenne.

Du magst nun hieraus selbst Deine Schlüsse ziehen.

Mit herzlichsten Grüßen

Dein treu ergebener

A. Sonnenthal.

Olga Lewinsky an Sonnenthal.

Leipzig, am 10. November 1887.

Hochverehrter Freund!

Ich will den Sprung über den Abgrund wagen! Hoffentlich komme ich jenseits wohlbehalten an, und versinke nicht in der Untiefe! Sie reden so vollständig als ehrlicher Mann, daß man ihm zu Liebe dem Freunde vergibt, wo er etwa mit seiner Stimme zu sehr kargt! Freilich wäre es schlechte Freundschaft, Dinge zu versprechen, die man nicht halten kann, noch will. Sie sind ein zu groß veranlagter Künstler, um in künstlerischen Fragen in den Akten nachzusehen, und so kann ich getrost mein Wohl und Wehe Ihnen überlassen. Was mir Ihre Überzeugung zutraut, wird mir zukommen, und meine Verehrung

für Sie, meine Hochachtung vor Ihrem Urtheil, ist groß genug, um mich demselben zu fügen, selbst wenn mein Wunsch mich über mein Selbst täuschen sollte! — Sind Sie so mit mir zufrieden?

Sobald das neue Theater im Gang ist, stelle ich Ihnen mein Gastspiel zur Verfügung; daß der eventuelle Eintritt ihm sobald als möglich nachfolge, werde ich hier schon durchsetzen.

Und nun, mein theurer verehrter Freund, leben Sie wohl! Mit allerherzlichsten Grüßen bin ich allzeit

Ihre treu ergebene

Olga Lewinsky.

Dr. Alfred Freiherr von Berger an Sonnenthal.

Wien, 21. November 1887.

Hochgeehrter Herr Director!

Beiliegend „Elfriede" und „Alkibiades" von Paul Heyse. Die ersten zwei Akte von „Elfriede" finde ich überaus schön und wirksam; die Exposition und Verwickelung ist echt dramatisch, die weitere Führung und Lösung aber erfüllt nicht, was der kühne Anfang hoffen ließ. Um zu Ende zu kommen, muß der Dichter dann Zeit vergehen lassen, seine Helden sich seelisch entwickeln und zur Reife kommen lassen, alles mit vieler Feinheit und Poesie, aber doch mehr ethisch als dramatisch empfunden. Obwohl dem Stoff nach ganz von der „letzten Liebe" [1] verschieden, erinnert mich Elfriede doch ein wenig an dieses Stück. Das Problem mit genialer Keckheit, wie mit einem Zauberschlag hingestellt, dann aber hat man den Eindruck als ob der Dichter sich scheute, den Stier bei den Hörnern zu fassen, und langsam wieder abwickelte, statt kühn zu lösen.

„Alkibiades" halte ich, wenn er auch minder reich und warm ist als Elfriede — diese ist volkstümlicher — für geeigneter zur Aufführung. Sein poetischer Werth steht wohl über allem Zweifel. Die Frauengestalten, besonders die Hetäre Timandra, sind Schöpfungen, des größten Dichters würdig.

Wenn es gelingt, die wunderbare Stimmung, die über dem Ganzen liegt, durch die Darstellung im Publikum zu wecken, dann scheint mir der Erfolg gesichert. Sprache und Form der Dichtung ist über alles Lob. Mich stört ein wenig das Drastische, Gewaltsame der Katastrophe, es paßt nicht recht zur Grundstimmung. Besonders das Anzünden der Hütte durch Mandane mißfällt mir.

Mit größter Hochachtung

Ihr ergebener

Dr. von Berger.

[1] „Letzte Liebe", Schauspiel in vier Akten von Ludwig Doczy, zum erstenmal am Burgtheater aufgeführt am 4. November 1885.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Rostock, 29. November 1887.

Theurer Freund!

Hoffentlich hassest Du mich, den Freien, den Flüchtling, nicht gar zu gründlich! Ich habe hier, da ich einer Auffrischung bedurfte (die Direktion steckt mir noch immer in den Nerven, und ich war im Sommer zu fleißig) — ich habe hier eine Art von Herbstfrische genossen (oder erlitten) und die meist fruchtbare Umgegend nach allen Seiten, auf allen Wegen durchwandert; bis zu sechs Meilen an einem Tage. Jetzt stecke ich in den Vorarbeiten für ein erlogenes historisches Drama. Viele andere Arbeiten warten. Sie müssen alle mit mir und meinen Nerven Geduld haben.

Tausend Grüße allen den alten Freunden vom Burgtheater! — Wie oft sehe ich Euch Abends oder Morgens auf Euren Brettern ... Hoffentlich hast Du an Deinem Dramaturgen-Sekretär, dem Baron Berger (den ich auch herzlich zu grüßen bitte), eine Säule gefunden.

Ewig Dein alter

A. Wilbrandt.

Dr. Ludwig Fulda an Sonnenthal.

München, 30. November 1887.

Hochverehrter Herr!

Es ist mir ein Herzensbedürfnis, Ihnen noch einmal meinen innigsten Dank zu sagen für all das Gute, was Sie mir durch die Aufführung meines kleinen Stückes in Wien erwiesen haben.[1] Die Förderung und Ermuthigung, die Sie damit mir haben zu Theil werden lassen, ist so unendlich groß, daß ich der Zeit und Ruhe bedarf, um sie in ihrer ganzen Tragweite zu überblicken. Aber schon jetzt weiß ich, daß die Tage in Wien mir ewig unvergeßlich sein werden, und erst jetzt weiß ich, was es bedeutet, am Burgtheater gespielt zu werden! Für alles das Dank, tausend Dank! Und lassen Sie mich der Hoffnung Raum geben, daß Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen bewahren. Ich weiß selbst am Besten, welch ein weiter, weiter Weg mich noch von meinem Ziele trennt; aber ein mächtiger Ansporn besteht für mich in dem Streben, mich einmal durch vollkommenere Leistungen dieses Wohlwollens würdig zu erweisen.

In hoher Verehrung Ihr ganz ergebener

Ludwig Fulda.

[1] „Unter vier Augen", Lustspiel in einem Akt von Ludwig Fulda, gelangte am 23. November 1887 (zusammen mit Costettis dreiaktigem Schauspiel „Eine alltägliche Geschichte") zur ersten Aufführung am Burgtheater und hatte — mit Hartmann und Fräulein Hohenfels in den Hauptrollen — einen außerordentlichen Erfolg.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Rostock, Neujahrstag 1888.

Mein theurer Freund!

Herzlichen, brüderlichen Glückwunsch zuvor! Möge Dir das Jahr, das heut' begonnen hat, so leicht werden, wie es schwer zu werden droht; möge es Dir auf Deinem opferreichen Wege wenigstens so viel Ehre und Verdienst und innere Befriedigung entgegentragen, wie nur irgend möglich!

Ich beginne das Jahr mit einem ganz schwachen Punsch-Kater und dieser Sendung an Dich. Der beifolgende „Meister von Palmyra“, den Du in seiner ersten Gestalt einmal kennen lerntest, seitdem mein beständiger Seelenkamerad und das eigentliche Ziel meiner neuen Muße (denn ich bilde mir ein, daß ich in dieses Drama am meisten hineingethan habe), ist jetzt durch die neue Arbeit, die ich daran gemacht, für die ich aber vollste Sammlung meiner Kräfte abgewartet, hoffentlich zu dem geworden, was es werden sollte und meiner Begabung nach werden konnte. (An diesem Satz zeigt sich doch der erwähnte „Kater“!) Mein Hauptziel war, den Gedanken der Dichtung ganz rein herauszuschälen und jedem Verständnis faßbar zu machen, ohne ihm den anziehenden poetischen Schleier des Phantastischen abzureißen; die philosophisch-dogmatischen Elemente auszuscheiden, und den Schluß mit dem Anfang zu einer weithin sichtbaren Kette zu verbinden. Ist mir dies alles geglückt, so muß auch jeder einzelne Teil des Ganzen an Deutlichkeit und an Interesse gewonnen haben. Möchte es so sein!

Mehr über das Werk zu sagen kommt mir, dem Vater, nicht zu. Daß ich Deine ehrlichste, aufrichtigste Meinung will, versteht sich unter uns von selbst ...

Tausend Grüße Euch Allen! Deinem Hause und dem Burgtheater, dem alten, geliebten ...

Ewig Dein alter

Adolf Wilbrandt.

Aus einem Briefe Sonnenthals an seinen Sohn Felix.

Wien, 30. Jänner 1888.

... Ich schicke mich eben an, ins Theater zu gehen mit der doppelten Aufregung im Leibe: Die Première (Galeotto) als Director und die neue Rolle als Schauspieler, und ich kann Dich nicht einmal bitten, die Daumen zu halten, denn bis dahin ist unser Schicksal schon entschieden — der Schauspieler mit samt dem Director durchgeplumpst. Weihe uns dann wenigstens eine Thräne ...

Charles Graf O'Sullivan an Sonnenthal.

Wien, 31. Jänner 1888.

Lieber Sonnenthal!

Ich hatte gestern einen äußerst genußreichen Abend im Burgtheater.[1] Das Stück machte auf mich einen tiefergreifenden Eindruck, der im letzten Akt den Höhepunkt erreichte und die Wirkung der Lectüre bestätigte, meine Erwartungen vollauf erfüllend.

Ihre Leistung war geradezu ein Meisterstück und gehört zu dem Besten, das Sie jemals geschaffen. Maske, Ton, Geberde, Alles war vollendet und kann ich es mir nicht anders denken. Kein lebender Künstler ist im Stande, Sie darin zu übertreffen, vermutlich Keiner, Ihnen gleichzukommen.

Nach meiner Ansicht war der Erfolg ein entschiedener. Wäre er es nicht, so ändert es doch nichts an dem bedeutenden Werth des Werkes.

Die „alte Presse" enthält eine vortreffliche Notiz, die ich Ihnen zu lesen empfehle. — Es war wieder einmal ein Abend, wo Hirn, Puls und Nerven zur Thätigkeit aufgerüttelt wurden, und Ihre Leistung stand über die andern wie der Stefansthurm über die Rauchfänge Wiens.

Dies schreib' ich nicht, weil Sie Director sind, sondern weil Sie mir gestern das Blut erwärmt haben. —

Charlotte denkt wie ich!

Ihr dankbarer

O'Sullivan.

[1] 30. Januar 1888: Erste Aufführung von „Galeotto".

Richard Voß an Sonnenthal.

Frascati bei Rom, Villa Falconieri,
18. Februar 1888.

Hochverehrter, theurer, lieber Meister!

Wenn ich an meine Wiener Zeit zurückdenke, wird es mir heiß um das Herz, so oft Ihre theure Menschen- und große Künstlergestalt vor mich tritt. Und das möchte ich Ihnen doch

zu wissen geben: wie Sie auch in der Entfernung fort und fort auf mich wirken, als Mensch und Freund sowohl, wie als Künstler. In der kleinen Loge in der Burg[1] habe ich das Höchste geschaut und erfahren, was ich auf der Bühne erfahren kann. In dieser erhabenen Landschaft, über der Campagna Roms, angesichts des gewaltigen Grabgefildes der ewigen Stadt, klären sich alle Eindrücke des Lebens wundersam ab; und da kann ich Ihnen gar nicht bewegt genug sagen, wie die ganze Reihe von Gestalten, die ich von Ihnen geschaffen gesehen, als lebensvolle Gebilde vor mir stehen, jede einzelne Figur eine wahre Fülle an Dasein ausströmend. Auf meinem Schreibtische steht Ihre Wallenstein-Photographie und ich fühle mich von Tag zu Tag mehr durch dieses Geschenk von Ihnen beglückt; wenn ich das Bild betrachte, ist mir's, als lese ich ein Kapitel Weltgeschichte.

Lindau theilte mir den beispiellosen Erfolg des „Galeotto" mit, ich hörte, daß Costetti nach wie vor wirke, ich lese neue Aufführungen angezeigt — kurz, ich verfolge Euch in der Welt, welche Ihr schafft, und in welcher für mich sich gewiß auch einmal ein stilles Plätzlein finden wird. Erich Schmidt besitzt das eingerichtete Buch von „Alexandra" und wollte es Ihnen senden. Ebenso ließ ich Ihnen die „Eva" schicken. Sie sollen wenigstens gedruckt in Händen halten, was von mir neu ist und sich lebensfähig erwiesen hat. Ich bin dann beruhigter . . .

Wir Beide bitten Sie auf das Inständigste, in Ihrem Sommerplan einen Aufenthalt in unserem Bergschlößchen zu verzeichnen. Sie erhalten Ihr abgeschlossenes appartamento für sich, und sollen jede Stunde die Empfindung haben, daß Sie dem ganzen Hause ein Fest bereiten. Sie sind ja edel und gut und Sie werden es uns gönnen, daß wir Ihnen einmal zeigen dürfen, wie wir Sie lieben und verehren.

Von unserem Aufenthalt hier könnte ich Ihnen Seltsames erzählen. Sie kennen aber vielleicht unser altes Zauberschloß durch Heyses: „Villa Falconieri"?

Mit vielen vielen Grüßen Ihr dankbarer und getreuer

Richard Voß.

[1] Während Voß' Anwesenheit in Wien — Herbst 1887 — war er ein stets gerne gesehener Gast in Sonnenthals Direktionsloge im alten Burgtheater.

Hugo Thimig an Sonnenthal.

Währing, den 27. Februar 1888.

Hochverehrter Herr von Sonnenthal!

Am frischen Grabe meines armen Truffaldino,[1] der, ein echter Katzelmacher, viel versprach und nichts hielt, sage ich Ihnen warmen, ehrlichen Dank für alles, was Sie ihm und mir gethan.

Das drückendste von den vielen unangenehmen Gefühlen, die ich mir mit nach Hause nahm, ist das Bewußtsein, meinetwegen einen so großen Apparat in Bewegung gesetzt zu haben, ohne dem Theater einen Vortheil damit verschafft zu sehen.

Haben Sie, wie gesagt, herzlichen Dank für Ihre Bereitwilligkeit, mit der Sie mir meinen Lieblingswunsch erfüllten. Ich wünschte, sie besser lohnen zu können.

Ihr herzliches Nachempfinden meiner Intentionen auf den Proben bleibt mir ein Schatz, den ich mir aus dem Schiffbruche rette.

Inwieweit ich selbst die Schuld am Mißerfolge durch schlechte Disposition trage, kann ich nicht beurtheilen. Es war aber, glaube ich, menschlich, daß mich das langsame Erfrieren des Publikums mehr mit Wehmuth als mit Drollerie erfüllte.

Mit herzlichem Gruße Ihr dankbar ergebener

Hugo Thimig.

[1] „Der Diener zweier Herren", Lustspiel in zwei Akten von Goldoni, wurde am 27. Februar 1888 zum erstenmal im Burgtheater gegeben.

Sonnenthal an Hugo Thimig.

28. Februar 1888.

Mein theurer Freund!

So weich auch sonst mein Gemüth sein mag und so leicht ich mich auch sonst von echten Thränen rühren lasse, Ihre Grabesrede über den armen „Truffaldino" hat es leider nicht

vermocht, und ich mußte, trotz Ihrer Trauer-Grimasse, bei dem Gedanken an den lieben, lustigen, drolligen, graziösen Kerl noch nachträglich hell auflachen, von dem echten, wahrhaften, künstlerischen Genuß, den Sie mir und aller Welt verschafft, gar nicht zu reden. Von Reue kann also meinerseits gar nicht die Rede sein, vielmehr danke ich Ihnen, daß Sie mich auf das Stück aufmerksam gemacht, und wenn es auch seinem Wesen nach für unseren heutigen Geschmack allerdings etwas antiquiert sein mag — und das wußte ich im Vorhinein — so ist Ihre Leistung doch eine so eminent künstlerische, daß diese allein hinreichen wird, dem Stück eine bleibende Stelle im Repertoire des Burgtheaters zu verschaffen. So wie das Publikum seinerzeit hinging, um La Roche in den „Pagenstreichen“ zu sehen, so wird man Thimig als „Truffaldino“ sehen wollen, wenigstens zweimal im Jahr und am Faschingdienstag ganz gewiß, und ich prophezeihe Ihnen, daß Sie noch viele Jahre auf der Brücke in Venedig lungern werden.[1]

Heute in aller Frühe hat der Erzherzog Karl Ludwig zu mir geschickt und mich fragen lassen, ob Montag ganz gewiß die Stücke wiederholt werden, da er heute und Freitag abgehalten ist, wiederzukommen, so sehr hätte er und die Hohe Familie sich unterhalten. Wie mir Baron Berger mitteilt, soll Speidel ganz entzückt vom Stücke und enthusiasmirt von Ihnen gewesen sein, und will sogar dem Publikum ob seiner Nüchternheit zum Schlusse eine Pauke halten. — Also trockne Deine Thränen und „speel du nur wieder goot, min Jung!“

Mit herzlichen Grüßen Ihr treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Das Stück erlebte zweiundzwanzig Wiederholungen, die letzte am 17. Mai 1900.

Ludwig Speidel an Sonnenthal.

Wien, 22. Juni 1888.

Verehrtester Freund!

Als Sie letzthin bei mir waren, hatte ich nicht den Muth, Sie, den Überbeschäftigten, um einen Dienst anzusprechen, an dessen Erfüllung mir doch so viel liegt. Sie wissen ja, daß

ich über das Burgtheater 1848—1888 schreibe. Nun haben Sie Ludwig Löwe — im Genetiv leonis — so gut gekannt, wie vielleicht kein Zweiter. Es wäre herrlich, wenn Sie mir einige Worte über seine künstlerische Bedeutung schrieben und mir über ein paar Rollen von ihm Einzelheiten mitteilen würden. Vielleicht haben Sie dann noch ein paar goldene Worte über Anschütz, Fichtner, La Roche und über die an diese großen Künstler sich knüpfende Burgtheater-Tradition, die in Ihnen ja Fleisch und Person geworden. Also einer jener Briefe, die Ihnen so anmuthig aus der Feder fließen!

Wenn es Ihnen lästig ist, sagen Sie Nein. Sie wissen ja verbindlicher zu versagen, als andere zu gewähren.

Ihr ergebenster

Ludwig Speidel.

Sonnenthal an Ludwig Speidel.

Wien, 26. Juni 1888.

Theuerster Freund!

Ihr Mitleid mit dem „Überbeschäftigten“ ist übel angewendet, denn Sie wissen nur zu gut, daß man nie weniger Zeit hat, als wenn man gar nichts, und nie mehr Zeit hat, als wenn man sehr viel zu thun hat. Also, ich habe Zeit, und für Sie — immer.

Also Ludwig Löwe: Es war am 10. November 1861, als ich zum erstenmale den Max Piccolomini spielte. Wir hatten Vormittag Probe und ich hielt mich während meiner unbeschäftigten Scenen in der Damengarderobe — unser damaliges und noch heutiges Foyer — auf. Ich war begreiflicherweise sehr aufgeregt, und da war es, daß mich Julie Rettich encouragirte. „Jammerschade ist es,“ sprach sie, „daß Sie Löwe nicht als Max gesehen,“ und dabei fügte sie die denkwürdigen Worte hinzu, die ich schon einmal von ihr gehört: „Löwe war überhaupt der einzige Schauspieler, der einem Weibe auf dem Theater seine Liebe erklären konnte.“ — Und so war es und ist es noch. Ich selbst habe ihn ja nicht mehr in

seinen Liebhaber- und Heldenrollen gesehen, aber in den drei Jahren, in denen ich bei ihm wohnte, hatte ich mehr als einmal Gelegenheit, mich vom Ausspruche der Rettich zu überzeugen.

Ich sollte nämlich den Romeo spielen,[1] und hatte vor diesem poetischesten aller sinnlichen Liebhaber eine Höllenangst. In solchen Fällen holte ich mir immer Rath bei Löwe. Ich klopfte also eines Morgens an unsere Verbindungsthüre. „Papa, störe ich nicht?" — „Komm nur, mein Junge," tönte es in seinem rauhen, beinahe krächzenden Organe herüber, und eine Minute später stand ich mit meiner Rolle vor ihm. Ich fand ihn eben, als er gerade eines seiner berühmten „Hundelieder" dichtete, deren Spitze gewöhnlich gegen Laube oder gegen einen seiner mißliebigen Collegen gerichtet war — also durchaus nicht in der Romeo-Stimmung. Zudem sein etwas phantastisches Morgenkostüm: türkischer Schlafrock, rothe Beinkleider, Fez auf dem Kopfe und der unvermeidliche Tschibuk im Munde. „Was soll's?" schrie er mich gutmüthig an. Ich hob die Rolle hoch. „Der Romeo macht mir Schmerzen, Papa — wollten Sie vielleicht — — —?"

Ohne ein Wort zu reden, nahm er mir die Rolle aus der Hand. „Laß hören." — Wir fingen mit der Balconscene an — er brachte mir die Reden der Julia und ich sprach die Scene durch. Er unterbrach mich nicht ein einzigesmal und ich freute mich schon innerlich, indem ich sein Stillschweigen für Beifall hielt. Als ich jedoch geendigt, erhob er sich langsam, stellte seinen Tschibuk bedächtig in eine Ecke, und sagte: „So, jetzt setz' Du Dich hin und bring' mir die Stichworte, jetzt werde ich Dir die Scene vorspielen." —

Ich habe Ihnen vorhin sein Kostüm geschildert und Sie werden es begreiflich finden, daß ich meine ganze Phantasie zu Hilfe nehmen mußte, um den nahezu siebzigjährigen Mann mit den breiten Schultern (kaum über Mittelgröße), mit dem türkischen Schlafrock und dem Fez, für einen Romeo zu halten. Er begann.

Gleich nach den ersten zehn Versen, die er gesprochen, war mir's, als ob ich alten Tokayer getrunken hätte; wie feuriges Gold rieselte es durch meine Adern. Die kleine untersetzte

Gestalt vor mir streckte sich, sie wurde schlank, elastisch, das heisere Organ verwandelte sich in das melodische Liebesgeflüster eines zwanzigjährigen Jünglings, die kleinen blauen Augen funkelten in einem sinnlichen Glanze, der geradezu fascinirend war, dazu die edle Plastik in allen seinen Bewegungen, und, was das Bezauberndste war, das war eine gewisse Schelmerei im Ausdruck, die unnachahmlich und nur ihm eigen war. Ich habe sie an keinem anderen Künstler mehr gefunden. Fichtner z. B., der für mich die personificirte Grazie und Liebenswürdigkeit war, von dem man — unbeschadet Goethe, der uns an edle Frauen verweist — unbedingt lernen konnte, was sich ziemt, zum Mindesten auf dem Theater, Fichtner, der Charmeur par excellence — diesen poetisch-schelmischen Zug, der bei Löwe so unwiderstehlich hinriß, fand ich selbst bei Fichtner nicht. Es war dies ein hervorstechendes Merkmal in Löwes starker künstlerischer Individualität, die bei fast all seinen (auch späteren älteren) Rollen zum Durchbruch kam. Ich erinnere nur an seinen Holofernes, den ich noch sah, und dieser Zug war es auch, der das Publikum eines Abends in Heinrich IV. so enthusiasmirte, daß es die Scene des Percy mit seiner Gattin à tout prix zur Wiederholung verlangte. Worin es lag, ich könnte es nicht definiren, ich glaube hauptsächlich in seinen Augen; diese konnten so bezaubernd lachen, wie keine anderen.

Doch um wieder auf Romeo zu kommen: nachdem er mir die Liebesscene vorgespielt und ich einsah, daß ich sie nie und nimmer so werde spielen können, bat ich ihn nun auch um die leidenschaftliche Scene beim Pater Lorenzo und er spielte mir auch diese vor. — Und nun sah ich Löwe erst in seiner ganzen Größe! Ach, daß man so etwas nicht fixiren kann, daß unsere Kunst immer nur an den Tag, die Stunde, ja nur an den Augenblick der göttlichen Eingebung gebunden ist, daß wir Epigonen alles nur auf Treu und Glauben hinnehmen müssen, was unsere Vorfahren uns davon berichten! Es war unbeschreiblich, wie hinreißend er diese Scene spielte. Hinreißend — ich glaube, das ist das eigentliche Charakteristikon für Ludwig Löwe. Seine Gluth, sein Feuer packte den Zuhörer mit elementarer Gewalt, man folgte ihm durch Dick und

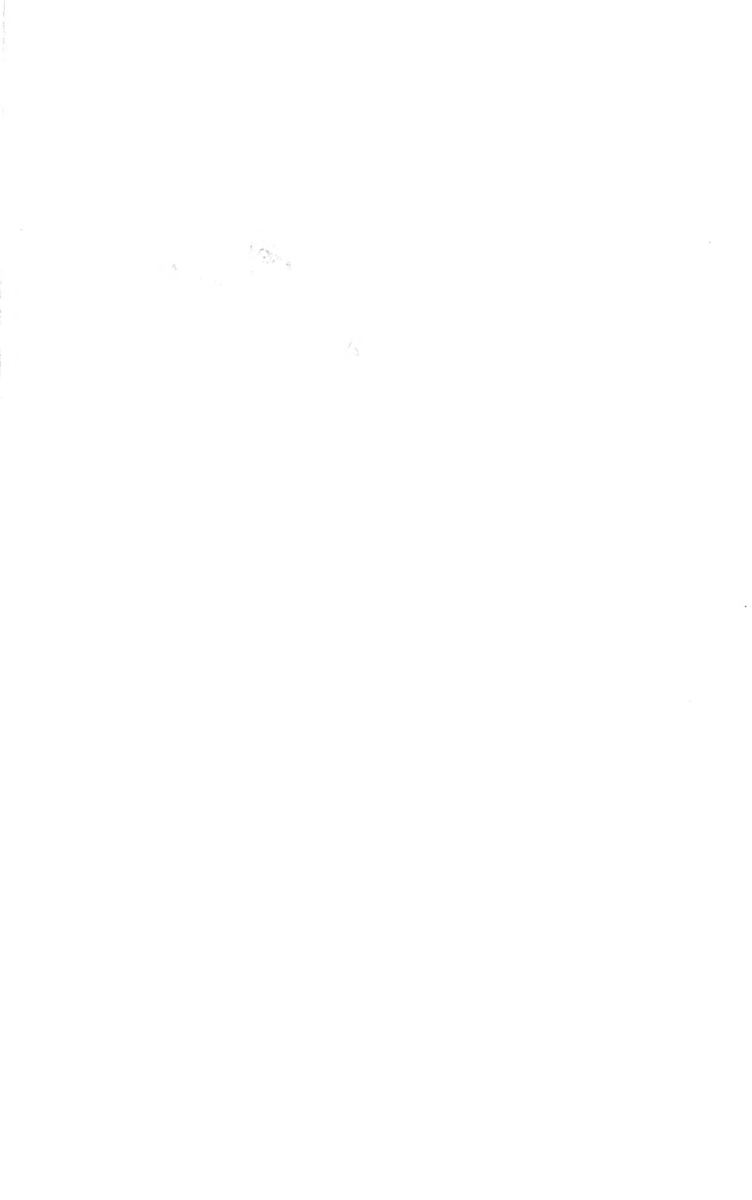
Dünn, man war von dieser übersprudelnden Leidenschaft mit fortgerissen, ohne sich Rechenschaft geben zu können, ohne sie sich geben zu wollen. Und diesen Eindruck machte er auf mich als hoher Sechziger, mit dem rothen Fez und dem türkischen Schlafrock. Aber als er sich im Feuer der Leidenschaft auf die Erde warf, als er statt eines Dolches die lange Papierschere von seinem Schreibtisch ergriff und sie in einer unnachahmlichen Pose auf seine Brust zückte — — da sah ich keinen Fez, keinen Schlafrock, keinen alten Mann vor mir, ich sah nur noch Romeo und ich fiel ihm um den Hals und küßte ihn ab, als wäre ich seine Julia gewesen. — —

Ich mußte später oftmals hören, Löwe sei Naturalist gewesen. Ja, Du lieber Gott, er war eine gewaltige Natur, aber diese Natur wurde durch die vollendetste Kunst gezügelt. Ich konnte ihn stundenlang über die Auffassungen seiner Rollen sprechen und eindringlich, überzeugend sprechen hören, daß man es augenblicklich als Lehren für alle Zeiten hätte niederschreiben können — jeder Zug, jede kleinste Nuance seiner Rollen war durchdacht, durchgeistigt. Daß ihn seine leidenschaftliche Natur hauptsächlich auf den Rollenkreis leidenschaftlicher Charaktere hinwies, und daß er in diesen von keinem Zweiten erreicht wurde, ist ja begreiflich, aber Naturalist im rohen Sinne des Wortes war er gewiß nicht.

War Ludwig Löwe Meister der Action, so war Anschütz[2] Meister der Rede; ich meine nicht etwa der pathetischen Redekunst, die für den Schauspieler oft mißlich werden kann, denn sie macht ihn zum Prediger und im besten Falle zum Rhetoriker, die Bühne aber verlangt vor allem Aktualität — er war vielmehr Meister des *Wortes*, er besaß eine Plastik des Wortes, wie vor ihm und nach ihm kein Zweiter, durch eine einzige Biegung in der Stimme erzielte er Wirkungen, die ein Anderer mit noch so großen dramatischen Hilfsmitteln nicht hervorzurufen vermochte. Dabei agirte er so viel wie gar nicht — Hände und Beine kamen bei ihm in zweiter Linie — das Wort war ihm Alles. Dazu ein Organ, wie ich es edler, schöner, mächtiger nie wieder gehört; er konnte mit diesem Organ Alles machen, es wurde nie müde — auch in den anstrengendsten



Sonnenthal als Bolingbroke.
(In Scribes „Ein Glas Wasser“.)



Rollen und bis in sein spätestes Alter behielt es seinen bezaubernd melodischen Klang. Mit einem solchen Organ so sprechen zu können, das ist eben die höchste Vollendung. Daß Anschütz Meister der Thräne war, daß er rühren konnte wie kein Anderer, haben wohl Alle erfahren, die ihn je in einer seiner bürgerlichen Rollen gesehen. Nach dieser Richtung stand ihm Fichtner zunächst — ich erinnere mich, daß ich einmal auf offener Scene neben Fichtner stehend — es war in „Vater und Sohn" — dermaßen gepackt wurde, daß mir die hellen Thränen über die Backen liefen.

Ach ja, Fichtner, Anschütz,[3] Löwe und — La Roche, the last, but not the least — nein, gewiß nicht der Geringste! Ein Meister der Schauspielkunst gleich den Andern. Gerade von ihm habe ich vielleicht den reinsten künstlerischen Eindruck empfangen, mag sein, daß ich neben ihm am längsten gewirkt, mein Urtheil gereifter und ich um so künstlerischer empfing, mag auch sein, daß, während bei den anderen Meistern die Jahre doch hie und da ihr Recht forderten, La Roche gerade in seinen letzten Lebensjahren auf dem Zenithe seiner Kunst stand, mag auch sein, daß er sich in seinen letzten Lebensjahren nur dem einen, von ihm souverän beherrschten Fache der „pères nobles" zugewendet, in welchem Fache er unerreicht war. Ich habe ihn allerdings noch in den fünfziger Jahren auch in tragischen Rollen gesehen, in welchen er mir aber nicht jenen unverfälschten künstlerischen Eindruck machte, wie eben in den späteren Jahren. Es war ganz merkwürdig: die Tragik lag seinem Wesen, das nur Gemütlichkeit, Wohlleben, vornehme Nonchalance atmete, so ferne, daß er sich für diese ein ganz anderes Organ erst künstlich zurechtlegen mußte, und es geschah oft, daß wenn La Roche eine tragische Rolle spielte und man zufällig nicht auf die Bühne sah, man versucht war, zwei ganz verschiedene Personen zu hören. Aber später, als er nach und nach die tragischen Rollen abstreifte, und nur seine humoristischen Väter — vornehme oder bürgerliche — spielte, da war er einzig, unnachahmlich, unerreichbar.

Ja, mein Lieber, das war das seltene, vierblättrige Kleeblatt, das ich Glücklicher in dem heiligen Hain, Burgtheater

genannt, auf meinen ersten künstlerischen Lebenswegen gefunden. Ich habe geschwelgt in dem Anblick dieser herrlichen Vorbilder, ich habe mir ihre Schule, die ja die Schule, die Tradition des Burgtheaters ist, zu Nutzen gemacht, und wenn ich wirklich etwas fürs Burgtheater leiste, so ist es hauptsächlich mein Bestreben, diese Schule, diese Tradition, so weit ich sie in mir aufnehmen konnte, auf meine jüngeren Collegen zu übertragen.

— — — — — — — — — — — — — —

Nun, mein Theuerster, bitte ich Sie nur um Entschuldigung, daß Sie diese Zeilen nicht schon früher erhielten, aber ich mußte die Feder mindestens zehnmal aus der Hand legen — ich hatte doch manchmal etwas zu thun — und nur diesem Umstand ist es zuzuschreiben, wenn Sie manches Unzusammenhängende darin finden werden. Doch ist mir nicht bange, daß Sie sich ein Ganzes daraus bilden.

Nochmals alles Schöne, Liebe, Angenehme für den Sommer, für Sie und Ihre Lieben Alle, von Ihrem treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Sonnenthal spielte den Romeo zum erstenmal im Engagement am 13. Februar 1857. — [2] Heinrich Anschütz, geb. 8. Februar 1785 zu Luckau in der Nieder-Lausitz, vom 1. Mai 1821 bis zu seinem Tode — 29. Dezember 1865 — in den Rollen der tragischen und bürgerlichen Helden und Heldenväter eine unübertreffliche Stütze und Säule des Burgtheaters. — [3] Laube charakterisiert die beiden ausgezeichneten Künstler auch als Menschen mit folgenden Worten: „Pflichtgetreu im strengsten Sinne des Wortes, bescheiden bei größten Leistungen, bereit zu jeder Anstrengung, wenn das Wohl des Ganzen in Rede kam, kurz in Allem hingebend an die guten Traditionen des Instituts."

Dr. Alfred Freiherr von Berger an Sonnenthal.

St. Wolfgang, 13. Juli 1888.

Verehrter Herr Director!

... Ich wüßte nichts zu melden, was des Erzählens werth wäre. „Ich jage das Rothwild, ich folge dem Reh," wie Burns singt; darin geht mein ganzes hiesiges Leben auf. Das Wetter ist zwar elend, ich bin aber doch beinahe immer im Wald und auf den Bergen. Jeder Regenguß, in den ich

gerathe, spült etwas von dem Firnis der Kultur von mir weg und ich gebe mich dem allmähligen Verwildern mit Inbrunst und Überzeugung hin. — Kürzlich traf mich der Unfall, daß ich einen Blick in ein mitgenommenes Manuskript, ein Trauerspiel, warf. Da las ich eine Scene, in welcher ein Jüngling den Entführer seiner Braut so apostrophirt:

„Verfluchter Weiberleiberräuber Ihr!" ...

Und nun, ehe ich schließe, gestatten Sie mir schriftlich nachzuholen, was ich versäumt habe mündlich zu thun, nämlich Ihnen auf das Wärmste und Innigste zu danken für all' die Freundschaft und Herzlichkeit, mit der Sie mir in diesem ersten Jahre meiner amtlichen Thätigkeit am Burgtheater entgegengekommen sind. Dieses Jahr war eines der besten, bildendsten und innerlich reichsten, die ich je durchlebt habe, und ich weiß und fühle tief, daß ich das in allererster Reihe Ihnen danke.

Mit der Bitte, Hartmann und Robert herzlich von mir zu grüßen, in Verehrung und Dankbarkeit

Ihr treu ergebener

Berger.

Friedrich Mitterwurzer an Sonnenthal.

Prag, 20. Juli 1888.

Sehr geehrter Herr Director!

Genehmigen Sie, bitte, meinen herzlichen Dank für Ihre Depesche. Mein Contract ist damit annullirt, der Vertrag gelöst.[1] Es erübrigt mir für jetzt nur, Sie höflichst und herzlichst zu ersuchen, mir Ihre freundliche Gesinnung auch fernerhin zu bewahren. Glauben Sie mir, die Blume, welche Sie mir in Wien verehrten, ist nicht vergessen und die große Liebenswürdigkeit, welche in der kleinen Gabe lag, hat mich tiefer getroffen, als Sie vielleicht glauben. Wie dem auch sei — ich bitte um Ihre fernere freundliche Gesinnung für mich und diejenigen, die meinen Namen tragen.

Wie stets und immer Ihr hochachtungsvollst ergebener

Mitterwurzer.

[1] Sonnenthal hatte im Dezember 1887 mit Mitterwurzer einen Kontrakt abgeschlossen, der ihn schon für das Spieljahr 1888/89 an das Burgtheater verpflichtete. Dieser Kontrakt wurde aber nun von Mitterwurzer wieder rückgängig gemacht, da er sich endgültig nicht entschließen konnte, die Bedingungen der Obersten Theaterbehörde, die Mitterwurzer hauptsächlich als glänzenden Episodendarsteller ins Auge gefaßt hatte, zu akzeptieren.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Bad Schmeks, bei Popráb (Ungarn), 4. August 1888.

Mein lieber Adolf!

Wo steckst Du jetzt? Und hättest Du zwei Stunden Zeit und Lust, um ein ziemlich ausgelassenes Lustspiel von mir zu lesen?[1] Reinschrift in Typen, also müheloseste Lectüre. Es kommt frisch von der Kuh und es ist bis jetzt blos von den Machthabern des Deutschen Theaters gelesen, die so ungewöhnlich erbaut davon sind, daß ich Muth bekommen habe. Eines darf ich Dir sagen: es ist lustig und wird Dich nicht langweilen. Antworte mir wenn möglich umgehend. Wenn mich Deine Antwort bis zum 8. (brieflich oder telegrafisch) erreichen kann, so gib mir hierher Bescheid; vom 9. bis 12.: Wien, Hotel Impérial. Dann Berlin. Ich respektire die Freiheit Deiner Ferien und werde es Dir durchaus nicht verübeln, wenn Du mich auf später vertröstest. Wenn ich nicht das bestimmte Gefühl hätte, daß ich Dir nichts Unangenehmes zumuthe und daß Dir die Lectüre vielleicht sogar einige regnerische Stunden ganz erheiternd aushellen dürfte, würde ich Dich gar nicht behelligen.

Ich bin hier mit meinen beiden Kindern und unserer alten Christel ruhig und beschaulich in dem schönen Schmeks. Aus trüber Stimmung habe ich mich im wahren Sinne des Wortes herausgearbeitet. „Aus meinen großen Schmerzen mach' ich die kleinen Lieder," singt Heine. Es geht uns Allen gut.

In alter Herzlichkeit mit tausend Grüßen

Dein

Paul Lindau.

[1] „Die beiden Leonoren."

Sonnenthal an Paul Lindau.

Pörtschach am Wörthersee,[1] 20. August 1888.

Liebster Paul!

Dir unbedingt abzurathen, Deine „reizende Frau"[2] der Direction des Burgtheaters einzureichen, wäre gegen meine künstlerische Überzeugung; wohl aber glaube ich kaum, daß das Stück in dieser Fassung angenommen würde. Ohne Parabole: mir haben die ersten zwei Akte, namentlich der zweite, ausnehmend gut gefallen. Der dritte ist schwach und der vierte ganz und gar überflüssig. Warum müssen es denn vier Akte sein? Die zwei letzten Akte ließen sich vortrefflich zusammenziehen und ich glaube, sie würden unendlich gewinnen, wenn der Ballast (Brosius und Minna), die im letzten Akte nur unnützerweise aufhalten, über Bord geworfen würde. Leonore hat ihren Umschwung zwischen zweiten und dritten Akt in aller Stille bewerkstelligt und ist für die Einwilligung der Heirath Lorchens mit Hermann genugsam präparirt. Wenn Du nun die auseinandersetzende Scene zwischen ihr und ihrem Manne zu Anfang des dritten Aktes verlegtest, dann käme zum Schluß eine Auseinandersetzung zwischen Hermann und Leonore, gleich hinterdrein die Werbung, die Einwilligung, und der natürliche Schluß. — Dieser Schluß wird aber, so wie er jetzt vorliegt, nur künstlich hinausgeschoben, und nicht gerade in heiterer oder amusanter Weise, und der Erfolg wird dadurch in bedenklicher Art gefährdet, und das wäre schade, denn ich glaube, es könnte mit diesen geringen Änderungen ein tüchtiges Stück daraus werden.

Du sagst mir, Andere wären von dem Stücke in seiner jetzigen Fassung entzückt — Du begreifst, daß es mir doppelt schwer fallen muß, gegen sicherlich maßgebende Urtheile anzukämpfen, aber ich glaube, daß meine Ansicht diesmal die richtigere ist.

Sei mir deshalb nicht böse und sei herzlich umarmt von Deinem treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Sonnenthal befand sich diesen Sommer nach absolvierter Badekur mit seiner Familie in Pörtschach am Wörthersee. Den Grundelsee hatte er, des rauhen Klimas wegen, das den Kindern nicht zuträglich war, ganz aufgegeben. — [2] Das war der Titel, den Lindau seinem später „Die beiden Leonoren" umgetauften Lustspiel zunächst gegeben hatte.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Berlin, den 25. August 1888.

Liebster Adolf!

Deinen Brief mit meinem Stück habe ich erst gestern Abend erhalten. Ich danke Dir herzlich für Deine Mühe. Daß es mir natürlich mehr Spaß gemacht haben würde, wenn Du mir so unbedingt wie die Andern hättest zustimmen können, brauche ich Dir nicht zu sagen; aber ebensowenig wird es nothwendig sein, Dir die Versicherung zu geben, daß ich mich von Deiner Kritik nicht im Mindesten verletzt fühle. Ich weiß, daß sich niemand mehr über Deinen Irrthum freuen würde, als Du selbst. Zu einer Umarbeitung des Stückes in Deinem Sinne kann ich mich einstweilen noch nicht verstehen. Du wirst es auch ganz natürlich finden. Die gründlichste Kritik ist ja viel schneller geschrieben, als das oberflächlichste Stück, und es versteht sich von selbst, daß ich mir das, was Du jetzt bei mir anregst, schon vorher gesagt hatte und doch die Entscheidung in meinem Sinne getroffen habe. Ich lasse das Stück vorderhand so wie es ist und behalte mir die etwa erforderlichen Arbeiten für die praktische Thätigkeit während der Proben vor. Unter diesen Umständen nehme ich also auch vorderhand davon Abstand, das Stück dem Burgtheater einzureichen.[1]

Mit herzlichem Gruß Dein

Paul.

[1] „Die beiden Leonoren", Lustspiel in vier Akten von Paul Lindau, wurde am 6. Dezember 1889 mit großem Erfolge am Burgtheater gegeben und erhielt sich ständig auf dem Repertoire.

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

Friedstein, den 7. September 1888.

Lieber Herr von Sonnenthal!

Wollen Sie die große Güte haben, mein aufrichtigstes Beileid der Tochter des Herrn Meixner auszusprechen.[1] Ich gedenke mit Wehmuth des frohen Abends im Augarten, wo der greise Künstler so kindlich heiter am Tand der Bänder und Sterne sich erfreute!

Ihnen wünsche ich von Herzen gestählte Kraft für die Sie erwartenden Anstrengungen und Aufregungen. Glück auf ins neue Heim!

Fürstin Marie Hohenlohe.

[1] Meixner starb am 5. September 1888, 74 Jahre alt, und wurde am 8. September begraben. Sonnenthal hielt die Grabrede.

Sonnenthal an Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Wien, den 10. September 1888.

Eure Durchlaucht!

Alles Liebe und Gute was jedem Einzelnen von uns, was dem Burgtheater widerfährt, fühle ich doppelt mit und ich danke Eurer Durchlaucht von ganzem Herzen für die zarte Erinnerung, die Sie unserem unvergeßlichen Collegen angedeihen ließen. Sein armes verwaistes Kind, das Sie durch Ihre lieben Worte überglücklich machten, wird wohl noch selbst seinen Dank aussprechen.

Ja, meine gnädigste Fürstin, es war ein harter Schlag fürs Burgtheater, denn die ganz eigenartig ausgeprägte künstlerische Individualität Meixners kommt nie wieder. Und noch ein anderer herber Schlag bedroht uns: Graf O'Sullivan geht seinem Ende entgegen und diesmal ist es leider sehr ernst, es ist nur noch eine Frage von Wochen. Nun, abgesehen von dem schmerzlichen Verluste dieses prächtigen Menschen, dieses liebenswürdigen vornehmen Geistes, stand er an der Seite unserer

Wolter als ihr geistiger Berather, als ihr seelischer Halt und ich fürchte, ich fürchte, daß dieser Schlag uns Alle treffen wird. „In Bereitschaft sein ist Alles," sagt Hamlet und vorderhand bleibt auch mir nichts anderes übrig ...

Nochmals tausend Dank für Ihre lieben Worte, auch für die mich persönlich berührenden liebenswürdigen Wünsche, und mit dem Ausdruck meiner unbegrenztesten treuen Verehrung verbleibe ich

Euer Durchlaucht treu ergebener

A. Sonnenthal.

Aus einem Briefe Sonnenthals an seine Tochter.

Wien, 13. September 1888.

... Gestern war. wieder ein schwerer Tag für mich. Um zwei Uhr das Leichenbegängnis des armen Sullivan in Hietzing, bei welchem ich wieder die Grabrede sprechen mußte. Um vier Uhr Audienz beim Erzherzog Karl Ludwig, der mich vor seiner längeren Reise nochmals sehen wollte, und Abends „Fabricius". Zum Überfluß aber läßt die Hohenfels, die aus dem Wagen stürzte und sich einige Contusionen zuzog, für heute absagen und ich muß wieder einspringen („Rosenkranz"). Unter solchen Verhältnissen begreifst Du wohl, daß ich nicht daran denken kann, mich auch nur eine Stunde von Wien zu entfernen, und daß ich meinen geplanten Besuch in Reichenau aufgeben muß. Außerdem geht es jetzt ernstlich an die Übersiedlung ins neue Haus und ich hätte keine Minute ruhigen Sitzfleisches irgend anderswo.

Du kannst Dir denken, wie mich diese letzten Tage alterirt haben, namentlich der Tod des armen Grafen, zu dessen Sterbestunde ich zufällig kam und ihm faktisch die Augen zudrückte. Der Jammer der Wolter, die Trostlosigkeit des ersten Augenblicks — es war furchtbar.

Das Leichenbegängnis war würdig und rührend. Bei meiner Grabrede schluchzte alle Welt — ich natürlich zunächst. Nun vorüber — Friede seiner Asche!

Bei dem Allen fühle ich mich körperlich wohl und muß meinem Schöpfer danken, denn wenn ich jetzt ausspanne, dann bricht das Chaos ein. Also halten wir uns aufrecht, da es sein muß ...

Dr. August Förster an Sonnenthal.

Berlin, den 11. Oktober 1888.

Lieber Freund!

Auf die Gefahr hin, daß Du im Trubel des Zelte-Abbrechens und Aufschlagens wenig Aufmerksamkeit für mich erübrigst, schreibe ich Dir doch zwei Worte, hoffend, daß der Briefträger Dir dieselben zu leidlich opportunem Augenblick in die Hände spielt.

Zunächst also: meine Thräne beim Abschied am 13., mein herzliches Glückauf zum 14.! Wie ich darunter leide, daß ich Eurer Einladung nicht folgen darf! Und doch, wer weiß, wozu's gut ist. Es hätte mich wohl furchtbar hergenommen. Also sage ich mit dem Abraham Mosenthals: „Auch das ist zum Guten."

Dann: ich habe mir eine kleine Grillparzerfeier gerichtet, die eine Art Burgtheaterfeier ist im Deutschen Theater. Denke Dir, daß „Die Jüdin von Toledo" ein Zug- und Kassenstück allerstärkster Art geworden ist! Ich erlebe damit Freude und Genugthuung nach allen Seiten. Das Burgtheater muß diese seinerzeit verworfene Perle neu fassen. Wo ist aber jetzt ein König, wie Du es damals warst und wie es Kainz bei uns ist?!

Wenn Eure Feier- und Ehrentage vorüber, dann stell' ich mich wieder ein mit Freundesgruß. Heute aus tiefster Seele ein „Fahr' wohl, Du altes Haus!" und ein „Glück auf ins neue Heim!"

Dein

August Förster.

Am 13. Oktober 1888 fand die letzte Vorstellung im alten Hause auf dem Michaelerplatz mit einer Aufführung von Goethes „Iphigenie auf Tauris" statt, in welcher die Wolter als Iphigenie, Hallenstein als Thoas, Krastel als Orest, Hartmann als Pylades und Baumeister als

Arkas ihr Bestes gaben. Hierauf folgte ein Epilog aus der Feder Baron Alfred von Bergers, welchen Sonnenthal, umgeben von dem gesamten Künstlerpersonale des Burgtheaters, in tiefer Ergriffenheit sprach.

Nachdem der Vorhang zum letztenmal gefallen war, versammelte sich alles, was zum Burgtheater gehörte — Generalintendant Baron Bezecny, der artistische Sekretär Baron Dr. von Berger, der provisorische Direktor und das gesamte Künstler- sowie technische Personal — zu einer intimen Abschiedsfeier auf der alten ehrwürdigen Bühne. Sonnenthal hielt eine kurze Ansprache, die mit einem Hoch auf den Kaiser und auf das Wohl des Kaiserhauses ausklang. Unter den Tönen der Volkshymne wurden die Champagnergläser geleert und sodann zur Erde geschleudert, wo sie zu Scherben zersplitterten. Aber nicht alle Gläser zerbrachen — und wenige Tage später überraschte Thimig seine Kollegen Sonnenthal, Hartmann und Schöne mit der Überreichung dieser Gläser, in die er die Inschrift hatte gravieren lassen: „Nach der Schlußvorstellung. Letzter Trunk auf der Bühne des alten Burgtheaters." Dieses Glas wurde von Sonnenthal pietätvoll aufbewahrt.

Am 14. Oktober fand die Eröffnung des neuen Hauses auf dem Franzensringe statt. Sie begann mit einem szenischen Prolog von Josef Ritter von Weilen, in dem Sonnenthal den „Geist des alten Burgtheaters", Frau Wolter die „Poesie", Fräulein Hohenfels die „Thalia" und Frau Gabillon die „Melpomene" darstellte, und zum Schlusse wieder das gesamte Künstlerpersonal die Bühne betrat. Hierauf folgte eine Vorstellung von Grillparzers dramatischem Fragmente „Esther" mit Sonnenthal als Ahasver, Fräulein Barsescu als Esther, Lewinsky als Haman und Hallenstein als Mardochai. Den Beschluß bildete eine Aufführung von „Wallensteins Lager" mit Gabillon als Wachtmeister, Hartmann als holkischer Jäger und Baumeister als Kapuziner. — Der ganze Hof war bei der Abschiedsfeier im alten und der Eröffnungsfeier im neuen Hause zugegen.

Vier Tage später richtete Sonnenthal folgendes Schreiben an den Generalintendanten Freiherrn von Bezecny:

Wien, 18. Oktober 1888.

Eure Excellenz!

Hochzuverehrender Herr Generalintendant!

Es fällt mir unendlich schwer, Angesichts des Übersiedlungs-Stadiums, in welchem sich das k. k. Hofburgtheater im gegenwärtigen Augenblicke befindet, Eure Excellenz ergebenst und dringendst zu bitten, mich von dem Amte des provisorischen Leiters des Burgtheaters — so ehrenvoll und schmeichelhaft auch dieses für mich sein mag — ehestens gütigst entheben zu

wollen. Aber ich habe die traurige Überzeugung gewonnen, daß sowohl die physische Überbürdung der Arbeit, wie in noch höherem Grade die hohe moralische und künstlerische Verantwortlichkeit, die dieser Vertrauensposten auferlegt, meine Kräfte in Kurzem ganz und gar aufreiben würde.

Ich wäre schon längst mit dieser meiner Bitte an Eure Excellenz herangetreten, wenn ich Eurer Excellenz gegenüber nicht die Verpflichtung übernommen hätte, trotz der schwierigsten, kaum zu überwindenden Hindernisse, die sich in technischer wie künstlerischer Hinsicht entgegenstellten, die Übersiedlung ins neue Haus zu bewerkstelligen. Dieselbe hat nunmehr mit äußerster Anspannung aller Kräfte und — ich muß es schon zu unser aller eigenster Befriedigung sagen — so exact und künstlerisch als nur immer möglich stattgefunden, und ich wiederhole nunmehr meine ergebenste und dringendste Bitte, mich baldmöglichst von meinem Vertrauensamte entheben zu wollen, um wieder mit freiem Geiste und entlastetem Gemüthe dem Institute, dem ich mit Leib und Seele angehöre, als Künstler — und nur als solcher — meine schwachen Dienste widmen zu können. — Ich werde es nie vergessen, mit welch künstlerischem Geiste, mit welch edlem Wohlwollen, mit welch liebevoller Nachsicht mir Eure Excellenz in dieser schweren Zeit meines Provisoriums hilfreich zur Seite standen, und meiner aufrichtigsten innigsten Dankbarkeit hiefür mögen sich Eure Excellenz versichert halten.

Mit dem Ausdruck meiner unbegrenzten Hochachtung habe ich die Ehre zu verbleiben

Euer Excellenz gehorsamst ergebener
A. Sonnenthal.
Provisorischer Leiter des k. k. Hofburgtheaters.

Anschließend an dieses Schreiben Sonnenthals sendete der Generalintendant Freiherr von Bezecny folgenden vom 27. Oktober 1888 datierten Bericht an den Obersthofmeister Fürsten zu Hohenlohe:

Durchlauchtig hochgeborener Fürst!

Der Oberregisseur des Hofburgtheaters, Adolf Ritter von Sonnenthal, welchem nach Wilbrandts Rücktritt die artistische Leitung des Hofburgtheaters übertragen worden war, hat am 18. d. M. eine Eingabe

an mich gerichtet, worin er die Besorgnis ausspricht, daß die physische Überbürdung, noch mehr aber die hohe moralische und künstlerische Verantwortlichkeit, welche jener ehrenvolle Vertrauensposten mit sich bringe, seine Kräfte binnen Kurzem gänzlich aufreiben müßte, und daher die dringende Bitte stellt, von demselben baldmöglichst enthoben zu werden, um wieder mit freiem Geiste und entlastetem Gemüthe dem Institute als Künstler, und nur als solcher, seine Dienste widmen zu können.

Das Ansuchen Sonnenthals hat mich nicht überrascht, wenngleich ich gestehen muß, daß ich dasselbe nicht gerade jetzt, knapp nachdem das Burgtheater in das neue Haus eingezogen ist, sondern erst zu einem späteren Zeitpunkte erwartet hätte, bis zu welchem auch die vorbereiteten Vereinbarungen mit seinem Nachfolger, d. i. mit einem definitiven Director, zur Reife gediehen wären. Doch verkenne ich nicht das Gewicht der Gründe, welche Sonnenthals Entschluß beschleunigt haben, und theile seine Befürchtung, daß eine noch länger währende Belastung mit den Directionsgeschäften tatsächlich den Künstler gefährdet hätte; und dies zu verhüten, erachte ich ebenso in meiner Pflicht gelegen, wie er in der seinigen. Ich war daher von dem Augenblicke an, als ich das Enthebungsgesuch Sonnenthals in Händen hatte, darauf bedacht, die schwebenden Verhandlungen mit jener Persönlichkeit, welche ich schon längst für den Directorsposten in Aussicht genommen hatte, mit Dr. August Förster, dem Societär des Deutschen Theaters in Berlin, zu einem raschen Abschluß zu bringen ...

Die Verhandlungen mit Dr. Förster haben, energisch betrieben, zu einem positiven Resultate geführt. Seine Gesellschafter in Berlin haben in seine Entlassung aus dem Verbande des Deutschen Theaters endlich gewilligt, und Förster hat sich bereit erklärt, unter den schon seinerzeit mit ihm vereinbarten Bedingungen, die artistische Direction des Hofburgtheaters mit Anfang November d. J. zu übernehmen ...

Den Ernennungen Försters und Bergers (zum definitiven artistischen Secretär) logischer Weise vorhergehend, wäre die Enthebung Sonnenthals von der provisorischen Leitung des Hofburgtheaters bei Seiner Majestät zu erbitten. Bei diesem Anlasse kann ich nicht umhin, in rühmlichster Weise des großen Verdienstes zu gedenken, das sich Sonnenthal durch seine fünfzehnmonatliche Directionsführung erworben hat. Er hat dieselbe seinerzeit, wie ich constatiren muß, nur mit Widerstreben und nur einem höheren Wunsche zu gehorchen, übernommen, weil er vorhersah, daß die Last der neuen Geschäfte auf seine darstellerischen Leistungen, die ihm vor Allem am Herzen lagen, lähmend einwirken müsse. Dennoch hat er mit einem erstaunlichen Aufgebot physischer und geistiger Kraft, mit einer seltenen Hingebung und Pflichttreue seine Aufgabe erfüllt, ohne seinem schauspielerischen Wirken Eintrag zu thun. Er hat die Direction des Burgtheaters, getreu den alten Traditionen, geführt in einer Zeit und unter Verhältnissen, wie sie schwieriger und mühevoller kaum gedacht werden können, indem zu den gewöhnlichen

Agenden auch noch die Unmasse von Geschäften hinzutrat, die mit der Übersiedlung in das neue Haus verbunden waren. Dank seiner unermüdlichen Thätigkeit und Wachsamkeit ist auch der Abschied des Burgtheaters von dem alten Hause und der Einzug in das neue in einer Weise vor sich gegangen, die allenthalben gerechte Befriedigung hervorgerufen hat. Ich glaube daher auch, daß Euer Durchlaucht sich bewogen finden werden, diese aufopfernde, von bestem Erfolge begleitete Thätigkeit zur Allerhöchsten Kenntnis zu bringen ..."

Am 25. Oktober 1888 folgte hierauf die Ernennung Dr. August Försters zum artistischen Direktor des Hofburgtheaters. Baron Berger, der nebst Förster die meisten Chancen hatte, Wilbrandts Nachfolger zu werden, sagt darüber (Lothar: „Das Wiener Burgtheater"): „Vielleicht wäre ich nach Sonnenthals Rücktritt von der Leitung des Theaters, also ein Jahr nach meinem Eintritt, Direktor geworden, wenn ich gewollt und herzhaft zugegriffen hätte; aber ich hielt mich damals nicht für reif genug, um die Verantwortung für das Gedeihen des Burgtheaters, dieses kostbarste künstlerische Besitztum Wiens, auf mich zu nehmen. Ich erklärte, als artistischer Sekretär unter Förster weiterarbeiten und lernen zu wollen."

*

Dr. August Förster an Sonnenthal.

Berlin, den 26. Oktober 1888.

Liebster Adolf!

In all' den zeitraubenden Aufregungen, welche mich in diesen Tagen des Zeltabbrechens in schier über die Kräfte eines gesunden Mannes gehenden Weise in Anspruch nehmen und mich im Augenblicke noch mehr belasten, wo ich doch noch immer Reconvalescent nach längerem Unwohlsein bin, finde ich, wie jeder Wohlwollende entschuldigend begreifen wird, nicht die Muße, um allen freundlichen Glückwünschen, die seit vorgestern in überströmender Fülle an mich gelangt sind, mit einer dankenden Erwiderung zu begegnen.

Dir aber, dem Haupte meiner zukünftigen künstlerischen Gemeinde, drängt es mich aus tiefstem Herzen meinen Dank für Dein liebes Wort auszusprechen. Was unsere Kunst und das Burgtheater an Dir hat, weiß die Welt, auch von „der Sitten Freundlichkeit", mit der Dich ein wohlwollendes Schicksal und Selbsterziehung ausgestattet hat, wird Mancher sich rühmen können, Beweise empfangen und erblickt zu haben, den ganzen

Menschen in Dir, den treuen Kameraden kennen nur die, welche seit Jahren mit Dir in nähere Berührung gekommen sind. Ich gehöre — trotz langjähriger räumlicher Trennung — zu denen, die sich Deiner Freundschaft erfreuen und — rühmen dürfen. Und diese letzten Zeiten waren ganz geeignet, Deine Freunde mit erhöhtem Stolz auf Dich, mit gesteigerter Anerkennung zu erfüllen.

Niemand aber hat mehr Grund zu solcher Gesinnung, als ich. Und ich kenne Deine vornehme Natur zu gut, um nicht zu wissen, daß mir die Zukunft immer mehr Grund bieten wird, mich Dein zu freuen und zu rühmen.

Dies Vertrauen ist nicht zum mindesten die Ursache, daß ich mit muthiger Zuversicht nach Wien komme.

Grüße mir alle Freunde, nimm mir die Erwiderungen auf ihre lieben Glückwünsche ab und entschuldige mich ob meines Schweigens. Empfiehl mich auch Herrn Dr. von Berger, mit dem ich nun bald erfreuliche persönliche Bekanntschaft machen werde, und auf dessen Mitwirkung ich mit Zuversicht rechne und sei, was Du mir immer warst, mir auch in dieser schweren Zeit ein guter Kamerad.

Wann ich nach Wien komme, kann ich noch nicht ganz bestimmt sagen. Auf einige Tage mehr oder weniger die Last weiterzuschleppen wird Dir's ja nicht ankommen können. Du wirst mit mir fühlen, daß ich mich hier ganz frei machen muß, um mich meinen mich dort erwartenden Aufgaben ganz hingeben zu können. Und in dieser Beziehung bin ich vielleicht auf einige Tage länger festgehalten, als ich berechnen kann.

Mit aufrichtiger Gesinnung Dein Dich verehrender und liebender

August Förster.

Sonnenthal an Dr. August Förster.

Wien, 27. Oktober 1888.

Mein theurer Freund!

Ich wollte eben einen freien Moment benützen, um Dir einen ausführlichen Glückwunsch zu senden, als ich Deine mehr als freundlichen, als ich Deine liebevollen Zeilen erhielt, die mich unendlich erfreuten.

Nun denn, lieber Freund, nochmals von ganzem Herzen Glück auf! Wenn ich wirklich etwas dazu beigetragen, um die Wahl auf Dich zu lenken, so geschah dies nicht aus meiner persönlichen Freundschaft zu Dir, sondern aus meiner Liebe zum Burgtheater und aus meiner innersten Überzeugung heraus, daß Du, so weit auch meine Umschau reichte, der einzig würdigste Mann seiest, dem das Burgtheater seine Leitung anvertrauen darf und soll. Und es gewährt mir momentan eine besondere Befriedigung, daß alle Welt, die gesammte Presse und — nicht zuletzt — auch unsere Künstlergemeinde Deinen Eintritt mit Jubel begrüßt. Daß dies nunmehr so rasch geschehen, das danken wir einerseits den glücklichen Berliner Constellationen, anderseits aber meinem energischen Schritt, den ich endlich thun mußte, wollte ich nicht meine Oberste Behörde, sowie alle Welt in dem Glauben bestärken, daß doch irgendwie ein verborgener Ehrgeiz in mir schlummere, aus dem Provisorium ins Definitivum übergehen zu wollen, und nichts lag mir ferner als dieser Gedanke . . .

Ich brauche Dir nicht zu versichern, daß Du auf unser Aller kräftigsten Unterstützung, moralisch und künstlerisch, zählen kannst, denn es wird nothwendig sein, hier und dort ein wenig zu reformiren. Doch Du wirst ja bald selbst sehen und prüfen.

Was Deine Hierherkunft betrifft, so hörte ich, daß sie am 3. November erfolgen soll und habe Dich gleich für diesen Tag mit „König und Bauer" überraschen wollen. Wie Du mir aber nunmehr schreibst, dürfte sich Deine Ankunft verzögern. Mache Dir deshalb meinethalben keine Sorge — ich halte schon noch aus bis dahin und Du kannst Deine dortigen Angelegenheiten mit Ruhe und Muße abwickeln. Ich verschone Dich auch momentan mit allen Theater-Angelegenheiten; Du wirst kommen, hören, sehen und entscheiden.

Und nun leb wohl, nur noch meine herzlichsten Glückwünsche auch Deiner lieben Frau, und auf baldiges frohes Wiedersehen!

Dein treu ergebener

A. Sonnenthal.

An das geehrte Künstlerpersonale und die geehrten Abtheilungs-Vorstände des k. k. Hofburgtheaters!

Mit heutigem Tage lege ich das ehrenvolle Vertrauensamt eines provisorischen Leiters des Burgtheaters nieder und trete — auch äußerlich — wieder in die Reihe meiner liebwerthen Collegen. — Sollte ich in Ausübung meines directionellen Amtes, geleitet von dem Bestreben, nach bestem Wissen und Können dem Interesse des Ganzen zu dienen, irgend Jemand gekränkt haben, so bitte ich ihn freundlichst, den Mann von seinem Amte zu unterscheiden, und dem Collegen deshalb keinen Groll zu bewahren, sowie auch ich aus der Zeit meiner schwierigen Doppelstellung nur die Erinnerung an die selbstlose, wahrhaft künstlerische Hingebung mit mir nehme, mit der Sie mich immer, und zumal in den letzten Wochen während der Übersiedlung ins neue Haus, unterstützt und gefördert haben. — Ich bin mir klar bewußt, daß ohne diese aufopfernde Beihilfe jedes Einzelnen das schwierige Werk der Übersiedlung kaum zu Aller Zufriedenheit hätte gelingen können, und fühle mich gedrängt und verpflichtet, den Herren Regisseuren, meinen Collegen, den Herren Abtheilungsvorständen, sowie überhaupt allen Functionären des Burgtheaters ohne Ausnahme meinen tiefgefühlten herzlichsten Dank zu sagen.

Die Herren Abtheilungs-Vorstände bitte ich insbesondere, dem ihnen unterstehenden Personale den Ausdruck meines wärmsten Dankes für ihren ausdauernden, aufopfernden Eifer zu übermitteln. — In den letzten Wochen hat es sich wieder klar gezeigt, was der vornehme, künstlerische Corpsgeist des Burgtheaters vermag, und, erfüllt von diesem Künstlergeist, wollen wir uns nunmehr um unseren neuen Führer und Director, Herrn Dr. August Förster, schaaren, der, ein altbewährter Freund und Förderer unseres Theaters, diesen Geist zu würdigen wissen und uns unter seiner Fahne zu fernerem Ruhme und Siege führen wird.

Mit Gruß und Handschlag

Ihr treu ergebener College und Freund

A. Sonnenthal.

Wien, den 3. November 1888.

Die k. u. k. Generalintendanz der k. k. Hoftheater an Sonnenthal.

Verehrter Herr von Sonnenthal!

Als Sie vor mehr wie einem Jahre mit innerem Widerstreben, wie ich wohl weiß, doch einem höheren Wunsche bereitwillig Folge leistend, die Leitung des Hofburgtheaters übernahmen, war ich mir des Opfers wohl bewußt, das Sie in bedrängter Zeit dem geliebten Institute gebracht haben. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß Ihre Wirksamkeit als Director früher oder später den darstellenden Künstler in Ihnen beirren würde, und habe darum, als Sie mir nach der Übersiedelung in das neue Haus Ihr Ansuchen um Erwirkung Ihrer Enthebung von der Direction in entschiedener und dringender Weise wiederholten, nicht länger zögern dürfen, Ihrem Wunsche zu willfahren, obgleich ich nicht umhin kann, zu gestehen, daß ich während des abgelaufenen Jahres in dem seit Jahrzehnten unbestritten gefeierten und bewunderten Meister der Darstellung auch den Director aufrichtig schätzen gelernt habe. Ihr nimmermüder Eifer, Ihre rastlose Thätigkeit und Wachsamkeit, Ihre Umsicht und Gewandtheit in der Bewältigung mitunter höchst schwieriger Aufgaben, Ihre persönliche Liebenswürdigkeit haben es mit sich gebracht, daß die Zeit, in der es mir vergönnt war, mit Ihnen auch amtlich in näheren Verkehr zu treten, mir stets in angenehmster Erinnerung bleiben wird.

Ich danke Ihnen aus ganzem Herzen für die wahrhaft hingebungsvolle Aufopferung, mit der Sie sich dem Dienste gewidmet, mit der Sie unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen das Burgtheater geleitet, den Abschied von dem theueren alten Hause und den Einzug in den neuen glänzenden Kunsttempel in so erhebender Weise bewirkt haben.

Ich gedenke der letzten Worte, die Sie bei der Abschiedsvorstellung gesprochen haben und hoffe, daß der darin ausgedrückte heiße Wunsch sich verwirklichen möge: „Im neuen Haus das alte Burgtheater!“

Ich bitte Sie auch, verehrter Herr von Sonnenthal, dem gesammten Personal des Burgtheaters, das Ihnen als seinem

geliebten Führer, in schwerer Zeit treu zur Seite stehend, den alterprobten Gemeinsinn aufs Neue bewährt hat, meine dankbare Anerkennung vermitteln zu wollen. Ich kann nicht jedem Einzelnen danken, wie ich es gerne möchte, und danke darum Allen gemeinschaftlich durch Sie, dem ich in herzlicher Zuneigung die Hand drücke als Ihr ergebener

Bezecny.

Wien, am 3. November 1888.[1]

[1] Diesem offiziellen Dankschreiben des Generalintendanten Freiherrn von Bezecny war eine Zuschrift des Obersthofmeisteramtes an die k. k. Generalintendanz, datiert vom 2. November 1888, vorausgegangen, worin laut Allerhöchster Entschließung die Ernennung Dr. August Försters zum artistischen Direktor des Burgtheaters genehmigt wird und in der es weiter heißt: „Ferner geruhten Seine k. k. Apost. Majestät (mit Allerh. Entschließung vom 1. November 1888) huldreichst zu bewilligen, daß dem Oberregisseur Adolf Ritter von Sonnenthal, anläßlich seiner Enthebung von der provisorischen Leitung des Hof-Burgtheaters, für seine umsichtige und erfolgreiche Thätigkeit der Ausdruck der A. h. Anerkennung bekannt gegeben werde, und daß demselben die Regiezulage in dem erhöhten Betrage von 5500 Gulden auch fernerhin belassen werde.“ — Während seiner provisorischen Leitung des Burgtheaters war Sonnenthals Gehalt als Oberregisseur von 3000 fl. auf 5500 fl. erhöht worden.

Sonnenthal an Max Kalbeck.[1]

Wien, den 9. Dezember 1888.

Hochverehrtester Herr!

Halten Sie es nicht für banal, für geschmacklos, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mir mit Ihrer Besprechung des „Fils de Giboyer“[2] eine ungeheure Freude bereitet haben. Freude ist eigentlich nicht die richtige Empfindung gewesen, es war vielmehr ein Gefühl der Dankbarkeit, denn Sie haben derart aus meinen innersten künstlerischen Intentionen heraus geschrieben, als ob wir monatelang die Rolle miteinander studirt hätten. Sie haben mein schauspielerisches Gewissen beruhigt und mir die Überzeugung verschafft, daß ich trotz der vielfachen Gegenansichten doch nicht fehlgegriffen habe, und dafür mußte ich Ihnen von ganzem Herzen Dank sagen.

Übrigens erhielt ich gleich nach der Vorstellung auch von einer Frau — und die wissen ja immer was sich „ziemt“ — ein Dankschreiben, worin es unter anderm heißt: „Wenn ich sonst aus dem ‚Pelikan‘ ging, bedauerte ich die arme Fernande ihres Schwiegervaters wegen. Ihre Darstellung des Giboyer hat mich gerührt, erschüttert und Fernande kann getrost zwischen ihrem Gatten und ihrem Schwiegervater ihrer Zukunft entgegengehen.“ — Die Schreiberin dieser Zeilen, ich darf sie getrost nennen, ist Baronin von Ebner-Eschenbach, und liegt in ihren wenigen Worten nicht die vollinhaltliche Bestätigung Ihrer, unserer Auffassung? — Darum nochmals tausend Dank.

Sie haben mir wirklich eine glückliche Stunde bereitet, denn ich kann es nicht leugnen, ich war ein wenig verzagt, nicht wegen des hier und dort ausgesprochenen Tadels — ich gehöre nicht zu den Empfindlichen und ein gerechter Tadel wirkt auf mich nur anregend und belehrend — aber diesmal mußte ich mir bei aller Bescheidenheit doch sagen: der Tadel war ungerecht und Ihr gediegenes, bis in die letzte verborgene Falte des interessanten Charakters erschöpfendes Urtheil hat mich vollends darin bekräftigt.

Mit einem aufrichtigen Händedruck und mit den herzlichsten Grüßen an Ihre liebe Frau

Ihr treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Max Kalbeck, Musik- und Theaterschriftsteller, Novellist und Kritiker, geb. 4. Januar 1850 zu Breslau. — [2] Am 1. Dezember 1888 hatte Sonnenthal zum ersten Male die Rolle des Giboyer in Augiers Schauspiel „Ein Pelikan“, die eine Glanzrolle Meixners gewesen war, dargestellt.

Marie Gräfin Kornis[1] an Sonnenthal.

Februar 1889.

Lieber Herr von Sonnenthal!

Vor Allem soll ich Ihnen den herzlichsten Dank Ihrer Kaiserlichen Hoheit für Ihre tiefgefühlteste Theilnahme ausdrücken.[2] Wir sind aufs Innigste überzeugt, daß Sie ins-

besondere, aber auch alle Ihre Collegen aufs Tiefste den Allerhöchsten Schmerz theilen! Auch dafür dankt Ihre Kaiserliche Hoheit, daß Sie ihre Wohlthätigkeitsvorstellung verschoben und in Ihren Schutz genommen haben. Bitte, auch Herrn Director Förster in meinem Namen bestens zu danken für seine freundliche Mittheilung betreffs der Überlassung einer Novität; ich wollte ihm täglich persönlich meinen Dank ausdrücken, doch kam so vieles dazwischen, schließlich das entsetzliche Unglück, das mich in Allem paralysirt, was nicht gerade sein muß. Ich lasse ihn auch im hohen Auftrage Ihrer Kaiserlichen Hoheit bitten, die Vorstellung auch ferner in seinen Schutz nehmen zu wollen.

Da ich vermuthe, daß Sie bald Ihre Urlaubsreise antreten, so wünsche ich Ihnen aus aufrichtigstem Herzen eine recht glückliche Reise und Heimkehr, denn was wäre unser liebes Burgtheater ohne Sie! Wohl wird ein Jahr vergehen, ehe wir wieder diesen lieben Musentempel betreten, wo meine liebe Frau Erzherzogin so viel genußreiche Stunden verlebte. Empfangen Sie gleichzeitig die Versicherung wahrer Hochachtung und Sympathie von Ihrer ergebenen

Gräfin Kornis.

[1] Marie Gräfin Kornis, geborene Freiin Vecsey de Hajnácskeö, geb. 6. Juni 1842, vormals Oberste Kammervorsteherin Ihrer Kais. Hoheit der Erzherzogin Marie Valerie. — [2] Am 30. Januar 1889 war Kronprinz Rudolf gestorben.

Aus einem Briefe Sonnenthals an seinen Sohn Sigmund.

Wien, 17. Februar 1889.

... Gestern ging die Novität „Bruder Hans" von Karlweis über die Scene und hatte einen hübschen Erfolg, namentlich durch das vortreffliche Ensemble. — —

Über das furchtbar tragische Ereignis der letzten Tage habe ich Euch noch nichts geschrieben und kann auch jetzt noch nichts darüber schreiben. Es hat mich dermaßen alterirt, als ob es

mir persönlich zugestoßen wäre. — Nicht etwa als österreichischer Unterthan — dieser Verlust lag ja noch, wills Gott, in weiter Ferne — aber als Vater!! — Ihr seid noch zu jung, um Euch den Schmerz eines Vaters über einen solchen Verlust eines Kindes, eines einzigen Sohnes, vorstellen zu können. — Armer Kaiser, ärmerer Vater! — — Gott tröste ihn![1] ...

[1] Am 28. Januar 1889 schrieb Sonnenthal an seinen ältesten Sohn: „Gestern war ich beim Feste des Deutschen Botschafters, welches er zu Ehren des Geburtstages des Deutschen Kaisers gab. Das glänzendste, das ich in diesem Genre je gesehen. Der Kaiser, das Kronprinzenpaar, sämmtliche Erzherzoge, Alle in preußischen Uniformen, alle Gesandten und Minister, der höchste Adel, mit einem Wort ein prächtiges Bild.“ Dieses Fest hat eine gewisse historische Bedeutung dadurch gewonnen, daß Kronprinz Rudolf bei dieser Gelegenheit zum letzten Male in der Öffentlichkeit gesehen wurde. Drei Tage später flog die erschütternde Nachricht seines plötzlichen Todes durch die Stadt.

Sonnenthal an Dr. Arthur Schnitzler.[1]

Wien, 18. Februar 1889.

Lieber Arthur!

Ich finde Ihre „Episode“ reizend, geistvoll, ja stellenweise poetisch, aber sie ist eben — eine Episode. Wären wir in Paris, ich würde keinen Anstand nehmen, sie so wie sie geht und steht, ohne Zuthat, ohne Wegnahme, sofort vor die Rampe zu bringen: als lever de rideau. Die Franzosen hören eine solche geistreiche causerie mit dem größten Vergnügen an, unser deutsches Publikum verlangt neben der „Episode“, wenn diese auch noch so pikant ist, auch eine Haupt-Aktion und diese fehlt in Ihrer Bluette, wohlverstanden nach deutschen Begriffen. Ich habe es leider mehr als einmal mit den Musset-schen Proverbes erlebt; sie wurden ohne Sang und Klang zu Grabe getragen, das Publikum fand zu wenig Handlung in ihnen. Nicht etwa daß unser Publikum für die Feinheiten eines Dialogs unempfänglich wäre, nein, unser Publikum hört zu, wie irgend eines, aber es wartet dabei immer schon auf die stärkere Pointe und wenn diese ausbleibt, so ist es enttäuscht und in dieser Stimmung sogar grausam. Es vergißt

dann alle Schönheiten des Dialogs, alle Grazie, alle Poesie — das Stück hat keine Handlung. Und so ist's mit Ihrer „Episode". Für mich und noch einige wenige Feinschmecker wäre sie genügend, fürs große Publikum nicht, für dieses müssen Sie noch was dazu dichten. Was? weiß ich in diesem Moment selbst nicht, denn mir gefällt auch dieser aphoristische Abschluß, aber vielleicht fällt mir etwas ein, dann sag' ichs Ihnen für alle Fälle. Was für Sie das Entscheidende sein muß: Ihr Stückchen verräth ein starkes Talent, zu dem ich Sie nur beglückwünschen kann, und das wohl der weiteren Versuche lohnt.

Für jetzt herzliche Grüße von Ihrem

A. Sonnenthal.

[1] Dr. Arthur Schnitzler, dramatischer Dichter und Novellist, geb. 15. Mai 1862 zu Wien.

Sonnenthal an Ludwig Speidel.

Riga,[1] 10. April 1889.

Theuerster Freund!

Hat Sie meine Depesche überrascht oder wußten Sie davon, daß die „Neue Freie Presse" an die hiesige Riga'sche Zeitung ein Telegramm gesendet, in welchem sie anfragt, ob es wahr sei, daß ich als Österreicher ausgewiesen wurde? Die Riga'sche Zeitung konnte nicht antworten, denn sie gehört hier zu den „Gemaßregelten" und ihre Depesche wäre sicherlich inhibirt worden; sie bat mich also zu antworten, aber nicht an die Zeitung selbst, weil sonst meine Depesche dasselbe Schicksal erlebt hätte, sondern privatim, und so erlaubte ich mir, mich direkt an Sie zu wenden.

Nun, die Sache ist richtig, aber die Ursache ist eine andere. Nachdem ich bereits dreimal gespielt hatte, kamen eines Morgens — welche Ironie! ich probirte gerade den Uriel — ein Polizeihauptmann und Polizeileutnant auf die Bühne, vom Polizeimeister abgesendet mit dem Auftrage, mich zu fragen, welcher Religion ich sei. Nun mußte dies aber der Polizeimeister ja gewußt haben, denn gleich bei meiner Ankunft hier

— ich war noch nicht fünf Minuten in meinem Hotel — wurde mir der Meldezettel vorgelegt, auf welchem ich unter der Rubrik „Confession“ mit großen deutlichen Lettern „Jude“ setzte, denn ich besitze die Schwäche, mich dessen nicht zu schämen. — Die beiden Polizeibeamten, die mich auszuforschen hatten, mochten wohl das Entwürdigende ihres Auftrages gefühlt haben, denn sie schämten sich, mich selbst zu fragen, sondern wendeten sich an den Regisseur. Dieser gab ihnen die Auskunft, daß ich Jude sei, worauf sie erwiderten, daß ich in diesem Falle ohne spezielle Erlaubnis mich nicht in Riga aufhalten dürfe. Mir wurde der Zwischenfall vorläufig verschwiegen und die Direction des Theaters, die durch mein plötzliches Abbrechen zu bedeutendem Schaden gekommen wäre — worauf es, wie ich nachträglich erfuhr, im Grunde abgesehen war — wendete sich sofort an den hiesigen österreichischen Konsul Herrn Lübeck, der in loyalster, liebenswürdigster Weise die Sache nach Petersburg berichtete, von wo noch denselben Abend folgende Depesche eintraf: „An Polizeimeister ergeht heute telegraphischer Befehl des Ministers des Innern, wonach Herrn Sonnenthals Aufenthalt in Riga bewilligt wird. Österreichische Botschaft.“ Als dies geschehen war, wurde mir erst der Vorfall berichtet. Im ersten Augenblick war ich starr — ich wußte nicht, sollte ich lachen, sollte ich weinen. — — Zufällig las ich einen Tag zuvor im Feuilleton der „Neuen Freien Presse“: „Padre Agostino“ mit den einleitenden Worten über unser Jahrhundert! Ich recapitulirte im Geiste diese Zeilen und beruhigte mich einigermaßen. Ja, wir leben im neunzehnten Jahrhundert, im Jahrhundert der Aufklärung! Man rüstet Schiffe aus zur Befreiung der Negersklaven am Congo, und im Herzen Europas weist man einen Menschen aus, weil er ein Jude ist! — — —

Grüßen Sie mir herzlichst die Ihrigen und seien Sie selbst innigst umarmt von Ihrem treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Sonnenthal benutzte seinen kontraktlichen Urlaub — 26. März bis 17. Mai 1889 — zu einer Gastspieltournée, die ihn nach Brünn, Riga, Frankfurt a. M., Wiesbaden, Weimar und Leipzig führte.

Aus Briefen Sonnenthals an seine Kinder.

Frankfurt a. M., 20. April 1889.

... Nach fünzigstündiger Fahrt bin ich vorgestern Abend halb neun Uhr glücklich hier angekommen. — — Soll ich nun sagen, daß ich nach dem unliebsamen Zwischenfall in Riga ganz glücklich bin, von dort losgekommen zu sein, so müßte ich lügen. Ich war gern in Riga. Bei meiner Abreise war der Bahnhof überfüllt von Menschen, die auf dem Perron vor meinem Coupé sich aufpflanzten, und als das Signal zur Abfahrt gegeben wurde in ein dreimaliges donnerndes Hurrah ausbrachen. Wahrscheinlich als Revanche, weil es ihnen Tags zuvor nach dem Theater von der Polizei verboten wurde. Nun, das ist eben russisch und die armen Menschen dort, die, nebenbei gesagt, die besten russischen Unterthanen sind, aber deutsch sprechen, an deutscher Kultur, an deutschen Sitten hängen, werden einfach gemaßregelt, und wer nicht parirt wird „verschickt“, wie sie es nennen, und gleich auf drei bis vier Jahre, gleichviel ob er Familienvater ist und Weib und Kind zurückläßt. Und ich wiederhole es, es sind prächtige, empfängliche Menschen. Ich versichere Euch, Riga wird mir trotz Allem unvergeßlich bleiben ...

Ludwig Gabillon an Sonnenthal.

Wien, 4. Mai 1889.

Lieber Freund!

Der „Schröder“ ist in starker Bedrängnis. Wir sind ihm noch immer eine Vorstellung schuldig. Wir haben obendrein noch Unglück. „Gyges“, welcher im Carltheater ein reiches Erträgnis gebracht hätte, wurde am Tage der Aufführung durch den plötzlichen Tod der Mutter Roberts unmöglich gemacht. Wir hatten für Miethe und sonstige Unkosten 1200 Gulden zu zahlen, die allerdings am Ostermontag durch eine Mittagsvorstellung im Burgtheater gedeckt wurden. Die Reineinnahme war — — 67 Kreuzer! — Nicht wahr, das ist

wenig?! — Was nun?! Alles ruft Sonnenthal! — „Herr! Aller Augen warten auf Dich!“ Die Legion Deiner Getreuen frißt bereits rohe Eier, um die Kehle zu stärken, und spuckt ungeduldig in die nervigen den Donner des Beifalls erzeugenden Hände! Wenn Du am Sonntag den 19. Mai Mittags $12^1/_2$ Uhr in den klassischen „Wilddieben“[1] als unwiderstehlicher Don Juan vor den Wienern erscheinst, so werden wir ein volles Haus haben und das Jauchzen der Schröder-Mitglieder wird sich mit dem begeisterten Jubel des Publikums vereinen! — Thu's, o thu's! Sämmtliche Witwen — auch solche, die es erst zu werden wünschen — sollen Dir Kränze flechten!

Sei gegrüßt und im Voraus bedankt!

Dein

Gabillon.

[1] „Wilddiebe“, Lustspiel in vier Akten von Hugo Wittmann und Julius Bauer, wurde am 19. März 1889 zum ersten Male in glänzender Besetzung — Gabillon, Sonnenthal, Robert, Schöne, Hartmann, Thimig, Frau Hartmann und Fräulein Formes — mit großem Erfolge am Burgtheater gegeben.

Dr. August Förster an Sonnenthal.

Wien, den 5. Mai 1889.

Liebster Freund!

Eben hatte ich mir diesen Briefbogen aus der Schachtel genommen, um endlich meinen längst gehegten Wunsch, Dich etwas von uns hören zu lassen, zur Erfüllung zu bringen, als mir der Briefträger Dein Schreiben aus Wiesbaden übergab. Sein Inhalt bringt mir die Antwort auf einige Fragen, die ich an Dich stellen wollte und die ich nun unterlassen kann. Aber er kann doch eine Anfrage nicht im Mutterleibe töten, welche ich an Dich zu richten im Interesse des „Schröder“ unternommen habe. Um was es sich handelt, wirst Du aus dem beiliegenden Schreiben Gabillon's ersehen. Der Schröder hat in der That großes, unverschuldetes Pech gehabt und

Angesichts dieser Thatsache verzweifle ich nicht daran, daß Du in treuer Collegialität Deinen übrigens so berechtigten Wunsch nach einem Ruhetag vielleicht doch schweigen heißest und, wie Du oft gethan, auch diesmal ein Übriges thust.

Es ist ein großes Opfer, was von Dir erbeten wird, ich weiß es wohl; aber es wird Dir zugemuthet, weil der Schröder sonst ganz auf dem Trockenen säße. Die große Spannung des Publikums auf die so lange ausgebliebenen „Wilddiebe" ist nicht abzuleugnen, dazu die Anziehungskraft Deines ersten Auftretens gerechnet — es ist wohl Aussicht auf ein gutes Haus selbst bei schönem Wetter. Wenn nun noch der Himmel, der jetzt ewig blaut, sich mit Wolken verhüllte oder gar dieselben öffnete, um erfrischendes Naß herabzuschütten, dann wäre die Losung „Ausverkauft" sicher. Überlege Dirs einen Tag, liebster Freund, und dann schreibe mir Deinen Entschluß.[1]

Die Nachrichten über Deine russischen Fatalitäten sowie über den Frankfurter Verschwund[2] sind auch an uns gekommen und haben natürlich allgemeinste Theilnahme gefunden. Daß auch das letztere Pech ein wirkliches, kein Zeitungsentenpech gewesen, vernahm ich mit großem Bedauern. Das Geld nicht geborgen in der Truh' — das sind ja Zustände wie in Wallensteins Lager! Ich bin nur froh, daß Dir die Strauchritter nicht auch die gute Laune und die erhabene Ruhe der Seele gemaust haben. Die Rigaer Affaire mußt Du mir noch mündlich näher aufklären. Wie mir bis jetzt scheinen will, hätte doch die Direction in Riga durch rechtzeitige Benachrichtigung über die Existenz dieser asiatischen Verordnung den ganzen Skandal unmöglich machen können. Was der Österreichische Botschafter in Petersburg gerichtet hat, hätte doch der hiesige russische Botschafter schon bewirken und damit diesen mißgestalteten Wurm russischer Polizeiwillkür schon in der Larve ertöten können!

Daß es Dir übrigens künstlerisch wie materiell gut geht, freut mich von Herzen und auch die Freunde und Collegen, denen ich von Deinem Briefe gelegentlich Kunde geben werde, theilen sicher diese Freude.

Wir waren — wie Du vielleicht in den Zeitungen verfolgt hast — während Deiner Abwesenheit in alter und neuer Arbeit thätig und vielfach glücklich. Von älteren Sachen haben wir seit Deiner Abreise „Egmont", den „verarmten Edelmann", die „Nixe" und den „Hexenmeister"[3] gestellt, die „Journalisten" durch Thimig[4] mit großem Erfolge aufgefrischt und ganz neu Hebbels „Gyges" mit einem großen Ehren-Succeß gebracht, der die Erhaltung des Stückes auf dem Repertoire zu verbürgen scheint. Gestern hatten wir drei Kleinigkeiten: Augier's „Schierling", Heyses „Im Bunde der Dritte" und Herzl's „Flüchtling" neu und damit einen sehr glücklichen Abend, der sich öfter wird wiederholen lassen. Du siehst, wir haben die Hände nicht in den Schoß gelegt.

Ich habe noch einige Bitten auf dem Herzen, die ich Dir eigentlich erst nach Deiner Rückkehr vortragen wollte. Da die „Gelegenheit günstig" ist, bringe ich sie schon jetzt vor. Ich hatte schon vor Monaten Robert und Kraftel das Versprechen gegeben, während Deiner Abwesenheit Hamlet und Tell herauszubringen. Beide Versprechen zu halten ist durch den Repertoirdrang unmöglich geworden; kaum daß ich Hamlet noch stellen kann. Deine Collegialität ist mir zu bekannt, als daß ich nicht glauben sollte, Du werdest damit ganz einverstanden sein, hast Du's doch Deinem Fachnachwuchs gegenüber oft genug bewiesen, und Hamlet könnte dann nach Deiner Rückkehr eine Deiner ersten Rollen sein. Mit Tell komme ich, wie erwähnt, absolut nicht vorher zu Stande und hoffe, daß auch, wenn Du hier bist, Du den Schützen an Kraftel überlassen wirst. Er hat ja von allen denen, die in das ältere Fach hinein müssen, die schwierigste Position, weil er nur wenige Rollen findet, zu denen seine Individualität sich eignet. Eine derselben wäre der Tell und in einer Zeit, in der Du mehr und mehr in das große Charakterfach hineinwachsen mußt, wo Du Macbeth und Lear und ihre Riesenbrüder performiren wirst, weiß ich, daß ich auf Dich zählen kann, wo das Interesse des Burgtheaters in Frage kommt, welches ja in der That fordert, daß Kraftel nicht brach gelegt werde. Daß seine Bereicherung nur auf Kosten von Collegen, in diesem Falle Deiner, möglich ist,

wird Dir ja wie mir einleuchten. Also nochmals — ich hoffe und baue auf Deine Vornehmheit.

Für Deine Mittheilungen bezüglich einiger Kräfte herzlichen Dank. Auf Römpler[5] wird man wohl einmal zurückkommen können. Er ist mir auch von anderer Seite gerühmt.

Addio! Fahre fort zu sein, wie Du bist und behalte das Burgtheater und mich lieb, wie ich Dich, und sei nicht stolz, wenn Du etwa als weißer Falken und Großkreuz zurückkommst.[6]

Dein

August Förster.

[1] Sonnenthal trat am 19. Mai zum ersten Male nach seinem Urlaub als Sorau in den „Wilddieben" auf. Die Vorstellung fand als Matinee für den Schröderverein statt. — [2] Anläßlich seines Gastspiels in Frankfurt a. M. wurden Sonnenthal während einer Probe tausend Mark in Gold, ein Teil seines eben empfangenen Honorars, aus der Tasche seines Überrocks gestohlen, den er im Foyer sorglos aufgehängt hatte. Es stellte sich später zu Sonnenthals Befriedigung heraus, daß der Dieb kein Angehöriger des Theaters, sondern ein dort vorübergehend beschäftigter Schlosserlehrling war, der aber, da man ihn verhaftete, das Geld zum größten Teile schon verausgabt hatte. — [3] Beides Lustspiele von Friedrich Gustav Triesch. — [4] Als Schmock. — [5] Alexander Römpler, geboren den 12. März 1860 zu Berlin, war im Jahre 1889 am Stadttheater zu Frankfurt a. M. tätig, wo Sonnenthal ihn sah und an Förster empfahl. Noch in demselben Jahre zu einem Gastspiele am Burgtheater eingeladen, wurde er auch alsbald engagiert und gehörte bis zu seinem Tode — er starb am 8. Dezember 1909 zu Wien — dem Hofburgtheater als hervorragender Charakterkomiker an. — [6] Sonnenthal spielte am 10. und 11. Mai in Weimar die Wallensteintrilogie, und einige Wochen später erhielt er in der Tat die von Förster vorausgesagte Ordensauszeichnung. Am 25. Mai 1889 schrieb ihm die Fürstin Marie Hohenlohe: „Ich freue mich, und hoffe die Erste zu sein, die Ihnen zu Weimars Orden gratulirt. Zu Schillers Gedenkfeier in Jena soll der würdigste Interpret Wallensteins vom Enkel Carl August's decorirt werden." Sonnenthal antwortete noch an demselben Tage: „Ihre liebenswürdige Mittheilung hat mir eine glückliche Morgenstunde bereitet, glücklich nicht so sehr durch die bevorstehende allergnädigste Auszeichnung, die mich ja an und für sich in hohem Grade ehrt, als vielmehr durch den litterarisch-historischen Moment, der damit verbunden ist."

Dr. August Förster an Sonnenthal.

Wien, 15. Mai 1889.

Liebster Freund!

Ob Dir der Präsident des „Schröder" für Deinen lieben Brief, den ich ihm natürlich sofort mitgetheilt habe, gedankt haben mag, ich weiß es nicht. Jedenfalls hätte er die zwingendste Ursache gehabt. Ich spreche Dir denselben wenigstens als Mitglied des „Schröder" aus vollstem Herzen aus. Mehr aber noch danke ich Dir für die in demselben ausgesprochenen lieben und echt künstlerischen Gesinnungen und Anschauungen. Überrascht haben sie mich freilich nicht, ich wußte und weiß, was ich von Dir zu halten und in jedem Einzelfalle zu erwarten habe, denn „des Menschen Thaten und Gedanken sind nicht wie Meeres blindbewegte Wellen, die innere Welt, sein Mikrokosmus ist der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen". Aber Freude empfindet man doch in jedem Falle wieder von Neuem, wo das Sein dem Schein entspricht, wo Vertrauen durch Thatsachen gelohnt wird. Also Dank, lieber Freund.

Ja, wenn man keine anderen Erfahrungen im Leben machte! Dann wäre es gar schön, zu leben und zu streben. Aber — aber —! Die letzten Wochen haben gar mancherlei höchst aufregende Stimmungen in mir wachgerufen. Gelegentlich findet sich wohl einmal ein Stündlein, in dem wir bei einer Cigarre über dies und das plaudern können.

Daß es Dir gut geht, freut mich von Herzen! Möge Dir Leipzig keinen Fischschwanz an das schöne Bild Deiner heurigen Reise hängen! Dort scheint ja, wie ich aus verschiedenen mir zugegangenen Kreuzbandsendungen entnehme, wieder einmal Gährung in dem Theaterpublikum zu brauen. College Stägemann erfährt nun auch, daß man nicht ungestraft unter Palmen — in Leipzig sind's Linden — wandelt. Hoffentlich bleibst Du bei diesen Feindseligkeiten außer dem Spiele.[1]

Gestern also haben wir Hamlet gehabt. Trotz der Hitze ein ausverkauftes Haus! Wie die Vorstellung eigentlich aufgenommen worden ist, weiß ich in diesem Augenblicke nicht. In der Loge bekommt man keinen Eindruck und Zeitungen habe ich

noch nicht gelesen. Es hat mir aber scheinen wollen, als ob eine matte Stimmung herrschte. Auch in Bezug auf einige neue Arrangements, die ich gemacht hatte. Das Altgewohnte ist ein schwer zu bewältigender Felsblock ... Die Hohenfels war nach meiner Meinung einfach vortrefflich. Sie schien auch zu gefallen. Aber ob sie ganz durchgeschlagen und das Publikum völlig überzeugt hat, daß ihre Art die einzig richtige für den seltsamen Opheliacharakter ist, weiß ich doch nicht. Das Ensemble der Vorstellung war sonst gut und wohlgefügt.

Die Wolter hält ihr Rentrée mit der Iphigenie. Es geht ihr, wie ich höre, wieder leidlich gut. Um Euch beide zusammen auftreten zu lassen, hab' ich „Die vornehme Ehe" angesetzt. Am 22. und 23. haben wir Grillparzerfeier. Am 23. wird das Monument enthüllt ...

Also zum Schluß noch viel Glück für dort und für die Reise! Und auf frohes Wiedersehen! Ich bin froh, Dich wieder zu bekommen, nicht blos den Künstler, auch den Freund.

Mit herzlichem Gruß und Kuß

Dein

August Förster.

[1] Sonnenthal schrieb aus Leipzig, 14. Mai, an seine Kinder: „Ende gut, Alles gut. Mein gestriges Debut in Leipzig (Waldemar) fiel glänzend aus, ja, wenn ich ehrlich sein soll, war es das glänzendste. Das große Opernhaus war trotz der erhöhten Preise und der großen Hitze übervoll und für die nächsten zwei Vorstellungen ist es bereits total ausverkauft."

Generalintendant Bronsart von Schellendorf[1] an Sonnenthal.

Weimar, 23. Mai 1889.

Verehrter Herr von Sonnenthal!

Es gereicht mir zur besonderen Freude, Ihnen mit meinem herzlichsten Glückwunsch die Auszeichnung zu übersenden, welche mein gnädigster Herr Ihnen zu verleihen geruht, und welche noch einen erhöhten Werth dadurch erhält, daß ihre Verleihung

bei Gelegenheit einer so bedeutungsvollen Feier erfolgt. Indem ich Ihnen nochmals für all' das Schöne danke, welches Ihre Kunst uns geboten, verbleibe ich mit größter Hochachtung

Ihr ergebenster

von Bronsart.

Dieser Brief war folgendem Handschreiben beigeschlossen:

In höchstem Auftrag Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs beehre ich mich, Ew. Hochwohlgeboren das Ritterkreuz erster Abtheilung des Großherzoglichen Hausordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken zu übersenden. Ich bin beauftragt hinzuzufügen, daß Seine Königliche Hoheit Ihnen diesen Orden als eine besondere Auszeichnung zu verleihen beschlossen hat, weil Höchstderselbe in Ihnen den besten jetzt lebenden Darsteller des Wallenstein schätzt, der Seiner Königlichen Hoheit bekannt ist. Die gegenwärtige Zeit der Verleihung aber hat seine Königliche Hoheit deshalb gewählt, weil in diese Zeit die einhundertjährige Wiederkehr des Tages fällt, an welchem Schiller seine öffentliche Lehrthätigkeit in Jena begann, dem Orte, wo Wallenstein entstanden ist.

Dem Orden füge ich das Diplom und Statut hinzu und zeichne mit vorzüglicher Hochachtung

Der Großherzogliche Geheime Referendar:
Dr. Guyet, Staatsrath.

Weimar, den 22. Mai 1889.

[1] Hans August Alexander Bronsart von Schellendorf, Kgl. Kammerherr, wirklicher Geheimer Rat, geb. 11. Februar 1830 zu Berlin, von 1867 bis 1887 Hoftheaterindendant in Hannover, von 1887 bis 1895 Generalintendant des Großherzogl. Hoftheaters und der Hofkapelle zu Weimar.

Dr. Julius Wahle[1] und Paul Wiecke[2] an Sonnenthal.

Weimar, 27. Mai 1889.

Allverehrter Meister!

Die ehrfurchtsvoll Unterzeichneten erlauben sich, Ihnen zu der Ihnen vom Großherzog verliehenen Auszeichnung herzlichst Glück zu wünschen.

Die Nachricht davon hat uns mit umso größerer Freude erfüllt, als das der Auszeichnung beigefügte Handschreiben dieselbe in Verbindung bringt mit der Feier des hundertsten Gedenktages von Schillers Antrittsvorlesung als Professor in Jena. Wir selbst hatten das Glück an dieser erhebenden Festlichkeit Theil nehmen zu können; und als wir in dem Garten, wo vor nun fast hundert Jahren Schiller in stiller Beschaulichkeit seinen Wallenstein gedichtet hat, der Enthüllung seiner Büste beiwohnten, da überkam uns vor dem Gedenkstein, welcher als ein vergängliches Erinnerungszeichen die Geburtsstätte dieses unvergänglichen Werkes heiligt, die Erinnerung an den Mann, der eben erst als die wahre Verkörperung dieser Heldengestalt an uns vorübergeschritten war. Mit dem Namen des Dichters verknüpfte sich uns der Name des congenialen Schauspielers. Wir halten Sie nicht nur für den größten jetzt lebenden Darsteller des Wallenstein, sondern wir verehren in Ihnen auch den größten Meister der deutschen Bühne, der in seiner Kunst von denselben hohen und heiligen Gefühlen getragen wird, wie Schiller in der seinen.

Bewahren Sie ein freundliches Gedenken denen, die ein wahres und aufrichtiges Herzensbedürfnis trieb, bei dieser Gelegenheit Ihnen die Gefühle ihrer unwandelbaren Verehrung auszudrücken.

Dr. Julius Wahle.
Paul Wiecke.

[1] Dr. Julius Wahle, Archivar des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar. — [2] Paul Wiecke, Ehrenmitglied des Großherzoglichen Hoftheaters in Weimar, Kgl. Hofschauspieler, derzeit Mitglied des Kgl. Hoftheaters zu Dresden, geb. 30. Oktober 1862 in Elberfeld. Von 1887 bis 1897 war Wiecke Mitglied des Großherzoglichen Hoftheaters zu Weimar, woselbst er die ersten Heldenliebhaberrollen spielte.

Sonnenthal an Paul Wiecke.

Wien, 29. Mai 1889.

Liebster Herr Wiecke!

Trotz Überbürdung von Arbeiten jeglicher Art, kann ich doch nicht umhin, Ihnen und meinem getreuen Anhänger, Herrn Dr. Wahle, umgehend meinen herzlichsten Dank auszusprechen



Sonnenthal als Lear.
(IV. Akt. 6. Szene.)

für die lieben, guten Worte, die Ihr mir gesendet. Ich bin, Gott sei Dank, noch nicht so blasirt und werde es auch mein Lebtag nie werden, um mich über solche Worte der Anerkennung nicht von ganzem Herzen freuen zu können. Die Auszeichnung des Großherzogs hat mir selbstverständlich auch große Freude bereitet, aber die Form, die dafür gewählt wurde, hat mich geradezu entzückt und wäre im Stande gewesen, mich stolz und übermüthig zu machen, wenn dies überhaupt in meinem Charakter gelegen wäre. Aber nicht nur ich, alle Welt hier war über die Art und Weise so entzückt, daß ich in der That noch bei keiner anderen Gelegenheit so viele Gratulationen empfangen habe, als bei dieser. Ich zähle die Eurige zu den liebenswürdigsten und ausdrucksvollsten, darum nochmals herzinnigen Dank und tausend Grüße für Dr. Wahle und für Sie von Ihrem

treu ergebenen

A. Sonnenthal.

Dr. August Förster an Sonnenthal.

Wien, den 12. November 1889.

Laß' mich, lieber Freund, noch vor der Lear-Generalprobe (die für Dich sicher mit der Ernennung zum Feldmarschall enden wird) die Bitte aussprechen, recht ruhig zu bleiben und Dich von Dem oder Jenem, was vielleicht doch noch vorkommt, nicht irritiren zu lassen.

Ich habe heute den ganzen Haide-Act nochmals genau mit allen Chicanen durchprobirt. Ich glaube, er wird sehr gut gehen. Lewinsky hat, an einem Tische auf der Bühne sitzend (Höhe der zweiten Gasse), alle Reden der handelnden Personen mit nur halblauter Stimme gesprochen und war in jeder Silbe vernehmbar trotz Donner und Sturm und Regen. Auf der Bühne hat der agirende Schauspieler leicht den Eindruck, daß ihn der Lärm decke. Laß dich also nicht dadurch erregen.

Und nun Glück auf.[1]

Herzlichst Dein

August Förster.

[1] „König Lear“ ging am 17. November 1889 mit Sonnenthal in der Titelrolle, Baumeister als Kent, Lewinsky als Narr, Gabillon als Gloster, Reimers als Edmund, Robert als Edgar und Frau Hohenfels als Cordelia neu einstudiert in Szene.

Aus Briefen Sonnenthals an seinen Sohn Sigmund.

Wien, 20. November 1889.

... Erst heute finde ich Muße, Dir zu schreiben — „König Lear“ hat mich ganz und gar in Atem oder vielmehr außer Atem gehalten. Man fühlt erst das Gewicht dieser Aufgabe, wenn man an ihre Lösung geht. Wie weit mir diese gelungen, hättest Du am Abend des 17. November, den ich in meinem Tagebuch roth angestrichen, im Theater selbst erleben müssen. Das Publikum anticipirte einen Wechsel, den ich erst allmählich werde einlösen können, denn mit einem Schlage ist dieser Titan der schauspielerischen Aufgaben nicht zu bewältigen. Aber wenn ich ihn ein halbes Dutzendmal gespielt habe und ganz im Besitze meiner physischen Mittel bin, werde ich ihn bewältigen. Für jetzt habe ich alle Ursache, schon mit dem ersten Abend mehr als zufrieden zu sein. Es war ein Erfolg, wie ich ihn bisher in keiner meiner Rollen gehabt — aber, wie gesagt, ich bin noch nicht zufrieden mit mir, das muß noch ganz anders werden ...

27. November 1889.

... Mein Lear wächst mit jeder Vorstellung, und gestern z. B. war ich schon selbst zufriedener mit mir und ich habe gar keine Sorge, daß es noch ganz gut wird. Aber unbequem bleibt die Rolle immer. Ich muß mich schon zwei Tage zuvor kasteien: ich rauche nicht, ich spreche nicht und nach jeder Vorstellung ist mirs immer, als ob ich eine schwere Operation überstanden hätte. Es ist eben die gewaltigste Rolle, die ich bisher gespielt und vielleicht noch spielen werde. Ja, Shakespeare ist wer!! ...

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

Wien, 27. November 1889.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, lieber Herr von Sonnenthal, mit welcher Spannung ich Ihren Lear erwartete. Auch drängt es mich, Ihnen den gestrigen überwältigenden Eindruck mitzutheilen. Sie haben den reckenhaften Greis mächtig hingestellt, wie ihn die Annalen des Theaters wohl noch nicht kannten. Am wahrsten, ergreifendsten wirkte auf mich die Scene in der Hütte — das langsame Erschlaffen nach der gewaltigen Aufregung, die allen entfesselten Elementen Trotz geboten. Das war physisch dem Fieberkranken im Stadium der Erschöpfung abgelauscht, moralisch von tiefster Wirkung. Auch das Zusammenspiel war meisterhaft: die zarte Ehrfurcht, mit der das barock zusammengesetzte Gefolge die allem Elend preisgegebene Majestät umgibt und pflegt. Das Erwachen in Cordelias Armen ist rührend und pathetisch — die allerwürdigste Interpretation Shakespeares. Beim Tod möchte ich vielleicht wünschen, daß sich die alte königliche Haltung wiederfindet, damit Schluß und Anfang ineinandergreifen. Lear muß mit dem Bewußtsein die königliche Haltung wiederfinden. Er ist nicht nur der gebrochene Greis, der reuige verzweifelte Vater — mit dem letzten Atemzug ist er wieder König!

Noch eine Frage. Sollte der Fluch gegen Goneril nicht rauh und hart, in dem Tone eines Richterspruchs, aber ohne jedwede Anwendung von leidenschaftlichem Pathos gesprochen werden? Sie ersparen sich dadurch eine Steigerung für die Scene mit Regan und dem schließlichen Ausbruch ohnmächtiger Wuth, wo die Stimme des Verzweifelten das Toben des Sturmes übertönt. Bei dieser ersten Kränkung ist „der alte Herr noch beisammen“, und sein Fluch könnte mehr im Tone einer verhängten Strafe gesprochen werden. Die damaligen Könige fühlten sich berechtigt, auch über moralische Foltern zu verfügen. Diese Ansicht ist aber vielleicht nur eine subjektive Schrulle. Es ist großartig, wie die ganze Aufführung alle barocken Wunderlichkeiten Shakespeares, wie die scenisch beinahe unmöglichen

Verwechslungen Edgars, doch in den einheitlichen Rahmen eines dramatischen Ganzen bezwang. Der tiefe Ernst des Abends verleugnete sich keinen Augenblick. Die beiden bösen Frauen strahlten von dämonischer Pracht — vorzüglich Goneril.[1]

Auf Wiedersehen hoffend

Fürstin Marie Hohenlohe.

[1] Goneril wurde von Frau Olga Lewinsky, Regan von Fräulein Bleibtreu dargestellt.

Sonnenthal an Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Donnerstag, 28. November 1889.

Meine gnädigste Fürstin!

Ihre theilnahmsvolle spannende Erwartung auf meinen „Lear" kann kaum so groß gewesen sein, als meine zaghafte Spannung auf Ihr Urtheil, meine hochverehrte Gönnerin, das mir von jeher so werthvoll war und ist, und ich wollte mir dies Urtheil nächsten Samstag persönlich abholen, als mir Ihre freundlichen liebenswürdigen Zeilen zuvorkamen. Haben Sie tausend, tausend Dank dafür, für das unbedingte Lob nicht minder als für den wohlwollenden Tadel, von welch Letzterem man ja immer am Meisten profitirt. Und wie scharf und geistreich Sie beobachten, möge Ihnen beweisen, daß ich, als ich mich nach der Sterbescene vom Boden erhob, zu meiner Umgebung sagte: „Heute bin ich schlecht gestorben." Ich habe es nämlich die erstenmale viel besser und schöner und, wie Sie ganz richtig hervorheben, viel königlicher gemacht, und werden Sie es glauben, daran war diesmal nur ein äußerer technischer Fehler schuld. Ich sank auf das unrechte Knie und dadurch bekam die ganze Lage etwas kleinliches, bürgerliches. O, ich habe es im Moment gefühlt — aber das beweist nur wieder, wie Shakespeare die ganze Claviatur des Schauspielers erfordert, den ganzen inneren und äußeren Menschen. Eine

hundertstel Note — wenn es deren gibt — manquirt, und die Harmonie ist gestört.

Was den Fluch an Goneril betrifft, so muß jedenfalls auch darin etwas gefehlt haben, denn sonst hätten Sie es nicht empfunden. Ich will Ihnen sagen, beste Fürstin, was gefehlt hat: die Kraft des Ausdrucks. Ich stehe nämlich noch zu sehr in der Sache und lasse mich von meinem Gegenstand hinreißen; lassen Sie mich erst die künstlerische Ruhe gewinnen, über der Sache zu stehen, so wird auch diese Stelle zu ihrem Rechte kommen. Ihre Ansicht, gnädigste Fürstin, die Scene — wie es in der Künstlersprache heißt — „auf kaltem Wege" abzumachen, wäre allerdings eine große Erleichterung für mich, namentlich in physischer Hinsicht, allein das konnte ich niemals und werde es nicht können. Ich muß Alles geben, was ich habe, und ich glaube, beste Fürstin, der Dichter fordert es auch in diesem Moment. Es ist weniger der König, als das aufgewühlte Vaterherz, das ihn diesen schrecklichen Fluch gegen das undankbare Kind ausstoßen läßt. Bevor er den Fluch beginnt, ruft er: „O Undankbarkeit, Du marmorherz'ger Teufel, und wenn Du Dich in einem Kinde zeigst" — 2c., und er schließt den Fluch: „... Daß sie empfinde, daß es schärfer nage, als Natternzahn, ein undankbares Kind zu haben." Und er vergießt heiße Thränen (hot tears) dabei. Es weist also Alles darauf hin, daß der Fluch mit Leidenschaft gesprochen werden muß, und hätten Sie ihn nur ein einzigesmal so gehört, wie ich ihn hundertmal in meinem Zimmer gesprochen, Sie hätten mir gewiß Recht gegeben. Aber, wie gesagt, meine eigene innere Erregung raubt mir die Kraft des Ausdrucks und verdirbt mir dieses wie noch manches Andere, das sich erst bei mehrmaliger Wiederholung glätten wird.

Für jetzt, gnädigste Fürstin, bin ich über Ihr Urtheil mehr als glücklich, ich bin stolz darauf, denn es ist die gewaltigste Aufgabe, die je an den Schauspieler gestellt wurde.

Mit dem Ausdruck meiner unbegrenztesten Verehrung

Euer Durchlaucht treu ergebener

A. Sonnenthal.

Sonnenthal an Dr. Heinrich Bulthaupt.

Wien, 29. November 1889.

Mein werthester Freund!

Ich habe dem Zufall zu danken, der mir ein freundliches Lebenszeichen von Ihnen brachte, und merkwürdig genug, gerade in einem Moment, wo ich mich sehr eifrig mit Ihrer Abhandlung über den „Lear" beschäftigte, den ich in der vorigen Woche zum erstenmale spielte. Nun, der äußere Erfolg war ein geradezu sensationeller, allein es schien mir, als ob das Publikum eine künftig zu zahlende Schuld schon jetzt escomptiren wollte. Eine solche Riesenaufgabe löst man nicht mit einem Schlage, und wenn mir heute auch schon Manches gelungen, so habe ich doch noch Vieles, Vieles zu glätten und zu feilen. Aber ich hoffe, wenn ich ihn Ihnen in Jahr und Tag vorspiele, Ihre Zufriedenheit zu erlangen.

Meine nächste Aufgabe soll „Macbeth" sein, nicht mehr in diesem Jahre, denn das könnte ich schon physisch nicht mehr bewältigen. Jetzt muß ich alle Kraft für den „Lear" aufsparen, der so einschlug, daß ihn die Direktion womöglich dreimal in der Woche haben möchte.

Merkwürdig, daß ich in den von Ihnen gerügten Fehler der jüngeren Darsteller des Lear, den Ton zu jugendlich zu nehmen, gleichfalls verfiel — aber nur im ersten Act, nur in der Exposition. Zum Schlusse des Actes fand ich bereits den Ton und hielt ihn energisch fest. Aber hier ist es nicht allein der Ton, der die Musik macht. Shakespeare fordert — wie ich gestern an meine verehrte Gönnerin Frau Fürstin Hohenlohe schrieb — die ganze Claviatur des inneren und äußeren Menschen, hier kommt es auf eine hundertstel Note an, wenn es deren eine in der Musik gäbe.

Nun, wie gesagt, in Jahr und Tag! Für heute danke ich Ihnen für Ihre lieben Zeilen und grüße Sie aufs Herzlichste als Ihr

treu ergebener

A. Sonnenthal.

*

Die Einstudierung des „König Lear“ war die letzte große Aufgabe, welcher sich Förster als Direktor unterziehen sollte. Schon längere Zeit leidend, hatte er sich während der Weihnachtsferientage, die am 21. Dezember begannen, zu seiner Erholung auf den Semmering begeben, woselbst er am 22. Dezember während eines Spazierganges vom Tode ereilt wurde. Ein plötzlicher Herzschlag hatte dem Leben des tatkräftigen Mannes ein Ende gemacht.

Aus einem Brief Sonnenthals an seinen Sohn Sigmund.

Wien, 26. Dezember 1889.

. . . Der Abschluß dieses Jahres ist ein kleiner niedlicher Höllen-Breughel von Kummer, Sorgen, Unannehmlichkeiten aller Art, und nur obenauf ist auch ein Pinselstrich Freude hingekleckst und die wollen wir frischweg als Entschädigung nehmen für so manches Andere.[1] . . .

Daß ich mit meinem Pester Gastspiel abgebrannt bin, hast Du wohl aus den Zeitungen schon ersehen[2] — es ist mir speciell ein Schaden von tausend Gulden. — Aber am schmerzlichsten bleibt doch immer der plötzliche Tod Försters — fürs Burgtheater ein schwerer Schlag. Bezecny trug mir wieder ein Provisorium an, ich lehnte es bescheiden aber entschieden ab, und nun wird voraussichtlich Dr. Berger Director, der mir unter allen Aspiranten weitaus der Fähigste scheint. Doch meine goldene Freiheit, in der ich ein ganzes Jahr schwelgte, wird wohl für die nächste Zeit ein wenig tangirt werden, denn ich werde ihm in Vielem zur Seite stehen müssen. Übrigens will ich dies noch ertragen, wenn ich nur keine Verantwortung zu übernehmen habe...

[1] Die Verlobung des ältesten Sohns. — [2] Im Dezember 1889 brannte das Deutsche Theater in Budapest ab und wurde seither nicht wieder errichtet.

Die k. u. k. Generalintendanz an Sonnenthal.

An den k. u. k. Hofschauspieler und Oberregisseur
des k. k. Hofburgtheaters
Herrn Adolf Ritter von Sonnenthal.

Infolge des Ablebens des artistischen Directors Dr. August Förster wird Ihnen in Gemeinschaft mit dem artistischen Sekretär Herrn Dr. Alfred Freiherrn von Berger die Leitung

der Directionsgeschäfte des Hofburgtheaters provisorisch übertragen.

Wien, am 27. Dezember 1889.

Der Leiter der k. u. k. Generalintendanz der k. k. Hoftheater:
Bezecny.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Rostock, 30. Dezember 1889.

Lieber Freund!

Beglückwünschen kann ich Dich nicht, daß Dir das Schicksal von Neuem die Directorskrone aufs Haupt setzt: ich weiß, wie schwer diese gedoppelte Last Dich drückt, und daß das Beste in Dir, der zu den höchsten Gipfeln emporsteigende Künstler, darunter zu leiden Gefahr läuft. Ich will Dich nur beglückwünschen, daß Du diesmal den erprobten Gefährten hast, der wie Du an die Sache sein ganzes Herz gehängt hat.

Alles Gute zum neuen Jahre Dir, den Deinen, unserem Burgtheater! Immer Dein alter

Adolf Wilbrandt.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Berlin, den 30. Dezember 1889.

Liebster Adolf!

Aus dem ersten Repertoire, das unter Deiner und des Freiherrn von Berger Einwirkung veröffentlicht worden ist, ersehe ich zu meiner Freude, daß Ihr „Die beiden Leonoren“ auf Sonntag angesetzt habt. Ich finde das sehr rührend von Euch und danke recht herzlich dafür.

Der Tod des armen Förster hat auf mich einen sehr tiefen Eindruck gemacht. Ich bin nicht Heuchler genug, um Dir zu verhehlen, daß ich trotz meiner langjährigen, intimen und wahrhaft freundschaftlichen Beziehungen mit Förster manchmal doch

dies und das wahrgenommen habe, das mir nicht ganz sympathisch war. Aber nach dem entschiedensten Abschlusse, den es in der Welt gibt, bleibt doch, wie ich ebenso aufrichtig sagen darf, in meiner Seele zu Gunsten des guten Förster eine recht starke Summe übrig. Es ist grauenhaft, wie sich in den letzten Jahren der Kreis meiner Freunde gelichtet hat. Und noch mehr erschreckt es mich, wenn ich dabei nachrechne, wie alt die Beziehungen zu denen gewesen sind, die ich verloren habe. Zwanzig, dreißig Jahre spielen gar keine Rolle mehr. Durch Vernunftschluß muß ich mir klar machen, daß ich jetzt schon ein älterer Herr geworden bin und nächstens ein alter Herr sein werde. Ja, mein liebster Adolf, wir sind auch nun schon seit einem Vierteljahrhundert befreundet. Hast Du schon einmal daran gedacht?

Mit herzlichen Wünschen zum neuen Jahr und tausend Grüßen Dein

Paul Lindau.

1890—1898

Zweites Provisorium. — Direktion Burckhard.

Am 22. Dezember 1889 war Direktor August Förster während eines Ausfluges auf den Semmering vom Tode ereilt worden. Am 27. Dezember wurde Sonnenthal im Vereine mit Baron Alfred Berger neuerlich die provisorische Direktion übertragen. Zwei Tage später gab Berger seine Demission, die auch angenommen wurde, erklärte sich aber bereit, bis zur Ernennung eines definitiven Direktors sein Amt als artistischer Sekretär beibehalten zu wollen.

Die k. u. k. Generalintendanz der k. k. Hoftheater an Sonnenthal.

An

den k. u. k. Hofschauspieler und Oberregisseur des k. k. Hofburgtheaters Herrn Adolf Ritter von Sonnenthal.

Die k. u. k. Generalintendanz der k. k. Hoftheater hat ein von dem artistischen Sekretär des Hofburgtheaters Herrn Alfred Freiherrn von Berger eingebrachtes Gesuch um Dienstesenthebung genehmigt und überträgt sonach Ihnen allein die provisorische Leitung der Direction des k. k. Hofburgtheaters.

Hievon werden Sie mit dem Beifügen in Kenntnis gesetzt, daß Freiherr von Berger sich bereit erklärt hat, bis zur definitiven Ernennung eines artistischen Directors die Sekretariatsgeschäfte zu versehen.

Wien, am 3. Jänner 1890.

Der Leiter der k. u. k. Generalintendanz
der k. k. Hoftheater:
Bezecny.

Dr. Alfred Freiherr von Berger an Sonnenthal.

Wien, 3. Jänner 1890.

Hochverehrter Freund!

Wahrscheinlich wissen Sie in diesem Augenblicke schon, daß ich die angesuchte Entlassung vom Zeitpunkte der definitiven Besetzung des Directorpostens an erhalten habe. Bis dahin bleibe ich Ihr getreuer Adlatus und Mitarbeiter als Sekretär. Das Decret ist sehr ehrenvoll für mich gehalten, so daß von einem Bruche nicht die Rede sein kann. Im Gegentheil. Ich bin zufrieden, und habe nur noch den heißen Wunsch, daß wir Beide die Alten bleiben, denn ich schätze und liebe Sie aufrichtig. Glauben Sie mir, die Sache konnte nicht anders ausgehen, und vielleicht zeigt der Ausgang, daß es so am Besten war.

Ihr treu ergebener

Berger.[1]

[1] Über die Gründe seiner Demission äußert sich Baron Berger in einem an Rudolf Lothar gerichteten Schreiben vom 4. November 1898 (Lothar, „Das Wiener Burgtheater") folgendermaßen: „... Im Sommer 1889 hatte ich geheirathet*; damals stellte ich mein Amt der Oberbehörde zur Verfügung in einem an Seine Excellenz Baron Bezecny gerichteten Briefe. Baron Bezecny nahm mein Anerbieten nicht an, ich blieb, obwohl mir klar war, daß von nun an höchst unsicher sei, ob ich im Falle der Erledigung des Directionsstuhles Director würde. Im Dezember 1889 trat dieser Fall ein. Sonnenthal und ich wurden provisorisch mit der Führung des Theaters betraut. Nun halte ich an und für sich eine zweiköpfige Leitung eines Theaters für unmöglich, insbesondere, wenn die Competenzen der beiden Leiter nicht abgegrenzt sind. Wer hatte das Recht, Stücke anzunehmen, Rollen zu besetzen? Ich oder Sonnenthal? Keiner von uns wußte das. Damals aber hatte ich überdies die sehr deutliche Empfindung, daß ich unter den obwaltenden Umständen die Autorität, die der Director haben muß, nur dann bewahren könne, wenn meine Oberbehörde mir ihr Vertrauen in einer Weise, die nach außen jeden Zweifel ausschließt, zu erkennen gebe. Das Theater sah darin, daß Sonnenthal mir oder eigentlich ich ihm beigegeben war, eine Art Curatel über mich; ich hatte das Gefühl, in einer schiefen

---

* Berger hatte sich im Juli 1889 mit der Hofschauspielerin Stella Hohenfels vermählt.

Stellung zu sein. Deshalb ging ich. Vielleicht hatte ich Unrecht. Heute scheint es mir, daß ich die Sachlage damals einseitig und übertrieben aufgefaßt und zu rasch gehandelt habe.“ — — Das war auch Sonnenthals Ansicht, der auf Bergers Ernennung zum definitiven Direktor des Burgtheaters große Hoffnungen gesetzt hatte.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Wien, 3. Jänner 1890.

Liebster Paul!

Ich wollte nur gerecht sein, wenn ich Deinem Stücke einen Sonntag gab, und habe auch schon unsern armen Förster bei Lebzeiten darüber interpellirt. —

Ja, der arme Förster! — Endlich am Ziel seiner Wünsche, eben im besten Zuge seine Stellung zu consolidiren, und fort, fort für immer! Fürs Burgtheater momentan ein schwerer Verlust, für seine Freunde — und ich gehörte zu diesen — trotz seiner mannigfachen Schwächen — aber, lieber Paul, wer hätte solche nicht?! — für seine Freunde ein unersetzlicher. Er war ein tüchtiger Mensch und er konnte warm fühlen. — — Roulez, s'il vous plaît! — Dieser Ausruf eines Omnibus-Conducteurs kommt mir immer bei solchen Gelegenheiten in den Sinn. Immer vorwärts, wer auch hinten zurückbleibt, gleichviel — — Roulez, s'il vous plaît! — — —

Ob ich daran denke, daß wir uns schon 25 Jahre kennen?! Wie soll ich nicht, wenn ich Deine jungen Liebhaber nicht mehr spielen darf! Das ist der Unterschied zwischen uns Beiden: Du schreibst noch die reizendsten, frischesten, jugendlichsten Liebhaber — ich darf sie aber nicht mehr spielen. Ich räche mich aber furchtbar und springe gleich in die achtzigjährigen über — siehe Lear — und finde mich auch mit diesen leidlich zurecht. Wohl höre ich von vielen Seiten den verführerischen Lockruf: Zu früh, zu früh! dem ich aber standhaft widerstehe, indem ich ihnen antworte: Besser, als zu spät, zu spät!

Inzwischen habe ich wieder die Last des Provisoriums auf mich genommen. Wenn mir auch Berger redlich hilft, es ist für mich eine Bürde. Der Künstler muß frei sein, wenn er

schaffen soll. Ich habe das nie so gefühlt, als in diesem Jahr, nachdem ich die Bürde abgeschüttelt. Nun, wills Gott, dauert es nicht zu lange, denn ich habe noch große Aufgaben vor mir.

Nun leb wohl, mein Theuerster! Meine Epistel ist länger geworden, als es meine Zeit eigentlich erlaubte, aber Dein Brief hatte etwas, was einem zum Plaudern herausforderte, von innen heraus. Herzliches Prosit von Deinem alten

treu ergebenen

Adolf.

An die hochgeehrten Mitglieder und die technischen Vorstände des k. k. Hofburgtheaters.

Durch das plötzliche Hinscheiden unseres tiefbetrauerten, allverehrten Directors, Herrn Dr. August Förster, wurde ich von einer Hohen Generalintendanz abermals mit dem schwierigen Posten eines provisorischen Directors unseres Institutes betraut. — Ich brauche wohl nicht erst hervorzuheben, denn Sie sind Alle gleich mir von der Schwierigkeit meiner Aufgabe durchdrungen und ich hätte es nie und nimmer gewagt, sie ein zweitesmal zu übernehmen, wenn ich mich nicht schon das erstemal, unter weit erschwerenderen Umständen, überzeugt hätte, mit welcher aufopfernden, selbstlosen, über alles Lob erhabenen, künstlerischen Hingebung Sie Alle mir zur Seite standen: das treffliche Regiecollegium, jeder Einzelne meiner liebwerthen Collegen, die geehrten technischen Vorstände, und wahrlich nicht zuletzt die unschätzbare Mithilfe des ausgezeichneten artistischen Sekretärs Herrn Dr. Freiherrn von Berger.

Auf diese Ihre künstlerische Unterstützung im Interesse der guten Sache, im Interesse unseres geliebten Burgtheaters, auch diesmal mit voller Zuversicht vertrauend, begrüße ich Sie aufs Neue in alter collegialer Freundschaft als

provisorischer Director des k. k. Hofburgtheaters:
A. Sonnenthal.

Wien, den 5. Jänner 1890.

Sonnenthal an Emil Claar.

Wien, 9. Jänner 1890.

Vor Allem, bester Freund, laß mich Dir für Deinen liebenswürdigen Neujahrswunsch herzlichst danken und ihn nachträglich von ganzem Herzen erwidern. Diesmal in doppelter Hinsicht, denn es wird Dir ja kein Geheimnis sein, daß Dein Name als künftiger Director des Burgtheaters genannt wurde, und nicht in letzter Linie von meiner Seite. Aber ob Du Chancen hast und wie weit diese reichen, dies zu sagen wäre mir mit dem besten Willen unmöglich, da unser Chef über diesen Punkt, selbst mir gegenüber, sehr verschlossen ist und auf meine jedesmalige Interpellation erwiderte: daß er noch nach keiner Richtung hin angeknüpft.

Es fragt sich nun, was und ob überhaupt von Deiner Seite etwas geschehen soll. Ob Du etwa die Initiative ergreifen sollst? Es wäre mißlich, wenn Du dann etwa ein Refus erhieltest. Andererseits wieder würde ein rasches Eintreten — wenn Du anders leicht von dort loskommen kannst — das Alles mit einem Schlage hier ins rechte Geleise bringen würde, unseren obersten Behörden sehr erwünscht sein, und ich brauche nicht zu betonen, mir erst recht. — Es ist da schwer zu rathen, denn ein einziger Fehlschritt könnte alles verderben, wie wir es eben bei Berger gesehen, der, meiner Ansicht nach, mit seinem übereilten Schritt Alles in die Schanze geschlagen. Also, sei klug!! —

Nun zum Geschäft: Ich kann also vom 19. April bis inkl. 27. bei Dir spielen und bitte Dich nur, aus dem vorliegenden Repertoire baldmöglichst Deine Auswahl zu treffen, damit ich bei Zeiten das Materiale einsenden kann.

Und nun tausend herzliche Grüße und bonne chance!

Dein treu ergebener

A. Sonnenthal.

Aus einem Brief Sonnenthals an seinen Sohn Sigmund.

Wien, 27. Jänner 1890.

... Was mich betrifft, so bin ich zwar, Gottlob, gesund, aber ich verfluche schon wieder die Direction. Keinen freien Augenblick, keine Lust, keine Freude am Schaffen — „Klagen

nichts als Klagen, Bittschriften nichts als Bittschriften" rufe ich mit dem Prinzen in „Emilia Galotti" aus. Und man beneidet mich noch! — Wenn sie nur Alle wüßten, wie ich danach lechze, diese Bürde wieder loszuwerden! — — Nein, nein, und hundertmal nein, ein Schauspieler soll an nichts, als an seine Rollen denken dürfen. Damit allein hat er schon sein ganzes Leben vollauf zu thun, oder er ist und bleibt ein Handwerker, und das ist Dein Vater nicht und wird es auch nie werden, und wenn man ihm goldene Berge verspräche . . .

Sonnenthal an Georg Reimers.[1]

Wien, den 3. Februar 1890.

Lieber Herr Reimers!

Ich halte es für meine Pflicht, Sie heute schon zu verständigen, daß Sie den „Judah" in den „Makkabäern" zunächst nicht spielen werden. Als Sie mir kürzlich die Mittheilung von der durch den verstorbenen Director Förster veranlaßten Doppel-Besetzung der Rolle machten, da war ich schon im höchsten Grade überrascht über die Art und Weise, wie diese Besetzung geschehen; doch da ich später erfuhr, daß das ganze Theater schon darum wußte, so habe ich stillschweigend angenommen, daß Herr Robert doch schließlich von Director Förster darüber verständigt wurde und mit der Doppelbesetzung einverstanden war. Dem war aber nicht so. Herr Robert wurde auf der letzten Probe der „Makkabäer" durch reinen Zufall von diesem Vorgehen unterrichtet und Sie können seine Aufregung hierüber wohl begreifen. — Nun, lieber Freund, ehrlich gestanden, ich finde diese Aufregung vollkommen gerechtfertigt. Ich bin in diesem Punkte gewiß tolerant und gehe bis an die äußerste Selbstlosigkeit, aber wenn ich mich in zwölf Proben mit einer neuen großen Aufgabe ehrlich abgeplagt hätte, und man sie von vorneherein, ohne Noth, hinter meinem Rücken anderweitig übertragen hätte — ich würde es einfach nicht dulden, und Sie auch nicht, und Keiner von uns, und wir wären Alle im Recht.

Ich sage Ihnen dies Alles, weil Sie ja an der ganzen Sache unschuldig sind und weil ich fest überzeugt bin, daß Sie im Grunde Ihres Herzens meine Überzeugung theilen. Der Fehler ist — aus einem Grunde, den ich nicht kenne — von dem verstorbenen Director begangen worden — es ist an dem lebenden, ihn wieder gut zu machen. Ich sage nicht, daß Sie die Rolle umsonst studirt haben sollen — Sie werden sie gewiß spielen, aber bei einer Gelegenheit, die Ihren Collegen nicht so arg verletzt und die Ihnen gewiß um so reinere Freude bereiten wird.

Ich wollte nicht erst die Abreise des Herrn Robert abwarten, um Ihnen diese Mittheilung zu machen, weil ich dies für ebenso unschicklich, Ihnen gegenüber, gehalten hätte, und grüße Sie herzlichst als Ihr ganz ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Georg Reimers, k. u. k. Hofschauspieler und Regisseur, geb. 4. April 1860 in Altona, seit 10. September 1885 erster Heldendarsteller des Hofburgtheaters.

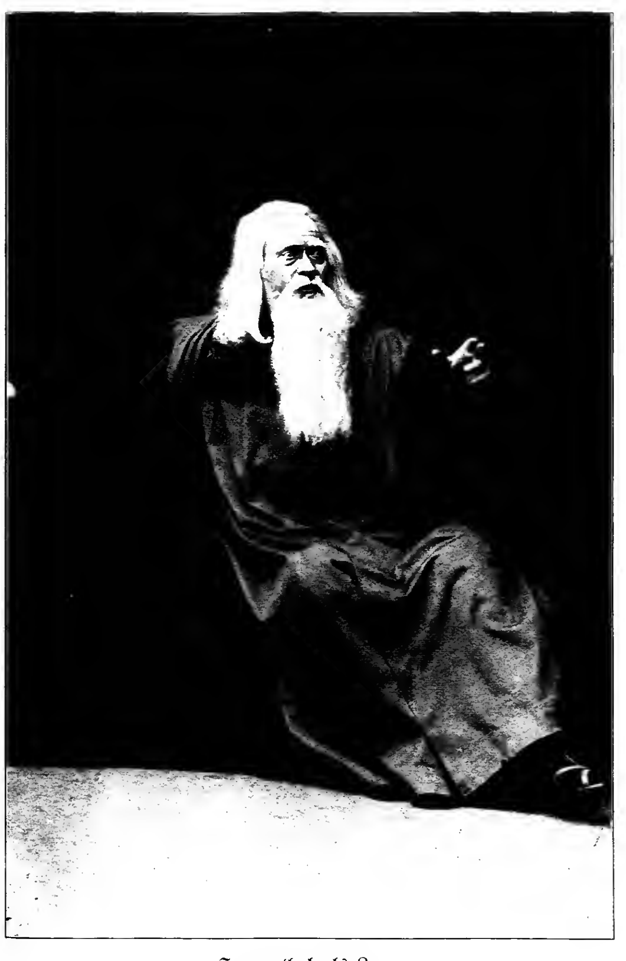
Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Rostock, 12. Februar 1890.

Lieber Freund!

Ich danke Dir herzlich für Dein Telegramm über die Annahme der „Marianne" und des „Meisters von Palmyra". Daß Beides mich erfreut, brauch' ich Dir nicht zu sagen; doppelt erfreut, da es mir zugleich das Herz gegen Dich erleichtert.

Baron Berger hat mir einen Brief geschrieben, in dem er einen Theil der Beschwerden, die ich Dir neulich ausgesprochen habe, auf sich nimmt; zu meiner Freude, die vielleicht ebenso groß wie jene erste ist. Was noch übrig bleibt, davon laß mich jetzt schweigen; ich wünsche nichts sehnlicher, als daß Deine freundschaftliche Bethätigung mir nun die langsam eingewurzelte Verstimmung gegen das Burgtheater ganz wieder aus der Seele reißen möchte.



Sonnenthal als Lear.
(IV. Akt. 7. Szene.)

Sobald Du von mir einen Besetzungsvorschlag wünschest, bitte ich es nur zu sagen; oder es mir sagen zu lassen: denn ich weiß ja, wie sehr Du beschäftigt bist, und beanspruche nicht, daß Du mir selber schreibst. Hinzusetzen muß ich nur noch, daß ich aus Rücksicht auf ein Lindau'sches Stück, „Mariannens Mutter" (das auch am Berliner Deutschen Theater bevorsteht), den Titel meines Lustspiels umgeändert habe in „Der Unterstaatssekretär". Hoffentlich mißfällt Dir der nicht.

In einigen Stunden fahr' ich nach Berlin zu den letzten Proben und der ersten Aufführung. Hoffentlich haben wir einen wenigstens ähnlichen Erfolg wie in München, wo das Stück unglaublich durchgeschlagen hat.

Mit herzlichem Gruß Dein alter

Adolf Wilbrandt.

Sonnenthal an Emil Claar.

Wien, 18. Februar 1890.

Werthester Freund!

Ich habe mit der Einsendung des Materials[1] nur deshalb gezögert, weil ich hoffte, Dir zu gleicher Zeit auch etwas Positives über unsere Directionsfrage mittheilen zu können.

Nun, die Angelegenheit ist nicht um einen Schritt weiter gediehen. Wir sind auf dem Punkte, auf dem wir waren, nur daß ich einen neuen Sekretär an die Seite bekommen habe, von dem ich bis zur Stunde nicht mehr weiß, als Du, der aber nichtsdestoweniger zum präsumtiven Nachfolger ins Auge gefaßt wurde.[2] Ich wäre ungerecht, schon heute ein Urtheil über ihn zu fällen, da ich ihn, wie gesagt, gar nicht kenne, und ihn erst ein einzigesmal privatim gesprochen habe. Er soll ein hervorragender genialer Jurist sein, das ist Alles, was ich über ihn gehört habe.

So stehn die Sachen und wenn Du mich fragst, wie Deine Chancen stehen? so wüßte ich es auch nicht zu sagen, weil man einfach nicht mit mir darüber spricht. Die Entlassung Bergers, sowie die Ernennung des neuen Sekretärs geschah einfach über

meinen Kopf weg. Ich habe nur einen Wunsch, baldmöglichst erlöst zu werden; vielleicht geschieht es bis zu meinem Urlaub, vielleicht noch früher. Man liebt hier Überraschungen.

Nun leb wohl, bis wir uns wiedersehen. Ich kann Dir nicht sagen, wie ich mich diesmal auf mein Gastspiel freue. Sonst eine Arbeit, wird es mir diesmal eine Erholung sein.

Herzlichst Dein treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Für ein bevorstehendes Gastspiel in Frankfurt a. M. — [2] Am 5. Februar 1890 wurde Dr. Max Burckhard, damals Ministerial-Vize-Sekretär im Ministerium für Kultus und Unterricht und Dozent für österreichisches Privatrecht an der Wiener Universität, geb. den 14. Juli 1854 zu Wien, gest. den 16. März 1912 daselbst, zum artistischen Sekretär des Burgtheaters ernannt.

Marie Gräfin Kornis an Sonnenthal.

Budapest, den 22. Februar 1890.

Hochgeschätzter Herr Regisseur!

Es ist mir eine wahre Herzensfreude, Ihnen mittheilen zu können, daß Ihre Kaiserliche Hoheit vor allem andern Ihnen für den so glänzenden Erfolg der Vorstellung[1] von ganzem Herzen dankbar ist. Von verschiedenen Seiten ist uns schon zu Ohren gekommen, wie unübertrefflich gespielt wurde, und wie Sie, wie gewöhnlich, Alles bezauberten und mitgerissen haben. Ihre Kaiserliche Hoheit bedauerte unendlich, nicht Zeuge Ihres Triumphes gewesen zu sein, und bittet Sie, auch allen anderen Mitwirkenden ihren besten Dank auszudrücken.

Nun komme auch ich mit meinem wärmsten Dank, denn ich weiß nur zu gut, mit welchen Schwierigkeiten Sie zu kämpfen hatten, so wie auch die armen Vereinsdamen, und weiß daher auch zu ermessen, daß wir eigentlich das Zustandekommen der Vorstellung doch nur Ihnen zu verdanken haben, gestützt auf den Wunsch unseres erlauchten Monarchen!

Sie glauben gar nicht, welche Entbehrung es für Ihre Kaiserliche Hoheit war, das Burgtheater nun schon mehr denn

ein Jahr nicht besucht zu haben; es ging halt schwer zusammen, da Seine Majestät noch nicht gehen wollte. — Indem ich Ihnen auch noch eine recht genußreiche Urlaubsreise wünsche, schließt mit den herzlichsten Grüßen Ihre ganz ergebene

Gräfin Kornis.

[1] Am 19. Februar 1890 fand im Carltheater eine Vorstellung des „Kean" zugunsten des Lehrerinnenheims unter dem Protektorate der Erzherzogin Marie Valerie statt.

Sonnenthal an Adolf Wilbrandt.

Wien, 25. Februar 1890.

Lieber Adolf!

Ich bin momentan dermaßen verstimmt und verbittert und verbost, daß ich Deine Anklagen und Beschuldigungen, so weit sie mich betreffen, im Augenblick nicht beantworten kann — dazu bedarf ich der rosigsten Stimmung. Für jetzt beeile ich mich Dir mitzutheilen, daß ich den „Unterstaatssekretär" in der zweiten Hälfte des April herauszubringen *hoffe* und erlaube mir, Dir die Besetzung vorzulegen. Ich hoffe, daß Du damit einverstanden bist. . . .

Über das Stück selbst kann ich nur sagen, es ist wieder ein echter Wilbrandt, und ich hatte von vorneherein nur ein Bedenken gegen den Monolog Mariannens mit Musikbegleitung. Dies hielt ich für phantastisch und in einem durchaus modernen Stück für gefährlich — aber glücklicherweise beruhigte mich L'Arronge (den ich bei seiner Anwesenheit hier wegen dieser Stelle interpellirte), daß er sie mit Deiner Einwilligung fortgelassen und mit den Worten Mariannens: „Jetzt komme ich nicht wieder" geschlossen hat. Überhaupt wäre es angezeigt, wenn Du uns — nach Deinen nunmehrigen praktischen Erfahrungen — Angaben und Fingerzeige geben wolltest, die wir natürlich dankbarst acceptiren würden.[1]

Als zweiter Wilbrandt soll im Herbst „Der Meister von Palmyra" kommen. Dieser ist nun meine Sache und darüber will ich eingehender mit Dir sprechen, wenn ich mich erst selbst eingehender mit dem Werk befaßt habe, und darüber erwarte

ich erst recht nach Deinen Münchener Eindrücken einige praktische Winke. Vor Allem wird ins Auge zu fassen sein, ob Zoë bei uns von einer Darstellerin — ich meine natürlich in allen ihren Wandlungen — gespielt werden soll. Aber auch darüber getraue ich mich noch nicht, ein endgültiges Urtheil abzugeben. Ich muß mich erst in das Stück „hineinknieen" und dazu brauche ich Zeit, Zeit.

Vorläufig sitze ich stundenlang über dem Repertoire, um nur das tägliche Menu herauszukriegen. Vom 1. bis 19. März spiele ich ohne Hohenfels, Hartmann, Lewinsky, Robert. Begreifst Du nun meine Stimmung? — Und wenn nur noch der Rest intact wäre! Aber ich muß die Proben der „Schwiegermama" sistiren, weil Frau Gabillon plötzlich krank wird. Heute bekomme ich einen Krankenzettel: Herr Thimig auf acht Tage unfähig u. s. w., u. s. w. — Und dabei keine Aussicht auf Erlösung! — Ich tauge nun einmal nicht für das Geschäft, ich gehe zu Grunde, ich reibe mich auf, physisch und moralisch. Ich, der geborene Optimist, ich ertappe mich jetzt auf Stimmungen und Anschauungen, gegen die sich meine innerste Natur aufbäumt. Und zu alledem noch Anklagen und Beschuldigungen von Nah und Fern, ja, auch aus der Ferne, von Freunden, von wahrhaften Freunden, die man hinunterschlucken muß, will man nicht ebenso ungerecht werden, wie sie — — Doch, wie gesagt, davon ein andermal.

Leb wohl, und denke gut von Deinem

treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] „Der Unterstaatssekretär", Lustspiel in vier Akten von Adolf Wilbrandt, ging am 8. Mai 1890 zum ersten Male mit großem Erfolg über die Bretter des Burgtheaters.

Aus einem Brief Sonnenthals an seinen Sohn Sigmund.

Wien, 23. März 1890.

... Mit einem Fuß im Reisewagen muß ich Dir noch einige Abschiedsworte senden. Ich trete morgen meine Urlaubsreise an, und zwar zunächst — auf specielle Einladung des

Herzogs von Coburg — werde ich einmal in Gotha den Wallenstein spielen, und gehe dann nach Hamburg, allwo ich am 29. gleichfalls als Wallenstein debutire. In Hamburg bleibe ich bis 4. April, gehe von da nach Breslau, wo ich bis zum 16. verbleibe, sodann nach Frankfurt bis zum 27., um endlich in Cöln am 11. Mai meinen Cours zu beschließen ...

Ich will Dich mit Lamentationen über meine Directionsplagen verschonen; ich kann Dir nur sagen, daß ich das aufreibende Gastspiel, dem ich entgegengehe, als eine reine Erholungs- und Badereise betrachte...

Dr. Max Burckhard an Sonnenthal.

Wien, 16. April 1890.

Hochverehrtester Herr von Sonnenthal!

Trotz der redlichsten Bestrebungen kann ich erst heute einige Minuten gewinnen, Ihnen für Ihr liebenswürdiges Schreiben zu danken und über den Stand der laufenden Angelegenheiten Ihnen zu berichten[1] ...

Hier geht Alles glatt und im Allgemeinen wickelt sich das Programm so ziemlich in dem von Ihnen skizzirten Rahmen ab. Die Aufführung des „Unterstaatssekretär" wird erst am 8. Mai erfolgen können, da Herr Hartmann, der jetzt sehr beschäftigt ist, mit der Rolle nicht fertig würde. Ich benützte die entstandene Lücke, um „Gyges und sein Ring" und „König und Bauer" anzusetzen; hinsichtlich des Ersteren beschloß das Regiecollegium eine kleine Rollenverschiebung. Herr Hallenstein hat einen neuerlichen Urlaub angesucht, da er noch nicht hergestellt ist. Ich glaube nicht, daß er nochmals activ wird.[2]

Im Übrigen geht Alles gut, und, falls keine Erkrankungen eintreten, hoffe ich das entworfene Programm sogar noch mit einigen Zugaben absolviren zu können. Ich lese mit großer Freude die Berichte über Ihre außerordentlichen Erfolge. Genehmigen Herr von Sonnenthal den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung und Verehrung.

Dr. Burckhard.

[1] Während Sonnenthals Gastspieltournee hatte Dr. Burckhard die Führung der Direktionsgeschäfte übernommen. — [2] Konrad Hallenstein, k. u. k. Hofschauspieler, geb. 15. Januar 1834 zu Frankfurt a. M., wirkte von 1870 bis 1890 als Helden- und Charakterdarsteller am k. k. Hofburgtheater. Eines schweren Leidens wegen mußte er sich im Jahre 1890 von der Bühne zurückziehen und starb am 28. September 1892 in Baden bei Wien. Hallenstein war lange Zeit Obmann der Schlaraffia zu Prag und als einer der witzigsten, heitersten Gesellschafter bekannt und beliebt.

Intendant Emil Claar an Sonnenthal.

Frankfurt a. M., 8. Mai 1890.

Mein verehrter Freund!

Gegenüber Deiner freundschaftlichen Gesinnung, möchte ich nicht versäumen Dir zu berichten: Deinen hohen Chef konnte ich leider in München nicht sprechen, da er an demselben Tage abreiste, als ich ankam; ich sprach ihn nur einen Moment auf der Treppe des Hotels. Eine wichtige Depesche hatte ihn nach Wien zurückberufen, bevor die General-Versammlung der Directoren stattfand.

Gleich nach seinem Eintreffen in Wien brachten die dortigen Blätter die Mittheilung, daß die Burgtheaterfrage nunmehr in den nächsten Wochen geregelt sein werde durch Ernennung eines Directors — wobei natürlich Burckhard als derjenige genannt wurde. Von anderen Seiten wird dies angezweifelt.

Dies die momentane Sachlage, die Du, mitten in Deiner ungeheuerlichen Arbeit von Proben und Vorstellungen, vielleicht noch nicht erfahren hast, da man ja auf Reisen auch nicht regelmäßig die Zeitungen liest.

Kommst Du nun jetzt nach Hause, so wirst Du vielleicht, bei der Begrüßung Deines Chefs und der vielleicht unwillkürlichen Berührung Frankfurts, bessere Gelegenheit haben, als ich, nach Deinen letzten Eindrücken demselben das zu sagen, was ich selbst sagen wollte, um jene grundlose Befürchtung zu zerstreuen. Der Zufall, daß Du, lieber Freund, gerade jetzt in Frankfurt warst und neuerdings einen Einblick hattest in die hiesigen Theaterverhältnisse, kann vielleicht im Augenblicke

sehr günstig wirken, wenn nicht Burckhards Ernennung beschlossen ist.

Ich hoffe, daß es Dir gut geht, und sende Dir die herzlichsten Grüße als Dein treu ergebener

Emil Claar.

Generalintendant Freiherr von Bezecny an Sonnenthal.

Wien, 11. Mai 1890.

Hochverehrter Herr von Sonnenthal!

Ich erlaube mir, Ihnen die Mittheilung zu machen, daß die Ernennung des Dr. Burckhard zum Director des Hofburgtheaters unmittelbar bevorsteht. Meine Mittheilung ist eine vertrauliche, da die betreffende a. h. Entschließung noch nicht herabgelangt ist. Ich kann nicht leugnen, daß ich mit Rücksicht auf die kurze Zeit, während welcher Burckhard dem Burgtheater angehört, mich erst nach langer Überlegung entschlossen habe, den bezüglichen Antrag zu stellen. Was mich schließlich dazu bewogen hat, war zunächst der allgemeine Ruf, es möge endlich ein Definitivum geschaffen werden, und weiter der Wunsch, Sie von einer Thätigkeit entlastet zu sehen, welche, angesichts der großen künstlerischen Aufgabe, die Sie sonst zu erfüllen haben und so glänzend erfüllen, nachgerade für Sie aufreibend werden müßte, und endlich die Wahrnehmung, daß Dr. Burckhard während der Dauer Ihrer Abwesenheit in wirklich überraschender Weise sich in die ihm zugefallenen Agenden hineinzuarbeiten und die Achtung und Anerkennung hervorragender künstlerischer Kapacitäten des Burgtheaters zu erringen verstanden hat.

Ich bin überzeugt, daß diese Motive auch bei Ihnen ihre Würdigung finden werden und ich Ihrer Zustimmung zu meinem Vorgehen sicher sein kann. Ich bin auch überzeugt, daß Sie in Ihrer Loyalität und im Bewußtsein Ihrer hohen Bedeutung für das Institut dem neuen Director ein treuer Berather, eine feste Stütze, ein wahrer Freund sein werden. Ist er dessen sicher, dann kann er ohne Zagen der Zukunft entgegensehen und getrost sein Amt antreten.

Ihnen aber gebührt der vollste wärmste Dank für die Opferwilligkeit und Pflichttreue, mit der Sie sich neuerdings der schweren Last der provisorischen Directionsführung unterzogen haben.

Empfangen Sie, verehrter Herr von Sonnenthal, die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung, mit der ich bin Ihr

ganz ergebenster

Bezecny.

Die k. u. k. Generalintendanz der k. k. Hoftheater an Sonnenthal.

An
den Oberregisseur des k. k. Hofburgtheaters Herrn Hofschauspieler
Adolf Ritter von Sonnenthal.

Nachdem zufolge Allerhöchster Entschließung vom 12. Mai 1890 der provisorische artistische Sekretär Dr. Max Burckhard zum Director des k. k. Hofburgtheaters ernannt worden ist, werden Sie hiermit von der Ihnen mittelst Decretes vom 3. Jänner l. J. provisorisch übertragenen Führung der artistischen Direction des k. k. Hofburgtheaters enthoben.

Anläßlich dieser Enthebung haben Seine k. u. k. Apostolische Majestät mit der citirten Allerhöchsten Entschließung huldreich zu gestatten geruht, daß Ihnen für Ihr pflichteifriges Wirken der Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit bekannt gegeben werde.

Indem ich Sie von dieser huldreichen Allerhöchsten Entschließung hiermit in Kenntnis setze, fühle ich mich gedrängt, Ihnen auch meinerseits für Ihre wiederholt und bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegte Bereitwilligkeit, dem Hofburgtheater mit dem Aufgebot aller Ihrer Kräfte zu dienen, namentlich für die unter den schwierigsten Verhältnissen übernommene und erfolgreich geführte Leitung des Institutes den verbindlichsten Dank und die wärmste Anerkennung auszusprechen.[1]

Wien, am 13. Mai 1890.

Der Leiter der k. u. k. Generalintendanz der k. k. Hoftheater:
Bezecny.

[1] Sonnenthal kehrte am 13. Mai von seinem Gastspiele zurück. Am 14. Mai 1890 trat Dr. Burckhard offiziell sein Amt als artistischer Direktor des Burgtheaters an. Das „Tagebuch" verzeichnet unter dem Datum des 14. Mai 1890 die Bemerkung: „Enthebung meines Provisoriums als Director. Vorstellung des neuen Directors Dr. Burckhard."

*

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

(Juni 1890.)

Lieber Herr von Sonnenthal!

Es wird in letzter Zeit Ibsen viel genannt und doch liegt ein pessimistischer Zug in seinen Stücken, der in meinen Augen sie hindert, ein volles Kunstwerk zu sein. Ich finde das Burgtheater vollkommen berechtigt, sich gegen diese krankhaften psychologischen Probleme zu verschließen. Die „Nordische Heerfahrt", die das Burgtheater brachte, noch ehe der miselsüchtige Ibsen berühmt war, ist das hervorragendste seiner Werke, welches ihn zum Dichter berechtigt. Jetzt begegne ich in seiner Gesammtausgabe einem Stück voll duftigster Poesie, das gerade im Burgtheater vollen Anwerth finden würde. Es hat die Doczy'sche Tonart — halb launisch, halb sentimental — die bei uns stets so liebenswürdige Wiedergabe findet. Da Ibsen die Geister jetzt so viel beschäftigt, wäre es interessant, nächste Saison ein Stück von ihm zu bringen, anders wie die andern — ein Dichterwerk, kein philosophisches Rechenexempel, das unumstößlich zur Verachtung dieser schönen Gotteswelt führen soll. Ich übersende Ihnen das „Fest auf Solhaug"[1] mit der Bitte, es zu lesen und, wenn Sie meine Ansicht theilen, es dem Director vorzuschlagen. Gelegentlich bitte ich um Rücksendung des Buches, das nicht mir gehört. Bestens grüßend

Fürstin Hohenlohe.

[1] „Das Fest auf Solhaug", Schauspiel in drei Akten von Ibsen, kam am 21. November 1891 zur ersten Aufführung am Burgtheater, erlebte aber nur vier Vorstellungen.

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

Wien, 28. Oktober 1890.

Ich kann nicht umhin, lieber Meister, Ihnen zu sagen, wie sehr Ihre gestrige Meisterleistung mich überwältigt hat.[1]

Da waren Sie mehr als der geniale Interpret eines Dichters — Sie haben die Rolle selbst geschaffen und haben den schattenhaften Umrissen der Ibsen vorschwebenden Gestalt eine konkrete Form gegeben. Alle Idealisten, die sich selbst zum Opfer ihrer Ideen, ihrer Überzeugung bringen, rechnen auf eine zukünftige Vergeltung, sei es das Himmelreich der Christen, sei es die Unsterblichkeit des Helden oder das „neue Reich" eines Columbus, Galilei, oder Spinoza. Der Reformator Thomas Stockmann ist zu sehr in seinem Tagewerk befangen, um darüber hinaus zu sehen. Das ist der Rechenfehler Ibsens, seinen leidenschaftlichen Wahrheitsapostel nicht mit der Macht des Genies ausgestattet zu haben, die ihm das Recht gäbe, die kleinlichen Interessen seiner Mitmenschen gewaltig über den Haufen zu werfen. Er stößt überall mit seiner colossalen Ungeschicklichkeit an — und wenn er mit dem derben Stierkopf durchaus durch alle Mauern rennen will, welche Sitte und Gesetz aufgerichtet haben, gönnt man ihm beinahe die Beulen, die er sich bei dieser Prozedur abholt. Die conventionelle Lüge ist ein Schutzmittel gegen den Cynismus, der vor Allem die Schwachen bedroht, und deshalb ist nur Derjenige berechtigt, sie zu zerstören, der Unvergängliches an ihre Stelle setzen kann. Das Streben des Volksmanns ist aber sehr begrenzt, auf praktischen Nutzen ausgehend. Um dieser Figur ein höheres Interesse abzugewinnen, haben Sie mit genialer Vervollkommnung Ibsenscher Intentionen ihr einen pathologischen Zug gegeben. Er ist das Opfer der idée fixe, der fanatischen Einseitigkeit. Das bringt eine rührende Menschlichkeit zur Anschauung, die in ihrem schlichten Elend wahrhaft ergreifend wirkt! Ich mußte Ihnen gratuliren zu dieser schönen That, mit der Sie dieses neue Burgtheaterjahr eingeweiht haben.[2] Glück auf zu dem folgenden!

Fürstin Marie Hohenlohe.

[1] Am 23. Oktober 1890 wurde zum erstenmal „Ein Volksfeind“, Schauspiel in fünf Akten von Ibsen, gegeben. Am 24. und 27. Oktober wurde die Vorstellung wiederholt. — [2] In seinem Tagebuch schreibt Gabillon unter dem 20. Oktober 1890: „Täglich Proben vom ‚Volksfeind‘. Sonnenthal tritt bedeutend aus dem Ganzen heraus, er wächst mit jedem Acte.“ Und am 23. Oktober: „‚Der Volksfeind‘ zum erstenmal. Eine wunderbare Vorstellung. Sonnenthals fertigste Leistung.“ (Helene Bettelheim-Gabillon: „Ludwig Gabillon.“) — Sonnenthal selbst hatte am 14. Oktober 1890 an seine Tochter geschrieben: „Der ‚Volksfeind‘ nimmt mich furchtbar in Anspruch. Die ganze Woche Proben bis drei Uhr; doch fängt er schon an, sich zu klären und die Leute, die zusehen, meinen es wird was werden. Ich habe selbst gar kein Urtheil mehr.“

Sonnenthal an Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Mittwoch, 29. Oktober 1890.

Meine gnädigste Fürstin!

Dank, innigsten Dank für das überschwängliche Lob, das mich ja immer — auch in geringerem Maße gespendet — aus dem Munde meiner hohen Gönnerin doppelt stolz und glücklich macht. Aber lassen Sie mich auch Ihnen, beste Fürstin, meine Bewunderung aussprechen darüber, daß Sie sich, abgesehen von Ihrem ästhetischen Urtheil, auch in das innerste Getriebe des schauspielerischen Schaffens hineinversetzen konnten. Ihre Beobachtung stimmt mit meiner eigenen Auffassung dermaßen überein, als hätten wir unsere Meinungen vorher darüber ausgetauscht. Ich sagte mir nämlich, daß wenn es mir nicht gelänge, dem an und für sich trockenen, philisterhaften, in seinen Fanatismus der Wahrheit sich selbst verbeißenden Charakter einen idealen Zug abzugewinnen, die ganze Sache verloren wäre. Ich weiß nicht, ob ich damit den Intentionen des Dichters völlig nachgekommen bin, der ihn vielleicht abstracter, als starren trockenen Wahrheitsapostel gezeichnet wissen wollte, aber ich weiß — und Ihr Urtheil bestätigt es mir — daß ich ihn menschlich näher gebracht, und dies war für den Charakter der Rolle, wie für das Stück entscheidend.

Nochmals tausend Dank, beste Fürstin, für Ihre lieben, guten, Geist und Gemüth so anregenden Zeilen, die mich unwillkürlich an Goethes Worte erinnerten: „Edlen Seelen vorzufühlen, wünschenswertester Beruf!“

Mit dem Ausdrucke meiner unbegrenztesten Verehrung verbleibe ich meiner gnädigsten Fürstin

treu ergebener

A. Sonnenthal.

Aus Briefen Sonnenthals an seinen Sohn Sigmund.

Wien, 1. November 1890.

... Einen großen künstlerischen Erfolg hatte ich jüngst mit dem „Volksfeind“. Die Leute finden, daß ich — welche Übertreibung! — noch nie so gespielt hätte. Unsinn. Ich habe eben aus dem starrsten, trockensten, philisterhaftesten Patron einen Menschen aus Fleisch und Bein, mit Blut und Nerven hingestellt, und habe dieser abstracten Figur eine concrete Form gegeben, so daß sie aller Welt sympathisch wurde, und habe allerdings das Stück damit gerettet, denn wo es sonst bisher gespielt wurde — in Berlin, München, Frankfurt etc. — ist es überall abgefallen. Nebenbei eine der physisch anstrengendsten Rollen — zweiundzwanzig Bogen! Und die spiele ich beinahe auswendig ...

Wien, 28. Dezember 1890.

... Bei uns im Theater ist nach den ersten stürmischen Ereignissen zwischen Director und Mitgliedern einigermaßen wieder Ruhe eingetreten. Möge sie von Dauer sein! — Ich spiele dabei den philosophischen Zuschauer, d. h. ich spiele ihn nur, denn im Grunde geht mir doch Alles, was das Burgtheater betrifft, sehr nahe und wenn auch nicht persönlich betheiligt, leide ich vielleicht am Meisten darunter ...

Dr. Ludwig Fulda an Sonnenthal.

Berlin, 5. Februar 1891.

Lieber Herr von Sonnenthal!

Zu den unvergeßlichen Eindrücken, welche mir die schönen und glücklichen Wiener Tage bescheert haben, gehören nicht zum wenigsten die Stunden, die ich mit Ihnen verbringen durfte.[1] Seit früher Jugend liebe und verehre ich in Ihnen das Vorbild hohen und reinen Künstlerthums, und daß Sie als Einer der Ersten meinem Streben Beachtung und Förderung schenkten, daß ich Ihre Theilnahme errang, daß Sie mir jetzt mit so warmer Herzlichkeit begegnet sind, das Alles zähle ich unter die stolzesten Errungenschaften meines Lebens. Nehmen Sie, bitte, mein beiliegendes Conterfei als ein kleines Zeichen meiner innigen Dankbarkeit, und wenn Sie mir eine recht, recht große Freude bereiten wollen, so lassen Sie mich auch Ihr Bild haben zu dauerndem Angedenken.

In herzlicher Verehrung

Ihr treu ergebener

Ludwig Fulda.

[1] Fulda war zu den Proben und der Aufführung seines Schauspiels „Das verlorene Paradies", das am 25. Januar 1891 zum erstenmal über die Bretter des Burgtheaters ging, nach Wien gekommen. Sonnenthal war in dem Stücke nicht beschäftigt.

Sonnenthal an Dr. Ludwig Fulda.

Wien, 8. Februar 1891.

Theuerster Freund!

Sie haben mir mit Ihrem Bilde und den begleitenden freundlichen Worten eine riesige Freude bereitet und ich beeile mich, Ihrem Wunsche nachzukommen und sende Ihnen mein neuestes eben aus der Dunkelkammer hervorgegangenes Bild, das schon bei Ihrer Anwesenheit hier für Sie bestimmt war, aber leider nicht rechtzeitig fertig geworden ist. — Es freut

mich von Herzen, daß Sie in so gehobener Stimmung unsere Stadt verließen und Sie hatten auch ein Recht dazu, war es doch ein voller ehrlicher Erfolg, den Sie mit Ihrer neuesten Schöpfung, wie überall, auch bei uns errungen. Der Dichter wie der Künstler bedarf zeitweise solcher Anregung, um mit erneuten Kräften weiter schaffen zu können, und Sie werden weiter schaffen und noch viel Gutes, und das deutsche Theater wird noch oft große Freude an Ihnen erleben.

Hinsichtlich der Zugkraft des „Verlorenen Paradieses" habe ich mich — bereits nach der Lecture — nicht getäuscht. Es ist ein Zugstück ersten Ranges, aber auch ohne diese angenehme Zuthat würde ich es für ein eminent vortreffliches Stück halten. Dichter, die das zu Wege bringen, muß man hegen und pflegen, man muß sie lieben, wenn sie nebstbei auch zufällig so liebenswürdige Kerle sind, wie Sie.

So, und jetzt zwinkern Sie beschämt unter Ihrem Monocle, zucken Sie spitzbübisch vergnügt mit der rechten Ecke Ihres zart angehauchten Schnurrbartes, und genießen Sie mit künstlerischer Befriedigung die Anerkennung warm fühlender Menschen, als deren aufrichtiger Dolmetsch Sie von ganzem Herzen umarmt

Ihr treu ergebener

A. Sonnenthal.

*

Die Gastspieltournee 1891 führte Sonnenthal nach Frankfurt am Main, Hamburg und Berlin und währte vom 9. März bis 11. April. Einer Einladung des Vereines „Berliner Presse" folgend, spielte Sonnenthal am 11. April zugunsten dieses Vereines den Wallenstein in „Wallensteins Tod". Diese Vorstellung fand im „Berliner Theater" statt, das Barnay im Jahre 1888 gegründet hatte und das er sechs Jahre lang als Direktor leitete. In einem Briefe Sonnenthals vom 15. April 1891 berichtet er über diesen Abend: „Der Wallenstein-Abend in Berlin war der glänzendste, den ich je erlebt. Ich hatte nie und nirgends als Wallenstein einen größeren Erfolg, und ich bin sehr zufrieden ..."

Im Mai desselben Jahres wurden am Großherzoglichen Hoftheater zu Weimar aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens dieser Bühne Festvorstellungen arrangiert. Sonnenthal wurde von Großherzog Karl Alexander eingeladen, bei dieser Gelegenheit den Wallenstein und den Faust zu spielen, konnte aber nur für die Wallenstein-Trilogie akzeptieren,

die denn auch programmgemäß am 9. und 10. Mai zur Darstellung gelangte. Anschließend an diese Vorstellungen las Sonnenthal auf Wunsch des Großherzoglichen Paares am 11. Mai das Monodram aus „Faust“, I. Teil, im Schlosse vor der Großherzoglichen Familie und einer illustren geladenen Gesellschaft vor, in dem historischen Fauteuil sitzend, in welchem, wie die Großherzogin ihn freundlich aufmerksam machte, Goethe selbst immer während seiner Vorlesungen gesessen hatte. Sonnenthal erzählte oft, daß er den Faust niemals in so weihevoller Stimmung gelesen hatte, als in dieser Stunde.

Julius Stettenheim an Sonnenthal.

Berlin, 11. Mai 1891.

Mein liebster Sonnenthal!

Nun bildet mein Bureau ein Sonnenthalmuseum, das ich doppelt genieße. Der gelegentliche Beschauer wird auf Schritt und Tritt an den großen Künstler erinnert, ich aber sehe außerdem noch einen der liebsten Freunde, die mir das Leben geschenkt hat. Die Büste ist ein Meisterwerk ersten Ranges — so sieht nur Tilgner, der mit geistigem Auge den Geist im Menschen sieht. Ich freue mich außerordentlich, im Besitze der Büste zu sein, und werde mich so lange, wie ich mich freuen kann, darüber freuen.

Dein leider so kurzer Aufenthalt in Berlin wetterleuchtet noch immer nach. Ich denke, das muß Dir eine große Genugthuung gewähren. In Berlin kann Manches Aufsehen, von sich reden, Sensation machen, das liegt im Wesen der großen Stadt; aber Deine Anwesenheit hat Epoche gemacht und ist ein Ereignis geblieben. Du darfst stolz darauf sein. Berlin ist gar nicht so leicht für ein solches Interesse zu haben, das widmet es nur dem wirklich Bedeutenden, und das bleibt daran haften, so leicht sonst Berlin vergißt. Du wirst es an der Ehrenernte merken, wenn Du wiederkommst.

Du hast jetzt in dem Goethe- und Schillerdorf Deinen Wallenstein geschwungen. Man liest viel darüber. Auch schreibt mir mein Sohn Ludwig darüber ... Ich sende Dir beigehend ein Lied, das vorgestern auf dem Frühlingsfest der Freien Bühne gesungen worden ist. Du wirst es nicht verachten, weil es mein ist. —

Ich bin wieder zu vier Wochen Karlsbad bei Wasser und Brod verurteilt. Es wäre prächtig, wenn ich Dich dort treffen könnte. Aber ich fürchte, Du wirst wieder Deinen Contrakt höher schätzen, als mein Vergnügen und erst im Juli kommen, wo ich wieder fort bin. —

Wie geht es Dir und wie dem Dir jetzt innewohnenden Großvater? Meine ganze Familie läßt Dich bestens grüßen, Dich und Dein ganzes Haus, und ich umarme Dich

treu ergeben

Julius Stettenheim.

Dr. Ludwig Fulda an Sonnenthal.

Berlin, 13. Mai 1891.

Lieber und verehrter Herr von Sonnenthal!

Sie sagten mir gelegentlich unseres Zusammentreffens hier in Berlin, daß Sie mir Ihr Bild und einen Brief gesandt, und da ich diese mir so werthvollen Gegenstände bis damals nicht erhalten, so hatte ich schon die Hoffnung aufgegeben und mußte annehmen, daß sie bei der Nachsendung nach Italien verloren gegangen seien. Um so größer war meine Überraschung und Freude, als der Briefträger mir ein großes Couvert überreichte, von dessen Papierfläche vor Postvermerken und Stempeln fast nichts mehr zu sehen war, und als der Inhalt meine theueren Vermißten ans Licht brachte. Ihre Sendung ist also über ein Vierteljahr unterwegs gewesen, hat eine Studienreise durch ganz Italien, Sicilien eingeschlossen, gemacht und ist endlich doch noch in meine Hände gelangt.

Nun — Sie werden auch nach so langer Zeit meinen freudigen und innigen Dank entgegennehmen. Ihr Bildnis und Ihr so herzlicher Begleitbrief — wie froh und stolz bin ich, sie zu besitzen! Wie werden sie mich jederzeit an eine der allerbesten Errungenschaften meines Lebens erinnern: Ihre Freundschaft, Ihre Theilnahme an meinem Schaffen!

Ich habe es aufrichtig bedauert, daß ich während Ihrer Anwesenheit in Berlin Sie nur so flüchtig sprechen konnte.

Sie werden mir glauben, daß ich gerne mit Ihnen geplaudert hätte über Vieles, was mir am Herzen liegt. Aber ich legte mir diese Zurückhaltung auf in der Überzeugung, daß ich Ihnen damit einen guten Dienst leiste; bei den Menschenmassen, die sich um Sie stritten und Ihre wenige freie Zeit in Stücke rissen, hielt ich es für menschlich und freundschaftlich, mich an einem solchen Kampf bis auf Messer und Gabel nicht zu beteiligen.

Grüßen Sie das liebe, das herrliche Wien, dem ich so vielen Dank schuldig bin, und bleiben Sie gut Ihrem treu und

herzlich ergebenen

Ludwig Fulda.

Sonnenthal an Ludwig Fulda.

Wien, 14. Mai 1891.

Mein werthester Freund!

Ich freue mich schon deshalb, daß mein Bild endlich in Ihre Hand gelangt ist, damit Sie sehen, daß ich nicht „geflunkert“, denn als ich Ihnen in Berlin diese Thatsache mittheilte, sahen Sie mich ein wenig mißtrauisch an, und Sie hatten ja ein Recht dazu, denn die Fabel von den „verlorenen Briefen“ ist doch schon zu sehr verbraucht. Nun freue ich mich doppelt, denn Sie haben sich zugleich von meiner wahren freundschaftlichen Gesinnung überzeugt, wenn es zwischen uns überhaupt noch dessen bedurfte. Ich denke das mußten Sie vom ersten Augenblick unserer Begegnung gefühlt haben.

Daß wir in Berlin nicht zu einem gemüthlichen „Plausch“ kamen, bedauert Niemand lebhafter als ich, aber der Trubel, in den ich gegen meinen Willen hineingezerrt wurde, ließ mich nicht zu einem ruhigen stillen Genießen kommen. Ich bin noch nicht so blasirt, daß ich mich der Anerkennung der Menschen nicht von Herzen erfreute, aber den lauten Ovationen ging und gehe ich, wo ich nur kann, gern aus dem Wege. In Berlin war es eben nicht möglich und ich mußte alles ruhig über mich

ergehen lassen, das Gute — wie auch das Schlimme, denn es sind mir nachträglich böse Vorwürfe gemacht worden . . .[1]

Ihr „verlorenes Paradies“ ist bis zur Stunde ein Zugstück ersten Ranges geworden und wird es noch lange, lange Jahre bleiben. Wie steht's mit dem „Misanthrop“? Schicken Sie mir ihn bald? ich brenne darauf.

Nun, leben Sie wohl, und seien Sie von ganzem Herzen umarmt von

Ihrem treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Sonnenthal hatte sich in Berlin einem Interviewer gegenüber etwas scharf über die „realistisch-naturalistische“ Richtung in der Schauspielkunst ausgesprochen und wurde darob von vielen Seiten in der Presse angegriffen.

Sonnenthal an Julius Stettenheim.

Wien, 16. Mai 1891.

Mein Lieber, Guter, Bester!

Du hast mir mit Deiner Sendung eine große Freude bereitet und ich kann wirklich nicht sagen, über was ich mich mehr gefreut habe, über das wohlgetroffene liebe Bild, über Dein warmes herzliches Schreiben oder über das geistvoll-satyrische Lied? Alle drei zusammen repräsentierten mir: „Berlin in Bild und Wort“, dessen edler würdiger Repräsentant Du in Wahrheit bist, und wenn Du noch obendrein Dein gutes warmes Herz — nicht wie Volz in Taschenformat, sondern — in Großfolio durchblicken läßt, so schadet Dir das in den Augen des Österreichers gar nicht. Ich bin eben für ein warmes Wort empfänglich. Bei Euch freilich nennt man es „überschwänglich“. Sei es drum, ich kann mich meiner Natur nicht mehr entäußern, ebensowenig wie ich mich jemals meiner Religion entäußern werde, und vielleicht ist gerade die Erstere in Letzterer begründet. Nun, nichts mehr davon. Trotz dieses einen bitteren Wermuth-Tropfens bereue ich es doch keinen Augenblick in Berlin gewesen zu sein, und jetzt, nach Deinem liebevollen warmen Nachruf, erst recht nicht. Ich habe dort manche

anregende, erhebende Stunde verlebt und wenn ich mir auch sagen muß, daß meine Freunde, und in erster Linie Du, mein Bester, den Impuls dazu gegeben, so sagte mir doch auch andererseits der spontane Beifall des großen Publikums, daß ich meine Sache nicht schlecht gemacht habe, und damit bin ich auch voll und ganz zufrieden.

In Weimar gings, Gott sei Dank, auch gut. Es war während der Festwoche sehr belebt, und wenn man an dem Standbild der Dioskuren vorüberging, oder vor dem Schiller- und Goethe-Häuschen stehen blieb, so freute man sich, daß man ein Enkel ist . . .

Der Meinige gedeiht, unberufen, und ich kann kaum die Zeit seiner Reife erwarten, um ihm zu zeigen, welches Standbild Du ihm auf der Menu-Karte errichtet. Wer kann sagen, ob dieser Storchschnabel nicht noch einst historisch wird?! O, über die Eitelkeit der Großväter!

Nun, mein Bester, grüße und küsse mir Deine liebe Frau und Kinder aufs Herzlichste und sei Du selbst tausendmal umarmt von Deinem treu ergebenen

A. Sonnenthal.

Sonnenthal an Ludwig Fulda.

Wien, 24. Mai 1891.

Werthester Freund!

Ich habe Ihren „Misanthrop“ gelesen; ich sage „Ihren“, denn er ist in Wahrheit eine zweite Schöpfung allerersten Ranges. Wer sich nur einmal mit Übersetzungen französischer Stücke befaßt hat, der weiß, wie unendlich schwer es ist, in der Verdeutschung der Worte den französischen Geist aufrecht zu erhalten, und namentlich Molière, wo es sich in erster Linie um die Aufrechterhaltung des klassischen Stils handelt. Und gerade dies ist Ihnen meisterhaft gelungen.

Ob aber das Stück lebensfähig ist? wer vermöchte das zu sagen. Trotz seiner modernen Anschauungen — ich möchte beinahe sagen: Tendenz Ibsen, Wahrheit um jeden Preis — kann es sich doch seiner stark *akademischen* Diktion nicht

entäußern, und bedarf einer äußerst gläubigen Gemeinde. Nun, ich zweifle keinen Augenblick, daß das Burgtheater eine solche noch aufzutreiben und zu gewissen Festtagen um sich zu versammeln vermag, aber lebensfähig in unserem modernen theatralischen Alltagssinn, das glaube ich nicht, und das soll ja auch gar nicht sein Zweck sein; es soll ja, wie Sie selbst meinen, nur den Feinschmeckern aufgetischt werden, und es reizte mich ganz gewaltig, in der Küche mitzuhelfen. Gerade solche spröde Aufgaben haben mich mein Lebtag am Meisten gereizt und dieser „Alceſt" ist ein solcher spröder Patron. Schade um den epigrammatischen Schluß, er ist wohl echt Molière, aber in diesem Vorzug seiner Zeit liegt auch die Gefahr für unsere Zeit. — Nun, es gilt zu kämpfen und das wollen wir ehrlich. — Vorläufig habe ich Director Burckhard in Ihrem Namen das Stück übergeben und wird er sich dann des Weiteren mit Ihnen auseinandersetzen.[1]

Für jetzt sage ich Ihnen Lebewohl und grüße Sie herzlichst als Ihr treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] „Der Misanthrop", Schauspiel in fünf Akten von Molière, wurde in der Übersetzung von Ludwig Fulda am 25. März 1896 zum erstenmal auf der Burgtheaterbühne gegeben. Den Alceſt spielte Robert.

Hofrat Professor Theodor Billroth[1] an Sonnenthal.

Wien, 21. Juni 1891.

Lieber von Sonnenthal!

Es war mir eine große Freude, heute Abend mit Ihnen über so Manches zu sprechen, was uns Beide bewegt. Mir kommen solche Feierabende selten. Die Gesellschaft nimmt mich wie ein Stück Leinwand, von dem sie einen Fetzen nach dem andern abschneidet, um es zu Charpie zu zerpflücken. Bald wird nur ein schäbiger Rest übrig sein.

Beifolgend schicke ich Ihnen das von mir erwähnte Buch von Brandes. Der Abschnitt über Ibsen — der letzte — wird Sie gewiß interessiren, wenn er auch etwas stark von skandinavischer Kameraderie gefärbt ist. Auch die Bilder von Heyse

und Turgenjew sind höchst geistvoll; es trägt wohl Alles eine stark subjective Färbung, die man dem Literar-Historiker leicht verübelt. Doch wenn ein so interessantes Subject, wie Brandes, spricht, so höre ich ihm doch viel lieber zu, wie einem objectiven Langweiler. Man muß solche Sachen behaglich in guten Stunden lesen. Nehmen Sie das Buch mit nach Karlsbad, und behalten Sie es, so lange Sie Freude daran haben.

Von meiner Else und mir herzlichen Gruß.

Ihr

Theodor Billroth.

[1] Hofrat Professor Dr. Theodor Billroth, berühmter hervorragender Chirurg, geb. 26. April 1829 in Bergen auf Rügen, gest. 6. Februar 1899 zu Abbazia. Seit dem Jahre 1867 bis zu seinem Tode wirkte Billroth als ordentlicher Professor an der Universität zu Wien, woselbst seine Klinik zu Weltberühmtheit gelangte.

Sonnenthal an Hofrat Professor Theodor Billroth.

Montag, 22. Juni 1891.

Herzlichsten Dank, mein hochverehrtester Gönner, für die liebenswürdige Zusendung des Buches, das ich mit Ihrer gütigen Erlaubnis mit Muße genießen will. — Um mit König Philipp zu sprechen, erwidere ich mit Rücksicht auf Ihre freundliche Erinnerung an den gestrigen Abend: „Er war kein verlorener in meinem Leben!" — Es thut einem so wohl, einen Mann der Wissenschaft über Kunst — nicht gelehrt docirend — sondern so menschlich warm und doch auch so fachkundig sprechen zu hören. Es war für mich ein wahrer Hochgenuß und ich hätte Ihnen noch stundenlang zuhören mögen, Ihnen und dann auch Ihrer lieben Else, deren reizende sympathische Stimme, verbunden mit einem edlen echt künstlerischen Vortrag, mich geradezu entzückte, und die ich herzlichst grüße und noch die unbegrenzte Verehrung hinzufüge mit welcher ich mich nenne

Ihren treu ergebenen

A. Sonnenthal.

Ernst Hartmann an Sonnenthal.

(Juli 1891.)

Lieber Adolf!

Mir hat „Parsifal" einen großen Eindruck gemacht und ich würde bedauern, dies Schauspiel in und außer dem Theater nicht erlebt zu haben. Freilich werden hohe Anforderungen an den Zuhörer gestellt. Sehr lange Längen u. s. w. Aber ein großes poetisches Werk. Kirchenmusik.

In Bayreuth selbst ist ein tolles Leben. Wild! Fahrt Ihr hierher, so müßt Ihr Euch beeilen, ins Theater zu kommen, da die Züge meist Verspätung haben und oft kaum Zeit bleibt, das Gepäck im Hotel vorzufahren. Wer um vier Uhr nicht im Theater ist, wird ausgesperrt für den ersten Act! Essen, Wohnung — böse und toll.[1]

Grüße herzlichst Robert u. s. w. und sei selbst umarmt von

Deinem Ernst.

[1] Von Karlsbad aus besuchte Sonnenthal in diesem Sommer Bayreuth und sah eine Vorstellung des „Parsifal", die einen großen Eindruck auf ihn machte.

Sonnenthal an Adolf Wilbrandt.

Bad Gastein, 10. August 1891.

Mein theurer Adolf!

Ich benutze die Anwesenheit Deines lieben Robert, dessen leider nur kurzer Besuch uns Alle, und zumal mich, hocherfreute — er ist nämlich ein prächtiger Junge geworden — um Dir meine herzlichsten Grüße zu senden . . .

Robert wird Dir sagen, daß ich frisch und wohlauf bin. Ich habe meine Leichtlebigkeit, meinen Humor wieder gefunden, ich bin eben wieder nur noch Künstler — nur — Du siehst, daß man mit den Jahren auch ungenügsam werden kann, aber die gänzliche Entlastung von allen Directionssorgen hat mich geradezu übermüthig gemacht. — Nun sammle ich frische Kräfte für die Winter-Campagne: Apelles — Macbeth — ich werde

sie brauchen. In Karlsbad hat das Moor bereits seine Schuldigkeit gethan und die Höhenluft hier soll noch den Rest von Niedrigkeit — physischer natürlich — in mir ausgleichen.

Was Deinen „Meister" betrifft, so will ich Dir nur kurz sagen, daß, so zaghaft ich anfangs der Dichtung gegenüberstand, je mehr ich mich damit beschäftigte, ich mit allem Feuereifer, mit allem Ehrgeiz, mit aller Zuversicht an die Arbeit gehe und, so Gott will, soll es was werden.

Nun leb wohl, ich umarme Dich und Auguste von ganzem Herzen und grüße Euch tausendmal als Euer treu ergebener

A. Sonnenthal.

Hofrat Professor Theodor Billroth an Sonnenthal.

Wien, 10./11. Oktober 1891.
Zur guten Geisterstunde.

Lieber Meister!

Herzlichsten Dank von Brahms und mir für Ihre gütige Vermittlung, durch welche wir an der heutigen Première theilnehmen konnten. Es mögen wohl acht bis zehn Jahre sein, daß ich die „Römischen Dorfgeschichten", „an römischen Straßenecken", „aus kleinen italienischen Städten" von Voß kennen lernte. Das Alles zog mich mächtig an, denn ich hatte das wonnige Gefühl, daß ich einem Dichter zuhörte. Aus dieser guten Zeit stammt auch „der Mohr des Czaren". Ein Dichter fabulirt uns eine Begebenheit vor, erregt und interessirt damit unsere Phantasie, und erhebt uns aus der alltäglichen Wirklichkeit ins Reich der Träume. Das will ich von der Kunst haben. Wie Tiefe der Empfindung und edler Charakter über alle Äußerlichkeiten siegen, das ist der ethische Gedanke, der mich während des ganzen Abends in warmer Stimmung erhielt. Diese Moral mag stark aufgetragen, das Stück in technisch-dramatischer Beziehung unbeholfen, das Ganze mehr für eine novellistische als dramatische Behandlung geeignet sein — mir hat das nicht das Wollen und Können des Dichters verkümmert . . .

Die Aufführung war vollendet: Baumeister's Maske und edles Spiel vortrefflich, Robert sehr gut, die Hartmann, Römpler, Schratt, Devrient famos, die Reinhold zum Abbusseln — natürlich auf die Stirn! es war ein guter alter Burgtheater-Abend. Trachten Sie das Stück mit Gewalt auf dem Repertoire zu halten. Das Publikum wird endlich doch zum Verständnis kommen! — Endlich![1]

Verzeihen Sie meine Schwatzhaftigkeit!

Ihr

Theodor Billroth.

[1] „Der Mohr des Zaren", Lustspiel in fünf Akten von Richard Voß, wurde am 10. Oktober 1891 zum erstenmal am Burgtheater aufgeführt, erhielt sich aber nicht lange auf dem Repertoire.

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

Wien, 9. Dezember 1891.

Ich habe gestern mit größtem Interesse Ihren „Macbeth"[1] wieder gesehen, lieber Herr von Sonnenthal. Nach dem dumpfen düsteren Act von Banquo's Ermordung sind die aufgesetzten Lichter im letzten wirklich wohlthuend. Schon die hellere Klangfarbe der Stimme ruht aus nach den gepreßten dumpfen Tönen äußerster Seelenqual. Auch Rembrandt hat seinen düstersten Bildern helle Lichter aufgesetzt, damit die Dunkelheit des Grundtons erst recht dunkel erscheine. Die vollkommene Harmonie des Bildes erheischt es, und der heroische Grundton in Macbeths Seele muß noch einmal zum Durchbruch kommen, um Anfang mit Ende zu verbinden.

Mit aufrichtiger Bewunderung für das herrliche Gebilde, womit Sie unser liebes Burgtheater bereichert haben,

Fürstin Hohenlohe.

[1] Der neueinstudierte „Macbeth" mit Sonnenthal in der Titelrolle war am 31. Oktober 1891 zur ersten Aufführung gelangt.

Sonnenthal an Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Freitag, 11. Dezember 1891.

Meine gnädigste Fürstin!

Herzlichsten Dank für Ihre lieben, freundlichen Worte. Ich bin unendlich glücklich, wenn ich Ihren ästhetischen Winken, die für mich immer von hohem Werthe sind, und Ihren künstlerischen Intentionen, von denen ich diesmal mehr als je ganz und gar durchdrungen war, einigermaßen nachkommen konnte, und ich verspreche Ihnen, beste Fürstin, es soll mit der Zeit noch besser werden, wenn ich erst ganz in meinem Gegenstand aufgegangen bin. Noch drückt hie und da das ungewohnte Kleid, aber der künstlerische Mensch in mir ist elastisch genug und wird sich auch in dieses Kleid hineindehnen. — Ich kränkte mich, daß ich gerade den letzten Abend durch die Probe eines neuen Stückes, die ich am selben Tage durchzumachen hatte, physisch etwas ermüdet war, sonst wäre meine hohe Gönnerin noch zufriedener gewesen.

In unbegrenztester Verehrung und Dankbarkeit Euer Durchlaucht treu ergebener

A. Sonnenthal.

Dr. Max Burckhard an Sonnenthal.

Wien, 3. Januar 1892.

Sehr verehrter Herr von Sonnenthal!

Der Herr Bürgermeister von Sprottau hat mich ersucht, den Künstlern des Hofburgtheaters, die die Errichtung eines Laube-Denkmals in Sprottau[1] in so kräftiger Weise gefördert haben, seinen ergebensten Dank auszusprechen.

Sie, hochverehrter Herr von Sonnenthal, waren es, der mit so herzlich warmen Worten die am Hofburgtheater wirkenden Künstler zur Bethätigung ihrer pietätvollen Erinnerung für Heinrich Laube eingeladen haben, und ich glaube daher auch in erster Linie Ihnen den Dank der Stadt Sprottau zusenden

zu dürfen mit der Bitte, ihn allen jenen übermitteln zu wollen, welche Ihrer Anregung so bereitwillig und in so reichlichem Maße entsprochen haben.

Sie gestatten aber auch der Direction, daß sie Ihnen ihren wärmsten Dank ausspricht für Ihre liebenswürdige Intervention als solche sowohl als auch für deren Art; freilich sind Liebenswürdigkeit und Feinfühligkeit mit dem Wesen Adolf von Sonnenthals so innig verwachsen, daß man sie im einzelnen Falle nicht erst als etwas Besonderes hervorheben kann, aber ich erwähne es auch nicht als solches, sondern ich folge nur dem Drange, Ihnen ein herzliches Dankeswort zu sagen.

In ausgezeichneter Hochachtung und aufrichtiger Ergebenheit

Dr. Burckhard.

[1] Das Laube-Denkmal zu Sprottau wurde am 18. September 1895 (Laubes Geburtstag) feierlich enthüllt.

Ernst von Wildenbruch[1] an Sonnenthal.

Berlin, 7. April 1892.

Theuerster Meister, verehrtester Herr!

Bevor Sie sich zur Reise nach Berlin rüsten, um uns mit den Gaben Ihres Genius zu beschenken, ein kurzes Wort, das die Erklärung zu dem sein soll, was Ihnen mein letztes Schreiben andeutete.

Ich habe ein vieractiges Schauspiel „Meister Balzer" vollendet, das in der Gegenwart in kleinbürgerlichen Verhältnissen spielt. Obschon Lokal und theilweise die Sprache des Stücks norddeutsch, spezifisch märkisch sind, ist mein lebhafter Wunsch, dasselbe an der Hofburg zur ersten Aufführung zu bringen, weil ich der Meinung bin, daß die Haupt- und Titelrolle in Ihren Händen wunderbar aufgehoben sein würde.

Erlassen Sie mir alles Weitere. Ich bin dabei, das Stück als Bühnenmanuskript drucken zu lassen und könnte Ihnen in Kürzestem ein Exemplar zukommen lassen.

Haben Sie Lust zur Sache? Das Stück ist nicht lang. Haben Sie Muße und Stimmung, es kennen zu lernen? Und

wenn dies der Fall ist, wann wollen Sie es lesen? Gleich jetzt, oder lieber erst, wenn Sie Ihr Gastspiel absolvirt haben und nach Wien zurückgekehrt sind? Bitte, antworten Sie in aller Kürze, aber aus Ihrer Herzens-Meinung und ganz aus Ihrer Stimmung heraus Ihrem verehrungsvoll

ergebensten

Ernst von Wildenbruch.

[1] Ernst von Wildenbruch, Dichter und Dramatiker, geb. den 3. Februar 1845 zu Beirut in Syrien als Sohn des dortigen preußischen Generalkonsuls, gest. den 15. Januar 1909 zu Berlin.

Sonnenthal an Ernst von Wildenbruch.

Wien, 8. April 1892.

Mein hochverehrtester Freund und Gönner!

Ihre lieben hocherfreulichen Zeilen trafen mich eben beim Packen meiner Koffer: ich gehe nämlich noch heute nach Prag,[1] um dort ein kurzes Gastspiel zu absolviren, und am 15. treffe ich in Berlin ein und bitte mir dann sofort Ihr neuestes Werk zukommen zu lassen, mit dem ich mich in aller Muße beschäftigen will. Soll ich Ihnen noch sagen, daß ich mich riesig darauf freue, endlich einmal einen Wildenbruch spielen zu dürfen? Doch davon und von vielem andern mündlich.[2]

Für jetzt tausend herzliche Grüße von Ihrem treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Im Frühjahr 1892 gastierte Sonnenthal — vom 10. April bis 15. Mai — in Prag, Berlin, Karlsruhe und Mannheim. — [2] Gelegentlich seines Gastspieles in Berlin besuchte Sonnenthal Ernst Wildenbruch und sprach persönlich mit ihm über den „Meister Balzer". Er schätzte das Stück sehr, allein die Rolle des Balzer lag ihm nicht, wie er offen sagte. Dessenungeachtet wollte er am Burgtheater die Annahme des Stückes befürworten, das jedoch trotzdem nicht angenommen wurde. Eine Proposition Direktor Müller-Guttenbrunns, das Stück am Raimundtheater zur Aufführung zu bringen, wurde hinwiederum von Wildenbruch refüsiert.

Ernst von Wildenbruch an Sonnenthal.

Berlin, 3. Mai 1892.

Theuerster Meister, hochverehrter Freund!

Als ich heute Mittags in Ihr Hotel kam, Ihnen persönlich meinen und meiner Frau bewundernden Dank für den gestrigen herrlichen Clavigo-Abend[1] zu überbringen, erfuhr ich zu meiner Betrübnis, daß Sie heute ganz früh bereits, früher als Sie ursprünglich beabsichtigt hatten, Berlin verlassen haben.

So mögen diese Zeilen Ihnen nachfliegen und Ihnen noch einmal sagen, was gestern Abend tausend dankende Hände, tausend leuchtende Augen Ihnen zugerufen und zugeblickt haben: es war herrlich! Als ich mit meiner Frau das Theater verließ, in dem wir ausgeharrt hatten, bis der letzte, durch Ihre schöne Ansprache hervorgerufene Beifallssturm ausgetobt hatte, hatten wir Beide nur ein Gefühl: daß Er es im Gedächtnis und im Herzen bewahren möchte, was das Theater ihm zujubelte: „Hier bleiben — wiederkommen!"

Tausende haben so gerufen und damit nur dem allgemeinen Wunsch Ausdruck gegeben — Einer hat so mitgerufen und damit seines Innern innerstem Wunsche Ausdruck gegeben. Sie wissen, wer dieser Eine war — vergessen Sie ihn nicht.

Mit herzlichstem Gruße von meiner Frau, in Verehrung und Ergebenheit Ihr

Ernst von Wildenbruch.

[1] Am 2. Mai hatte Sonnenthal für den Verein „Berliner Presse" im Kgl. Hoftheater den „Clavigo" gespielt.

Aus einem Briefe Sonnenthals an seine Kinder.

Karlsruhe, 6. Mai 1892.

... Der künstlerische Erfolg in Berlin war womöglich noch größer wie im vorigen Jahre und erreichte seinen Höhepunkt bei meinem Abschied im Hoftheater... Es war in der That ein schöner Abend und gestern — hier in Karlsruhe — wiederholte sich dies Bild mit anderer Staffage. Es war für mich von jeher das Interessanteste, vor ein fremdes Publikum zu treten,

dieses nach und nach einzugarnen bis es fest in meinen Netzen saß und nicht mehr los konnte; wenn auch hie und da Einige mit den Füßen noch strampelten und sich losmachen wollten, zuletzt blieben sie doch in den Maschen hängen und fühlten sich schließlich ganz behaglich darin. Mit einem kaum hörbaren Applaus wurde ich als Narciß empfangen und mit stürmischen Hochrufen und Tücherschwenken wurde ich entlassen . . .

Der Tod der armen Gabillon hat mich sehr erschüttert.[1] — Unser letztes Zusammenwirken war in der Probe vom „Hindernis“ — — Nun ist ihr wohl! . . .

[1] Zerline Gabillon starb am 30. April 1892 in Meran.

Sonnenthal beschloß sein Gastspiel am 15. Mai in Mannheim mit „Wallensteins Tod“ und begann am 18. als „Hüttenbesitzer“ wieder seine Tätigkeit im Burgtheater. Das „Tagebuch“ notiert hierauf unter dem Datum des 27. und 28. Mai Vorstellungen von Shakespeares Heinrich IV., erster und zweiter Teil „in Anwesenheit Sarceys“, der sich anläßlich der Theater- und Musikausstellung zu jener Zeit in Wien befand, und am 6. Juni „Macbeth“ „in Anwesenheit der Duse“, die zu derselben Zeit in Wien gastierte. —

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Rostock, 14. Juli 1892.

Theurer Freund!

Ich schicke soeben an Director Burckhard ein gekürztes Buch des „Meisters von Palmyra“, in dem ich mit großer Sorgfalt, auch Kunst, ungefähr 420 Verse gestrichen habe, so daß das Stück nun wenig mehr über zehn Uhr spielen wird, wenn weder schleppend gespielt noch mit Zwischenacten „geuhraßt“ wird.

Du wirst insbesondere auch in Deiner Rolle unzählige Kürzungen finden, die Dich freuen werden; ich hoffe, sie genügen Dir ganz. Thu' mir nun die Liebe, mein Alter, laß es, wenn irgend möglich, dabei bewenden; ich habe jedes Wort in der Hand umgedreht, ich könnte für Zusammenhang, Verständnis u. s. w. wohl keines mehr entbehren.

Director Burckhard verspricht nun die Aufführung für die zweite Hälfte October. Ich komme jedenfalls, und schon vor den Proben.

Gehe es Dir unendlich gut! Ebenso unendlich freue ich mich, Dich dann endlich wiederzusehen![1]

Dein treuester alter Adolf.

[1] „Der Meister von Palmyra", dramatisches Gedicht in fünf Akten und einem Vorspiel von Adolf Wilbrandt, ging am 25. Oktober 1892 zum erstenmal mit großem Erfolg über die Bretter des Burgtheaters.

Hofrat Professor Theodor Billroth an Sonnenthal.

St. Gilgen, den 2. September 1892.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche!

Wissenschaft und Kunst können ohne sympathisches Publikum nicht gedeihen. Dies ist meine aus langjähriger Überzeugung entstandene Meinung, so sehr sich auch die Eitelkeit mancher Gelehrter und Künstler dagegen sträuben mag. Ich kann mir nichts Schöneres denken als die Sympathie der Gelehrten mit den Künstlern. Der Urquell für die Forschung wie für die Kunst bleibt immer die Sehnsucht nach einem höchsten Ideal. Gelt! Darin sind wir einig!

Herzlichsten Dank, lieber Mitbürger im Reiche der Ideale!

Ihr

Theodor Billroth.

Frédéric Fébvre[1] an Sonnenthal.

(1892.)

Mon cher et illustre camarade,

Vous avez été pour moi si aimable à Vienne, que je n'hésite pas à venir vous demander un grand service.

Mr. Kohn-Abrést, qui m'a fait le grand plaisir de me présenter à vous, vous dira ce dont il s'agit.

Si vous voulez bien me prêter votre puissant appuis, j'en serai flatté et charmé, ayant une grande et vive sym-

pathie pour votre personne et une grande admiration pour votre talent si parisien.

Car vous jouez comme nous quand nous jouons bien, très bien!

A Paris il n'y a rien en ce moment qui puisse vous offrir une création digne de votre talent —

Mais l'hiver prochain, si Dumas donne sa pièce, le rôle qu'il a écrit pour moi vous offrira l'occasion d'un nouveau triomphe.

Je vous l'ai dit et je vous le répète: si à Paris je puis vous être agréable ou utile à mon tour disposez de

votre admirateur et ami

Frédéric Fébvre.
Vice Doyen.

[1] Frédéric Fébvre, Sozietär-Doyen der Comédie Française, geb. 1834, von 1866 bis 1893 Mitglied der Comédie Française. — Im Jahre 1892 war Fébvre anläßlich der Theater- und Musikausstellung mit anderen Mitgliedern der Comédie Française in Wien gewesen und hatte daselbst im Ausstellungstheater als Clitandre in Molières „Misanthrop" debutiert. Im Verlaufe ihres Wiener Aufenthaltes lernten die Künstler der Comédie Française bei Gelegenheit einer Garden-Party, welche die Fürstin Metternich im Waldsteingarten arrangiert hatte, ihre Wiener Kollegen in ungezwungener Weise kennen.

Sonnenthal an Arthur Schnitzler.

Wien, 16. Dezember 1892.

Mein lieber junger Freund!

Die unfreiwillige Muße, die mir eine heftige Angina auferlegte, benutzte ich, um Ihren „Anatol"[1] durchzulesen. Ich habe ihn auch von der ersten bis zur letzten Zeile durchgelesen und ich habe mich durchgeärgert durch alle Leidensstationen dieses Calvarienbergs, auf dem Sie Ihr heiliges, Ihnen von Gott gegebenes Talent selbst ans Kreuz schlugen! Pfui Judas! — —

Es sind sehr harte Worte, die ich Ihnen da sage, aber fürs erste berechtigt mich meine langjährige Freundschaft zu

Ihrem Hause dazu, und dann, weil Sie wirklich ein begabter talentirter Mensch sind und weil ich selbst unter dem schmutzigen, glimmernden, gleißenden Quarz das Edelmetall Ihres Talentes strahlend hervorleuchten sah. — Ich spreche nicht mehr von Eurer sogenannten „realistischen" Richtung — ich habe mir einmal darüber in Berlin das Maul verbrannt und die Horde fiel wie wahnsinnig über mich her. Ich ließ sie bellen — die Sache hat sich überlebt oder, wie Sie selbst es pathologisch viel prägnanter bezeichnen würden, sie liegt in der Agonie, und darum thäte es mir weh, wenn Sie in der letzten Stunde noch von dem Leichengift inficirt würden.

Reißen Sie sich kräftig heraus, wie es Fulda getan — auch er glaubte dem Moloch „Realismus" sein Opfer bringen zu müssen und schrieb die „Sklavin", die seinen Dichternamen beinahe geopfert hätte; da stürzte er sich kopfüber in das heilbringende Bad der Poesie und schuf ein reizendes hochpoetisches Werk, „Der Talisman", der ihm selbst hoffentlich auch ferner ein Talisman bleiben wird, und Euch Jüngeren Allen ein kräftiger Sporn, Eure Lorbeeren nur in dem keuschen Tempel der Poesie zu suchen. Und ist Wilbrandt mit seinem „Meister von Palmyra" nicht der schlagendste Beweis? und doppelt schlagend, weil er ja auch, wenn er's sein will und die Dichtung es erfordert, sehr realistisch sein kann; allerdings nicht in Eurem Sinne — gemein ist er nie gewesen und wird es nie sein aus dem einfachen Grunde, weil er es eben nicht sein kann, weil seine edle Künstlernatur sich dagegen auflehnen würde.

Und nun, lieber Arthur, verzeihen Sie mir die etwas lange und etwas harte Epistel, aber ich mußte mich einmal lossprechen. Und daß ich es gerade Ihnen sage? weil es schade um Ihr wirklich reizendes, schönes Talent wäre und — weil Sie schließlich der Sohn meines Freundes sind.

Herzliche Grüße von Ihrem treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] „Anatol", eine Folge von vier Einaktern, eines der ersten Jugendwerke Schnitzlers.



Got und Sonnenthal.
(Theater- und Musikausstellung 1892.)

Arthur Schnitzler an Sonnenthal.

Wien, 19. Dezember 1892.

Verehrter Herr von Sonnenthal!

Wie unendlich werthvoll mir jedes Wort von einem Manne ist, der mir, seit ich überhaupt für Kunst zu empfinden vermag, als einer der größten und tiefsten Künstler erschienen ist — brauche ich Ihnen das noch zu sagen? Und so nehme ich Ihr Lob mit stolzem und innigem Dank entgegen und will Ihren Tadel mit Ernst erwägen.

Was ich schon heute sagen darf, ist, daß ich in manchen prinzipiellen Fragen weniger weit von Ihnen, hochverehrter Herr, entfernt bin, als Sie nach dem Buch, das Ihnen so viel Unmuth erregt hat, anzunehmen scheinen; doch will ich Sie hier mit meinen theoretischen Anschauungen nicht ermüden. Ich bitte Sie jedoch, mir zu glauben, daß jenes Buch (es mag ein mißlungenes, vielleicht ein widerwärtiges sein) ganz bestimmt ein ehrliches Buch ist, in welchem keine Zeile steht, die irgend einer Tendenz oder irgend einer „Richtung“ zu Liebe anders niedergeschrieben als empfunden und entworfen wurde. Ich möchte nicht Anatol sein — aber ich kann durchaus nicht bedauern, einige Plaudereien geschrieben zu haben, in welchen dieser Herr vorkommt. Wenn die Grenzen meines Wesens mit den inneren Erlebnissen und Resultaten jenes Buchs umschrieben wären, so thäte mir das selber leid, aber ich hoffe, den Beweis weiterer Grenzen erbringen zu können, und werde sehr glücklich sein, wenn dann Sie selbst, hochverehrter Herr, diesen Beweis nicht für fehlgeschlagen erklären sollten.

Ich will gleich hier die herzlichsten Glückwünsche anläßlich Ihres Geburtsfestes beifügen. Sie, verehrtester Herr, gehören zu jenen Menschen, an die sich meine höchsten und unvergeßlichsten künstlerischen Erinnerungen knüpfen; und es ist sehr erfreulich, dafür einmal aus tiefster Seele danken zu dürfen. Dieser Bewunderung für den unvergleichlichen Künstler gesellt sich bei mir noch die ehrfurchtsvolle Sympathie für den besten und liebenswürdigsten der Menschen bei, deren

Ausdruck gütigst entgegenzunehmen ich mittelst dieser Zeilen bitten möchte.

In dankbarer und bewundernder Hochschätzung

Ihr sehr ergebener

Dr. Arthur Schnitzler.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Wien, 7. Februar 1893.

Liebster Paul!

Ich habe das Stück —? von —?[1] gelesen — leider habe ich ja noch immer Zeit und Muße[2] — und mein Schädel ist ganz wirre. Daß man einen pathologischen Zustand eines Menschen — vorausgesetzt, daß es einen solchen Zustand wirklich gibt — zu einem ernsten Drama verwenden könnte, hätte ich nie für möglich gehalten, und nun ich dieses Drama leibhaftig vor mir habe, bin ich von dieser Unmöglichkeit ganz und gar durchdrungen. Wenn ich diesen Vorgang in einem Roman, in einer Novelle lese — oder gar im „Pitaval" — so wird es mich wahrscheinlich im höchsten Grade interessieren und ich werde die eingehendsten Nachforschungen bei allen möglichen Klinikern anstellen, ob sich ein Mensch wirklich in einem solchen Zustand der Selbstvergessenheit, wenn es nicht der der Suggestion ist, befinden kann? Wenn ja, so werde ich wahrscheinlich mit einem solchen Menschen das tiefste Mitleid empfinden.

Wenn ich die Fabel des Stückes in einem Lustspiel oder noch besser in einer Posse verarbeitet sehe, werde ich wahrscheinlich herzlich lachen. Wenn das Stück als Parodie auf den Hypnotismus und die Suggestion angesehen werden soll, werde ich sagen: für eine Parodie ist es doch zu ernst gehalten. Aber glattweg als ein Schauspiel, als ein modernes Schauspiel es zu betrachten und darüber ein Urtheil zu fällen, ist mir rein unmöglich. Ich glaube immer, lieber Paul, du hast irgend einen Schabernack mit mir vor.

Du sagst sogar, daß das Stück in nächster Zeit bei Euch gegeben werden soll — wenn ich halbtodt wäre, ließe ich mich in einer Sänfte dazu hintragen, nur um mich zu überzeugen, ob ich mich wirklich in meinem Urtheile so weit verrechnen kann, da ich das Stück und zumal die Rolle des Staatsanwalts überhaupt nicht für aufführbar halte. Der Eindruck, den es auf mich gemacht, war — auch ein pathologischer. Es hat meine Kopfnerven angegriffen, und als ich es weglegte, stierte ich wie Hallers eine halbe Stunde ins Leere und sagte mir endlich: Das muß ein „anderer" Paul Lindau sein, der dies Stück geschrieben hat.

Meinen Paul aber umarme ich von ganzem Herzen als sein treu ergebener

A. Sonnenthal.

(Noch immer auf der Chaise-longue).

[1] „Der Andere", Schauspiel in vier Aufzügen von Paul Liudau. — [2] Sonnenthal mußte infolge einer Angina, die von schweren rheumatischen Erscheinungen begleitet war, fünf Wochen der Bühne fernbleiben.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Dresden-Strehlen, den 8. Februar 1893.

Liebster Adolf!

Daß mich Deine Antwort nicht überrascht, geschweige denn gekränkt hat, wirst Du Dir von vornherein haben sagen können. Ich bin mir meiner That ja sehr wohl bewußt. Ich bin mir auch im Unklaren darüber gewesen, ob das Stück auf irgend einer deutschen Bühne wird aufgeführt werden können. Mich hat das Psychiatrisch-Criminalistische, das Dich abstößt, gerade zu meiner Arbeit gereizt. Ich habe den Versuch gemacht, und als solchen halte ich ihn bei ruhiger Selbstkritik nicht für mißlungen. Ich glaube, daß das Stück in Amerika, wo man nach starker Kost begehrt, sogar mit Erfolg aufgeführt werden kann. Wie es bei uns werden wird, wissen die Götter. Ich mache mich darauf gefaßt, eine entschiedene Ablehnung zu erfahren, aber es würde mich wundern, wenn man sagt, daß ich

eine schlechte Arbeit geschrieben habe, denn für schlecht halte ich sie nicht. Hier ist die Aufführung mit Lobe[1] für Anfang April in Aussicht genommen. Aber ich würde mich gar nicht darüber wundern, wenn schließlich noch ein Veto käme. Vorläufig ist auf übermorgen die Leseprobe angesetzt, und nach Lobe's Rückkehr aus Breslau soll sofort mit der Einstudirung begonnen werden. Du machst mich nun allerdings, wie ich nicht verheimlichen will, ein bißchen ängstlich, und ich werde thun, was ich thun kann, um zu verhindern, daß vorher von der Sache öffentlich gesprochen wird. Es soll wie ein Schuß aus der Pistole kommen. Wird's ein Fehlschuß, na, dann ist das Unglück schließlich auch nicht groß. Jedenfalls bitte ich Dich, mir das Manuskript zurückzugeben, da ich die wenigen Exemplare nicht aus dem Hause herauslassen will.

Nun erlaube mir noch einige sachliche Bemerkungen. Daß der Stoff unheimlicher ist als die „Nachtwandlerin“, der „Vampyr“, „Die Gespenster“ und vor Allem „Baumeister Solneß“, kann ich beim besten Willen nicht zugeben. Ich finde Baumeister Solneß furchtbar viel grausiger. Daß da gezeigt wird, wie ein Mensch dauernd unter der Botmäßigkeit des Willens eines fremden Individuums steht, wie er lauter Dinge thut und läßt, die er mit dem kritischen Urtheil seines Verstandes und mit dem Gefühl seines Herzens verdammt, lediglich weil ein Anderer es so haben will, das halte ich doch für viel schrecklicher, als die momentane Lähmung des Seelenlebens. Solneß klettert auf den Thurm beim Weihfeste in Lysanger, weil das kleine Mädchen da unten den Baumeister hinaufklettern sehen will. Solneß baut sich ein Haus mit einem ganz unvernünftig hohen Thurm ohne irgend welchen Grund, weil das kleine Mädchen, das inzwischen herangewachsen ist, wieder einmal einen hohen Thurm braucht, um den Baumeister oben zu sehen. Solneß klettert zum zweitenmale und bricht sich dabei das Genick, weil das Mädchen ihn nochmals oben sehen will. Hier ist der schauerliche Einfluß der Suggestion, abgesehen von seiner Unwahrscheinlichkeit und Möglichkeit, doch erheblich viel grausiger, als bei mir der Zustand des alternirenden Bewußtseins, der notabene wissenschaftlich feststeht. Wer

Ibsens letzte Dichtung versteht, muß sie ganz entschieden für das Unbefriedigendste, Verzweifeltste halten, was jemals aus eines Dichters Feder geflossen ist. Und ehrlich gesagt, ich begreife nicht, daß Dich das Gruseln überläuft, nachdem Du Dich mit dem „Baumeister Solneß" befreundet hast und ihn zur Aufführung bringen wirst. Eine Diskussion von Stadt zu Stadt läßt sich schlecht fortsetzen, und sie ist auch überflüssig. Ich werde Dich nicht überzeugen, und Du wirst mich wahrscheinlich auch nicht überzeugen. Denn, mein liebster Adolf, das wirst Du mir wenigstens zugestehen, daß ich nicht ohne klaren Verstand und ohne ruhige Erwägung gearbeitet habe. Also vertagen wir die Auseinandersetzung auf unsere persönliche Begegnung. Einstweilen bitte ich Dich nochmals, schick' mir das Stück zurück und betrachte diesen ganzen Zwischenfall als eine streng vertrauliche Angelegenheit unter uns Beiden.

Deine Nachschrift betrübt mich aufrichtig. Also noch immer Invalide? Werde recht bald gesund, liebster Adolf, und sei herzlichst gegrüßt von Deinem alten treuen

Paul.

[1] Theodor Lobe, vortrefflicher Charakterschauspieler, geb. 8. März 1833 zu Ratibor (Oberschlesien), gest. 21. März 1905 zu Kötzschenbroda. Lobe zog sich 1897 von der Bühne zurück.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Wien, 11. Februar 1893.

Liebster Paul!

Du berufst Dich auf Ibsen und sprichst damit selbst Dein Urtheil über das Stück aus. Das war es ja hauptsächlich, was mich bei der Lecture Deines Stückes erschreckte. Du, der frischeste, der geistig gesündeste dramatische Schriftsteller unserer Zeit, verfällst auf ein psycho-pathologisches Thema à la Ibsen und gerade weil ich kurz vorher dessen „Baumeister Solneß" gelesen, der mich entsetzte — wer um Gotteswillen sagte Dir, daß ich mich für ihn interessire? ich glaube, ich würde aus dem Engagement gehen, wenn ich gezwungen wäre, ihn zu spielen — also gerade im Hinblick auf Ibsen fiel mein Urtheil vielleicht

etwas schroffer aus, als es ja sonst — und gerade Dir gegenüber — nie vorher der Fall gewesen. Aber soll ich Dir meine wahre Empfindung bei der Lecture des Stückes vertrauen? Ich ärgerte mich, ich wurde ganz nervös und schrie ein- ums anderemal auf: Aber nein — das ist ja nicht möglich — das geht ja doch nicht — u. s. w. Und glaube mir, lieber Paul, oder vielmehr glaube mir nicht, überzeuge Dich selbst, daß es trotz seiner eminenten, genialen Mache vor einem deutschen Publikum nicht geht. In Amerika, vor einem amerikanischen oder englischen Publikum eher. Dort ist auch das große Publikum mit den Verbrecherhöhlen mehr vertraut, als bei uns und der zweite Act, der bei uns unmöglich ist, würde vielleicht dort sensationell wirken. Der dritte Act aber, lieber Paul, der wirkliche Einbruch, über den käme man auch dort nicht weg.

Im höchsten Grade interessant und spannend und wirklich künstlerisch aufgebaut ist der ganze erste Akt. — Von da ab dürfte ihn der Doktor, der ja seine ganze Krankheit erkennt, nicht mehr aus den Augen lassen; er müßte ihm meinetwegen in die Spelunke folgen und dort, vielleicht mit Hilfe von Agnes — Amalie ist zu sehr Romanfigur — vor dem Äußersten, vor dem Einbruch bewahren. Dort in der Spelunke müßte Hallers zusammenbrechen und zu Hause, umgeben von den Seinen, wieder erwachen, allmählich zum Bewußtsein seines Doppelwesens kommen und genesen. Drum herum könnte immer noch Emmy und Kleinchen zu größerer Bedeutung kommen, auch Agnes könnte noch gewinnen — — Verzeih, ich fühle, daß ich vorlaut werde — das verstehst Du ja doch besser, als ich, und würde man schließlich, trotz aller Änderungen, über den eigentlichen fraglichen Punkt, über Hallers' Doppelwesen, hinwegkommen?!

Nun aber genug. Das Stück wird ja gegeben werden und Du wirst mir dann ehrlich Deine Meinung sagen.

Bis dahin grüße ich Dich herzlichst als Dein

treu ergebener

A. Sonnenthal.

Heute spiele ich nach fünf Wochen wieder zum erstenmale.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Dresden-Strehlen, den 13. Februar 1893.

Liebster Adolf!

In den hiesigen Zeitungen war zu lesen, daß das Burgtheater den „Baumeister Solneß“ angenommen hätte, daß Du die Hauptrolle darstelltest und Dich für das Stück besonders lebhaft interessirtest. Diese falsche Nachricht, die ich als falsch erst durch Deinen Brief erkannt habe, hat meine Bemerkungen veranlaßt. Der Irrthum ist nun also aufgeklärt.[1] Im Übrigen haben mich Deine Bedenken natürlich nachdenklich gemacht. Du bist ja nicht der Erste, Beste. Ich habe von dem Inhalte Deines Briefes in vollster Offenheit mit Koppel[2] gesprochen. Er theilt Deine Bedenken nicht. Aber wir sind doch übereingekommen, wenn das Stück auf der Probe wirklich so grausig und abstoßend wirkt, wie Du fürchtest, daß wir dann immer noch einen plausiblen Vorwand suchen, um einen Rückzug in Ehren anzutreten. Meine Idee war es ja von vorneherein, mit der Aufführung im Auslande, namentlich in England und Amerika, den Anfang zu machen. In einer Beziehung, glaube ich, befindest Du Dich sicher im Irrthum. Den dritten Akt, den Einbruch selbst, halte ich gar nicht für so bedenklich; ich halte ihn sogar für bühnensicher. Die Hauptscene des dritten Actes, die Confrontation Hallers' mit Carl Dickert, erscheint mir unbedingt bühnenwirksam. Von dem Augenblicke an, wo Hallers wieder in den normalen Zustand zurücktritt, ist die Sache, glaube ich, ganz sicher. Dagegen gebe ich Dir Recht in Betreff des zweiten Aktes. Das kann schief gehen. Da heißt's eben: abwarten und Thee trinken. Jedenfalls danke ich Dir, liebster Adolf, herzlichst für das Interesse, das Du an dem Stücke genommen hast, und für Deine freundschaftliche Kritik.

Aus der „Neuen Freien Presse“ habe ich zu meiner größten Freude ersehen, daß Dein Wiederauftreten stattgefunden hat — natürlich unter dem Jubel Deiner Verehrer. Ich hätte mitgeklatscht, wenn ich da gewesen wäre, darauf darfst Du Dich verlassen. Überarbeite Dich nur nicht und schreibe mir

gelegentlich einmal, daß Du wieder vollkommen hergestellt bist, und daß es Dir gut geht. Du weißt, wie ich mich darüber freuen würde.

Herzlichst Dein

Paul Lindau.

[1] „Baumeister Solneß" wurde erst am 26. März 1898 — unter Schlenthers Direktion — am Burgtheater aufgeführt. Robert spielte die Hauptrolle. Das Stück hielt sich jedoch nicht lange auf dem Repertoire. — [2] Franz Koppel-Ellfeld, damals Intendanzrat am Dresdener Hoftheater.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Dresden-Strehlen, den 11. April 1893.

Liebster Adolf!

Meinem Versprechen gemäß theile ich Dir hierdurch mit, daß die erste Aufführung meines Schauspiels „Der Andere", mit Lobe in der Rolle des Staatsanwalts, Swoboda als Arzt, Bauer als Dickert und Fräulein Salbach als rothe Male, auf Donnerstag nächster Woche, den 20., angesetzt ist. Du schriebst mir seinerzeit, Du würdest Dich auf einer Sänfte ins Theater tragen lassen, wenn das Stück aufgeführt würde. Eine so umständliche Locomotion will ich Dir nicht zumuthen. Wenn Du aber ein Billet der Staatsbahn lösen wolltest und hierherkämst, so würde ich mich herzlich freuen, Dich einmal wiederzusehen. Ich bin natürlich auf die Aufnahme ebenso gespannt wie Du. Es ist übrigens möglich, daß Du hier bei der Première eine ganz interessante Gesellschaft finden würdest, vielleicht auch Collegen aus dem Auslande, deren Bekanntschaft Dir Spaß machen würde. Angesagt haben sich mehrere, aber ich weiß ja aus Erfahrung, daß im letzten Augenblick die Absagen den Ansagen ungefähr gleich kommen. Bereichere meine Erfahrungen nicht durch Deine Absage.

Aus dem Repertoire ersehe ich, daß Du wieder auf dem Damm bist. Niemand freut sich darüber herzlicher und wahrer als Dein alter

Paul.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Wien, 30. April 1893.

Liebster Paul!

Ich stecke zwischen zahllosen Kisten und Koffern — ich siedle nämlich nach dem Cottage über — und finde jetzt erst eine freie Minute, um Dir meine aufrichtige Freude über den schönen Erfolg des „Andern“ auszusprechen. Ich halte es nämlich schon für einen großen Erfolg, daß das Stück ohne Opposition zu Ende gespielt wurde, und daß dies der Fall war, läßt mich an meinem Urtheil gewaltig irre werden, denn ich gestehe Dirs ehrlich, ich habe einen heftigen Widerspruch von Seiten des Publikums befürchtet und ich könnte diese Furcht vor unserem Publikum nicht loswerden. Indessen, das Resultat spricht für Dich, und ich beuge mich beschämt und doch auch hocherfreut, da es ja doch Dein Erfolg war. — Nun solltest Du es doch an Burckhard schicken — ich bin neugierig, was er dazu sagt.

Verzeih’, ich muß wieder zu den Packern ... Ich hoffe, dies ist der letzte Umzug in meinem Leben, bis der allerletzte kommt — doch bei dem braucht man ja nichts mitzunehmen als sich selbst, und auch dies besorgt ja der große Packer da oben.

Also leb wohl, und meine herzlichsten Glückwünsche und innigste Umarmung von Deinem treu ergebenen

Adolf.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Dresden-Strehlen, den 2. Mai 1893.

Liebster Adolf!

Zum Einzuge in Dein neues Haus wünsche ich Dir von ganzem Herzen alles Gute.

Ich schicke Dir beifolgend einen Aufsatz über Regie, der in „Nord und Süd“ erschienen ist. Ich glaube, der Inhalt wird

Dich interessiren, und Du wirst wohl in den meisten Punkten mit mir einverstanden sein.

Von meinem Schauspiel „Der Andere", das bei dem gänzlich unparteiischen Publikum der gewöhnlichen Vorstellungen — das Premièrenpublikum ist ja immer und überall besonders geartet — die denkbar stärkste Teilnahme hervorruft, lasse ich, sobald es technisch möglich ist, correcte Exemplare herstellen. Es versteht sich, daß ich Dir und Burckhard das Stück in dieser Fassung vorlegen werde, allerdings in uneigennütziger Absicht, denn an eine Aufführung im Burgtheater, von der ich übrigens nicht einmal weiß, ob ich sie in diesem Falle als ein Glück für mich zu betrachten hätte, ist ja ohnehin nicht zu denken. Der einzige Schauspieler, der die Hauptrolle, man kann beinahe sagen: die alleinige Rolle, so spielen würde, wie ich sie mir denke, wärst Du, und Dir fehlt in diesem Falle das Vertrauen und die freudige Unbefangenheit, die bei einem so individuellen Künstler, wie Du es bist, zur Bewältigung der künstlerischen Aufgabe unerläßlich sind. Übrigens hat mir Dr. Burckhard versprochen, wenn irgend möglich in diesen ersten Maitagen nach Dresden hinüberzukommen, um sich das Stück anzusehen. Auf alle Fälle wird es mich aufrichtig freuen, Burckhard hier begrüßen zu können. Die Freude würde natürlich in unsagbar hohen Potenzen verstärkt werden, wenn es Dir möglich wäre, mitzukommen.

Und nun, mein lieber Alter, nochmals meine herzlichsten Wünsche für Deinen letzten Einzug hienieden. Ich hoffe, daß auch ich nicht wieder ein- und auspacken werde. Ich habe Deine Zeilen daher auch ganz gewiß in Deinem Sinne keineswegs sentimental aufgefaßt. Wohl dem, der sagen kann: Hier bin ich nun und bleibe ich. Die Alvensleben haben vor ein paar Jahren den tausendjährigen ununterbrochenen Besitz ihres Schlosses und Gutes Erxleben gefeiert. Ich gestehe, daß mir wenig Feste mehr imponirt haben. So weit gehen meine Prätensionen nicht. Aber bei Deinem zehnjährigen Währinger Jubiläum werde ich Dich besuchen, um dann weiter zu wünschen.

Herzlichen Gruß! Dein treuer

Paul Lindau.

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

Wien, 7. Juni 1893.

Lieber Herr von Sonnenthal!

Eben lege ich tief ergriffen „Baumeister Solneß“ aus der Hand. Es ist die concreteste Form, in der jemals ein Kunstwerk hingestellt wurde, in dem das letzte Fünkchen von Idealismus erloschen ist. Der Mensch erscheint hier nur wie ein Conglomerat von vulkanischen Stoffen, die sich gegenseitig verzehren und nur eine zerbröckelte Masse von chemischen Substanzen übrig lassen. Die Sinnlichkeit dieses Menschen ist widerlich, denn sie gewährt nicht einmal Genuß — sein Ehrgeiz ist empörend, denn es fehlt ihm jede Hoheit. Was noch Seele an ihm ist, der Wille, welcher die tierischen Instinkte bändigt, verursacht ihm nur dumpfes Unbehagen. Hier ist kein Ringen nach Erkenntnis, wie in Faust, kein Sehnen nach Erlösung, wie in Manfred oder Kain. Gegen diese starre Ableugnung des Liebesfunkens, der den irrenden Menschen zur Verklärung führt, erscheint das Wühlen im eigenen Gebein der Helden Goethes und Byrons, wie zahme Rhetorik. Auch bringt der Tod bei Ibsen keine Erlösung, wie sonst bei Dichtern, welche das Unzulängliche alles Irdischen zum schmerzlichen Ausdruck bringen, sondern nur die einfache Auflösung der Naturkräfte, die ein widerlich unvollkommenes Produkt erzeugt hatten. Mir graut vor diesem Solneß, wie Gretchen vor Mephisto — denn er liebt und leidet nicht. In allen Volkssagen des Mittelalters, wie im fliegenden Holländer oder ewigen Juden, führt der Schmerz die Sühne herbei, die Thräne der Reue oder des Mitleids löscht die Gluthen der Hölle. Aber wo es keine Gluthen gibt, nur die freudlose Befriedigung düsterer unbewußter Triebe — das ist das ureigenste Wesen des gestürzten Engels, dem nicht einmal Gottes unerschöpfliche Barmherzigkeit etwas anhaben kann. Ich wiederhole, daß ich diesem Dämon, der nicht liebt und haßt, nicht verführt und nicht verzweifelt, sondern einfach den Geist der Liebe verneint, niemals in der Kunst in so concreter Form begegnet bin, wie

in diesem neuesten Werke Ibsens. Es überfällt mich ein Grauen davor, wie vor Teufelsspuk! Auf der Bühne kann diese Gestalt des Solneß keine Sympathie erwecken, denn keine menschliche höhere Regung wehrt sich gegen die Teufel, von denen er besessen ist! Nicht einmal die Phantasie vergoldet mit fahlem Glanz den Sumpf, den die müden Regungen in diesem Stücke bedeuten. Dieses mein erster gewaltiger Eindruck. Je gewaltiger, um so größer die Sünde des Dichters von Gottes Gnaden gegen den heiligen Geist!

Mit bestem Gruß Fürstin Hohenlohe.

Sonnenthal an Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Wien, 8. Juni 1893.

Meine gnädigste Fürstin!

Sie haben mir aus der Seele gesprochen, geistreicher und poetischer als ich dessen fähig wäre, aber wahr und unverfälscht wie ich es empfunden habe und ich unterschreibe jedes Ihrer Worte bis aufs I-tüpfelchen. Schade, daß ich Ihren Brief nicht ganz und gar vollinhaltlich drucken lassen kann — ich weiß kaum eine andere Kritik über dieses Stück, die dem Dichter so bis in die geheimsten Irrgänge seiner seelischen Werkstätte gefolgt wäre, die es so zutreffend und erschöpfend charakterisirt hätte . . .

Ich persönlich danke Eurer Durchlaucht für das geistvolle Essay, das mir ein werthvolles Angedenken bleiben soll, und bin mit unbegrenzter Verehrung

Euer Durchlaucht treu ergebener

A. Sonnenthal.

Dr. Max Burckhard an Sonnenthal.

Wien, 19. Juli 1893.

Sehr verehrter lieber Herr von Sonnenthal!

Herzlich leid war es mir, daß ich Sie vor Schluß der Saison nicht mehr sehen konnte. Ich wollte, da ich von Ihrem Unwohlsein erfuhr, zu Ihnen kommen; leider hatte ich so viel

zu thun, daß es mir unmöglich wurde; ich mußte Abend des Samstag nach Wildbad-Gastein, Montag schon wieder in Wien sein, da Vormittag eine Verhandlung bei der Vormundschaftsbehörde wegen Anzengruber war (notabene, wir haben von Beginn der Saison nunmehr das Recht, von Anzengruber zu geben, was wir wollen) etc. etc. und so muß ich Ihnen schriftlich die herzlichsten Abschiedsgrüße für dieses Jahr (ich rechne das Jahr vom 16. September an) und die besten Wünsche für frohe Ferien und eine, zunächst einmal auf mindestens 15 Jahre, wirksame Kur senden. Zugleich sage ich Ihnen meinen aufrichtigsten und besten Dank für Ihr stets so liebenswürdiges und bereitwilliges Entgegenkommen in allen künstlerischen Fragen des Theaters . . .

Sie werden bemerkt haben, daß Tellheim wieder in die Lichtensteinstraße gereist ist — ich möchte Sie recht sehr bitten, ihn zu behalten. Mit Ihnen als Tellheim, Hohenfels, Schratt als Minna und Franziska, Baumeister als Werner kann es eine exquisite Vorstellung werden. Ebenso hoffe ich, daß wir recht bald den zweiten Theil Faust (und dann natürlich auch den ersten) mit dem „Stamm-Faust“ geben können . . .

Da Sie leider bei der letzten Sitzung durch Ihr Unwohlsein verhindert waren, bin ich so frei, auf diesem Wege eine kleine Zusammenstellung der Sie betreffenden Pläne für die nächste Saison anzuschließen. Sie werden daraus ersehen, lieber verehrter Herr von Sonnenthal, wie fest ich überzeugt bin, daß mein Herzenswunsch, Sie im Oktober recht frisch und arbeitsfroh wieder begrüßen zu können, sich erfülle.

In aufrichtigster freundschaftlicher Verehrung und mit den herzlichsten Grüßen Ihr

ergebener

Dr. Burckhard.

*

Im Mai 1893 war Sonnenthal in sein Cottagehäuschen in der Anastasius Grün-Gasse übersiedelt, das ihm nach dem Tode seiner Kollegin Straßmann, die das Haus erbaut hatte, von ihren Erben käuflich überlassen wurde. Es war in der Tat der letzte Umzug, der ihm beschieden war, doch genoß Sonnenthal, der ein leidenschaftlicher Naturfreund war,

noch sechzehn Jahre die ungetrübte Freude dieses Besitzes, die sich in dem Maße steigerte, als der Künstler sich mehr und mehr von allem gesellschaftlichen Treiben zurückzog und außer den Stunden, die er seiner Kunst widmete, ganz nur seiner stillen, ruhigen Häuslichkeit lebte. Schon im September 1893 aber schreibt er an seine Tochter: „Sehr beschäftigt mich der Garten in seiner neuen werdenden Umgestaltung, denn vorläufig sind die Plätze nur angedeutet, wo die Lauben, Bäume, Gesträuche, Blumen und Rasen im nächsten Frühling gepflanzt werden sollen. Doch schwelge ich schon heute wie Faust ‚im Vorgefühle dieses Glücks‘. — Und ein Jahr später heißt es in einem Briefe: „Ich bin wohl, wie der Fisch im Wasser und beklage mich nicht darüber, daß ich so wenig spiele. Du weißt, daß ich jetzt viel lieber im Garten, als in der Garderobe sitze, namentlich an solch' herrlichen Herbsttagen . . .“

Im Jahre 1893 hatte Sonnenthal keine Gastspielreise unternommen. Das Gastspiel 1894 — 25. Februar bis 15. April — führte ihn nach Lodz, Hannover und zuletzt wieder nach Berlin, wo er im „Neuen Theater“ (Direktion Lautenburg) an 23 Abenden auftrat.

Aus Briefen Sonnenthals an seine Kinder.

Lodz, 26. Februar 1894.

. . . Vor Allem laßt Euch sagen, daß die ganze Reise an und für sich eine wahre Spielerei und daß beispielsweise eine Fahrt von Gastein nach Wien weit ermüdender ist. Außerdem bin ich noch zu meinen Gunsten um Dreiviertelstunden, um welche die russische Zeit voraus ist, verkürzt worden, und ehe ich mich noch in meinem Coupé zurecht machen konnte, trat schon der Conducteur ein und meldete in langer Rede, von der ich natürlich nur das Wort Lodz verstehen konnte, daß wir angekommen wären. Am Bahnhof erwartete mich der Director mit seinen Regisseuren, der vor Seligkeit strahlte, und mich immer still vergnügt anlächelte, wie der Bräutigam seine Braut. Eine elegante Equipage, die mir Fabrikant Keller für die Dauer meines Aufenthaltes zur Verfügung stellte, führte mich in mein Hotel, das nichts weniger als elegant, aber sehr bequem ist, und worin ich mich schnell eingewohnt hatte, natürlich nachdem ich erst das Oberste zu Unterst gekehrt, wie dies ja mein Brauch ist. Enfin, ich fühlte mich sofort behaglich und das ist ja die Hauptsache.

Der Eindruck, den die Stadt selbst auf mich machte, war ein äußerst günstiger. Schon als der Zug einfuhr, und ich die Stadt vor mir liegen sah mit ihren hunderten und hunderten von schlanken Rauchfängen und mächtigen Schloten mit den stolz aufwirbelnden Rauchsäulen, und darüber ein klarer, lichtblauer Winterhimmel, von der untergehenden Sonne rosig angehaucht, darunter die weite unübersehbare Schneedecke — es war mir, als ob ich in eine mächtige Hafenstadt einführe, wo die Rauchfänge die Stelle der Masten und die lustig aufwirbelnden Rauchwolken die Stelle der Wimpel vertraten. — Es ist überhaupt was eigenes um so eine große Fabriksstadt, und das ist Lodz im eminentesten Sinne. Die ganze Stadt ist erst fünfzig Jahre alt und zählt schon heute 330000 Einwohner, von denen mehr als die Hälfte der „grrrande nation“ angehören, denn alle aus Rußland vertriebenen Juden kommen hierher nach Lodz, woselbst sie sich durch Fleiß und Arbeit zu Macht und Ansehen, und natürlich auch zu Reichthum, emporarbeiten. Man spricht hier von 20—30 Millionen Rubel, wie bei uns von tausend Gulden. Die Stadt selbst gleicht einem Ameisenhaufen: man sieht nicht einen Menschen, Mann oder Weib, der nicht einer Beschäftigung nachginge; selbst vierjährige Kinder laufen mit einem Bündel hinter ihrem Vater her ...

All die Tage her hatte ich viele Plage — wie gewöhnlich — mit den Proben. Der gute Wille der Kollegen ist Alles, was mir entgegengebracht wird — alles Andere muß ich allein machen. Die Abende brachte ich immer im Theater zu. Vorgestern sah ich sogar eine Lodzer „Santuzza“ und wahrhaftig gar nicht schlecht; ich glaube, diese Partie ist nicht zum umsingen, es ist die Jane Eyre der Oper. Freitag gab die Liedersängerin Sanderson ein Concert. Die hat mich geradezu entzückt: kleine Stimme, aber eminenter Vortrag, erinnert an die Barbi in Blond.

Das Wetter, um auch davon zu sprechen, war in den ersten Tagen ziemlich rauh, aber dann thaute es, und da wäre wohl ein Seelentränker-Schlitten am Platze gewesen ... Heute fällt wieder Schnee und bleibt nicht liegen, sondern mengt sich ganz ungeniert mit dem den ganzen Winter liegen gebliebenen und

durch das letzte Thauwetter aufgegangenen. Könnt Ihr Euch das denken? Wenn man durch die Straßen fährt, platschen die Schneewellen nur so lustig um den Wagen herum, und ist man so naseweis, ein Wagenfenster zu öffnen — patsch, da wird man von einer Sturzwelle übergossen und unwillkürlich denkt man, woran man ja sonst selten denkt: daß es doch eine schöne Sache um die Reinlichkeit ist.

Lodz, 2. März 1894.

... Gestern hatte ich einen freien Tag und wollte nach einer anstrengenden Probe eine kleine Spazierfahrt machen — ich Unseliger tat es auch! — Aber nun lernte ich Lodz von Grund aus kennen — ich bitte „von Grund aus" wörtlich zu nehmen — denn das Thauwetter hatte den Schnee vollends weggeschwemmt, und nun lag das Pflaster ungedeckt und offen da. Habe ich „Pflaster" gesagt? Nun ja, wenn man weit auseinandergestreute, spitze und runde Steine als Pflaster gelten lassen will, so habe ich nichts dagegen, nur verlange man nicht, daß zart organisirte menschliche Geschöpfe darüber fahren sollen. Ich bilde mir ein, schon manche Püffe und Stöße des Schicksals wacker und männlich ertragen zu haben, aber den Stößen des Lodzer Pflasters vermöchte kaum das dickhäutigste Rhinozeros Widerstand zu leisten. Die Fahrt hat mich übrigens anderseits über meinen Magen außerordentlich beruhigt; ich wußte wohl schon lange, daß er innerlich Kieselsteine vertragen kann, aber daß er auch äußerlich Pflastersteinen gewachsen ist, diese Erfahrung schöpfte ich erst aus der Lodzer Fahrt. — Und trotzdem war es doch sehr interessant, an all' den großen Fabriken vorüber zu fahren. An der Manufactur-Fabrik Scheibler fuhren wir netto eine halbe Stunde entlang. Nicht weniger als vierzig große in Rohziegeln gebaute Arbeitshäuser — ich meine Wohnhäuser für seine Arbeiter — ein wunderschönes Spital mit Park für dieselben, die Fabrik selbst und das Palais mit Park und Teich — das Alles hat mir doch gewaltig imponirt. Und solche Fabriken — größere und kleinere — sind einige vierzig hier. Man nennt Lodz das Chicago von Ruß-



Sonnenthals Villa im Währinger Cottage.
(Nach einer Aufnahme der phot. Kunstanstalt Löwy, Wien.)

land — aber das Pflaster ist nie—ie—ieder—trrrächtig! Und ich war froh, daß ich mit geraden Gliedern vor meinem Hotel ankam.

Hannover, 11. März 1894.

... Denkt Euch die Straße hinter dem Türkenschanzpark nach vierzehntägigem Regen, Schnee und allem möglichen Unwetter, und denkt Euch von dort wie mit einem Zauberschlag auf den Michaelerplatz versetzt, und Ihr werdet ganz deutlich den Eindruck haben, den ich empfand, als ich von dem schmutzigen Lodz in das reinliche Hannover einfuhr. Aber abgesehen von dem gewaltigen Abstand ist Hannover die reinlichste Stadt, die ich je gesehen. Heute Morgen z. B. beobachtete ich von meinem Fenster aus, wie ein Mann mit einer Art von kleiner spitzer Heugabel die Papierschnitzel von der Straße auflas. Ihr begreift, daß ich diesen Lumpensammler von Hannover sofort in mein Herz schloß ...

Gestern war ich im Residenztheater, woselbst Engels[1] aus Berlin den „Herrn Senator" spielte. Engels war geradezu klassisch, und es ist doch jammerschade, daß er nicht zu uns kam; er erinnerte mich geradezu an La Roche — wir hätten einen großen Gewinn an ihm gehabt. Das Stück selbst hat mich köstlich amusiert: ein Burgtheaterstück quand même.

Von dem letzten Abend in Lodz habe ich euch schon kurz berichtet. Die Leute waren rein wie toll. Als ich nach dem Fallen des Vorhangs im letzten Akt immer wieder gerufen wurde, wendete ich mich schließlich mit einer kurzen Anrede an das Publikum. Aber kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, sobald als möglich wiederzukommen, entstand ein solches Radau, wie ich es im Theater noch nicht erlebt. Ich mußte endlich befehlen den Kronleuchter auszulöschen, aber das Publikum ging nicht fort und ich mußte, schon halb entkleidet, im Pelz eingehüllt, noch einmal im finsteren Haus erscheinen, dann ward es endlich still. Aber als ich hinauskam, war Alles auf der Straße und ich gelangte wirklich nur mit Lebensgefahr in meinen Wagen. — Das Bankett, das hierauf folgte, das mir die deutsche Kolonie gegeben, war einfach und würdig. Um

zwei Uhr zog ich mich zurück, denn ich war doch ein wenig abgespannt, die Gesellschaft aber blieb nach russischer Sitte bis zum frühen Morgen — um sieben Uhr sollen sich die Letzten entfernt haben — — oder worden sein! ...

Vor meinen Fenstern ist ein kleiner Park, der das Theater umsäumt, dem ich gerade gegenüber wohne, und mit wahrer Wollust erblicke ich, daß die Sträucher schon grün werden, und sehnsuchtsvoll schwärmt mein Geist nach unserem kleinen Gärtchen hinüber — ob es dort auch schon knospet? ...

[1] Georg Engels, hervorragender Charakterkomiker, geb. 9. Januar 1843 zu Varel, gest. 31. Oktober 1907 zu Berlin.

Berlin, 25. März 1894.

... Zum erstenmal habe ich beinahe sämmtliche Theater Berlins kennen gelernt. Im „Neuen Theater", worin ich gestern gespielt habe, — nebenbei gesagt, nicht nur das schönste Theater Berlins, sondern auch das reizendste Theater, das ich überhaupt kennen gelernt habe — sah ich „Jugend" von Halbe vortrefflich dargestellt; im Residenztheater, das gleichfalls Lautenburg gehört, den „Maskenball", eine tolle Comödie, aber sehr lustig. Im Hoftheater „Hannele" mit der Conrad ganz ausgezeichnet; und dazu gab man „Michel Perrin" mit Haase als Gast, der mir sehr wohl gefiel. Dann sah ich im „Berliner Theater" „Lear" mit Barnay, vortrefflich; im Opernhause sah ich die „Medici", eine entsetzlich langweilige Oper — ich bin nach dem zweiten Akt davon gerannt — und endlich sah ich bei L'Arronge im „Deutschen Theater" den „Herrn Senator" ganz ausgezeichnet gespielt. Überhaupt muß ich zugeben, daß die Berliner Theater in den letzten zehn Jahren riesige Fortschritte gemacht haben.

Schließlich mein Debut gestern mit „Sündiger Liebe" war, wie ich Euch telegrafirte, ein sensationeller Erfolg. Die Leute schluchzten ganz laut, und sämmtliche Journale sollen einstimmig in Lobeshymnen überfließen — mit einem Wort, ich bin glücklich, sehr glücklich! ...

Berlin, 26. März 1894.

... Als ich Euch gestern nach der ersten Vorstellung der „Sündigen Liebe“[1] schrieb, wußte ich selbst noch nicht, welchen intensiven Erfolg das Stück hier hatte — ich urtheilte nur nach dem spontanen enthusiastischen Beifall des Publikums, der ja schließlich immer und überall das maßgebendste Zeichen des Erfolges ist, wenn auch die Presse ihn nachträglich nicht quittirt. Aber diesmal gingen beide Factoren Hand in Hand, und wie man mir erzählt, soll die Kritik womöglich noch enthusiastischer als das Publikum sein, und ich bekomme in einemfort von Bekannten und Unbekannten Gratulationsschreiben zu dem Riesenerfolg. Na, mir ist es schon recht, erstens, daß ich mich in meinem Urtheil über das Stück nicht geirrt habe — denn trotzdem es in Wien am Volkstheater gar nichts gemacht hat, habe ich mich doch nicht beirren lassen — und dann, daß die große Mühe doch nicht umsonst war. Giacosa hat mir aus Turin seinen Dank telegraphirt ...

[1] „Sündige Liebe“ („Tristi amori“), Schauspiel in drei Akten von Giuseppe Giacosa, übersetzt von Otto Eisenschitz.

Josef Kainz[1] an Sonnenthal.

Berlin, 25. April 1894.

Hochverehrter Herr!

Tausend Dank, daß Sie meiner nicht vergessen haben. Nach dem Empfang Ihrer zweiten Depesche habe ich mir Vorwürfe gemacht, daß ich Ihre erste nicht umgehend beantwortet habe, um wenigstens für Ihre zarte Aufmerksamkeit zu danken. Aber ich wollte doch auch mit dem Dank Ihnen gleichzeitig Bescheid über mein Kommen geben, und ich selbst habe erst gestern Bestimmtes erfahren können. So lange nämlich Sommerstorff[2] noch nicht spielen kann, darf ich nicht vom Posten. Augenblicklich ein sehr langweiliger Reserveposten. Ich habe nichts, gar nichts zu thun und warte auf Absagen. Seit Sommerstorffs Krankheit bin ich die einzige Stütze des klassischen Repertoirs und da dieses in letzter Zeit bei uns zum

Lückenbüßer geworden ist, so würde ich im Falle einer Abänderung dringend nöthig sein.

Also trotz meiner freien Zeit darf ich aus Berlin nicht heraus. Wie leid mir es thut, Sie am Freitag nicht sehen zu können,[3] können Sie sich gar nicht denken. Jahre sind vergangen, daß ich Sie nicht mehr in einer heroischen Partie bewundern durfte und ich lechze darnach wie ein Nervenkranker nach dem Arzt, der allein Macht über ihn hat. Na, so Gott will ist recht bald eine Wiederholung der Aufführung und ich kann kommen. Ich werde Ihr Repertoire hier verfolgen und mir dann erlauben, Ihnen Nachricht zu geben.

Nehmen Sie nochmals meinen herzlichsten Dank für die mir bewiesene Aufmerksamkeit und seien Sie hochachtungsvoll gegrüßt von Ihrem Sie innig verehrenden

Josef Kainz.

[1] Josef Kainz, k. u. k. Hofschauspieler und Regisseur, geb. 2. Januar 1858 zu Wieselburg (Ungarn), betrat im Jahre 1874 zum erstenmal die Bühne. Nachdem er an mehreren Bühnen Deutschlands — Leipzig, Meiningen, München, Berlin — tätig gewesen und auch ein längeres Gastspiel in Amerika absolviert hatte, wurde er im Jahre 1897 von Direktor Burckhard dem Burgtheater verpflichtet, in dessen Verband er am 1. September 1899 — unter der Direktion Schlenther — trat und als Charakter- und Heldendarsteller hervorragend tätig war. Er starb am 20. September 1910 zu Wien. — [2] Otto Sommerstorff, geb. 29. Mai 1859 zu Krieglach (Steiermark), Mitglied des „Deutschen Theaters", dem Kainz zu dieser Zeit auch angehörte. — [3] Als „Meister von Palmyra".

Paul Lindau an Sonnenthal.

Dresden-Strehlen, den 29. Mai 1894.

Mein liebster Adolf!

Nach alter Gepflogenheit schicke ich meine neueste Arbeit zunächst dem alten Freunde, vertraulich und vertrauensvoll, um von ihm zu hören, was er von dem Stücke denkt, bevor ich es der Direktion des Burgtheaters einreiche.[1] Ich habe das Stück vor wenigen Tagen fertiggemacht, meinem Versprechen gemäß zuerst Max Grube[2] vom Berliner Schauspielhause zu

lesen gegeben und umgehend einen ungemein erfreulichen Brief darüber erhalten. Du wirst Dich bald überzeugen, daß es im vollen Gegensatz zu meinen letzten Arbeiten steht und keinen andern Anspruch erhebt als: unter Wahrung des literarischen Anstandes lustig und fröhlich zu sein. Wie immer, spreche ich auch diesmal die Bitte aus: lies es recht bald, liebster Junge, und schick mir recht bald Bescheid. Du weißt, daß Du mir gegenüber immer frei von der Leber heruntersprechen kannst, und daß ich niemals ein Urteil von Dir schief genommen habe. Wenn Du es liest, lies es auf die auf beifolgendem Blatte bezeichnete, natürlich vollständig unmaßgebliche Besetzung hin. Nochmals bitte ich Dich recht herzlich, gib mir bald Bescheid. Die Ungeduld des Autors, etwas über das Schicksal seines Stückes zu erfahren, nimmt mit den Jahren eher zu als ab.

Sind Dir die blödsinnigen Gerüchte zu Ohren gekommen, die jetzt durch Berliner Blätter gehen? Im „Fremdenblatt" stand zu lesen — und zwar mit einer Bestimmtheit, die eigentlich jeden Widerspruch ausschloß —, daß die Burgtheaterkrisis allen gegentheiligen Behauptungen zum Trotz thatsächlich vorhanden sei, und daß Du mich zum Nachfolger vorgeschlagen hättest. Den ersten Theil der Mittheilung habe ich natürlich ebensowenig widerlegen wie bestätigen können; in Bezug auf den zweiten Punkt habe ich dem „Fremdenblatt" einen Brief geschrieben und erklärt, daß trotz der Bestimmtheit der Behauptung die Sache jedenfalls vollkommen unbegründet sei; ich wüßte kein Wort davon, und Du kenntest mich seit langen Jahren genau genug, um zu wissen, daß mir nichts ferner liegt, als nach dem ebenso ehrenvollen wie verantwortlichen und dornenreichen Posten eines Burgtheaterdirektors zu streben. Wer bringt denn nur immer diese thörichten Nachrichten in die Presse? Mir bereiten sie regelmäßig Verdruß, denn so oft die Nachricht auftaucht, finden sich immer ein paar liebenswürdige Freunde, die mir bei der Gelegenheit eins versetzen und nachweisen, daß ich ganz unmöglich sei. Da ich Ausgang Juni, um mit meinem Bruder Rudolf zusammenzutreffen, nach Wien komme, wird man in dieser harmlosesten aller Reisen ohne Zweifel wieder eine diabolische Intrigue erblicken, die

darauf abzielt, mich in das Burgtheater hineinzuschmuggeln. Wenn ich jemals solche ehrgeizige Pläne gehabt hätte — Du weißt es am besten, lieber Adolf —, dann hätte ich schon vor langen Jahren den Versuch machen können, in den Bügel zu steigen, den Dingelstedt mir hinhielt; dann hätte ich einige Jahre später, als der Herzog von Ratibor sich mir aus freien Stücken erbot, mich auf das Allerdringendste und Wärmste bei seinem Bruder, dem Fürsten Constantin Hohenlohe, zu empfehlen, die immerhin nicht unwesentliche Protektion von oben her suchen können. Damals war ich erheblich jünger und mutiger, und damals war ich schon vernünftig genug, um einzusehen, daß ich der Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt, nicht Herr werden würde. Jetzt könnte man mir, Gott weiß was bieten, wenn ich aus meiner Ruhe und Beschaulichkeit heraustreten und mich in die exponirte Stellung eines Burgtheaterdirektors, die nach meiner Auffassung auf unabsehbare Zeit das Undankbarste sein wird, was man sich ungefähr denken kann, schieben lassen sollte, ganz abgesehen davon, daß überhaupt Keiner schiebt. Wenn Du mir schreibst, kannst Du mir übrigens vertraulich mitteilen, ob es bei Euch wirklich kriselt.

Herzlichen Gruß! Dein alter

Paul Lindau.

[1] „Ungeratene Kinder", Lustspiel in vier Akten. — [2] Max Grube, Geh. Hofrat, derz. Intendant des Herzogl. Hoftheaters zu Meiningen, geb. 25. März 1854 zu Dorpat. Von 1891 bis 1905 war Grube Oberregisseur der Königl. Schauspiele zu Berlin.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Wien, 2. Juni 1894.

Mein theurer Paul!

Anschließend an mein Telegramm laß mich Dir in aller Eile sagen, daß mich lange nichts so sehr gefreut hat, als Dich wieder so aus vollem Herzen loben und preisen zu können. Die „Ungerathenen Kinder" sind vielleicht das gerathenste Kind Deiner Muse, voll Geist und Humor und Situationswitz und

— last not least — voll brillanter Rollen. Ich habe mich bei der Lecture königlich amusiert, wenn sie mich auch die halbe Nacht gekostet, aber ich kenne Deine Ungeduld und wollte Dich nicht lange warten lassen. Ja, mein Junge, das ist wieder ein Schlager für Dich und für unser Theater, denn wir haben schon sehr lange nichts so echt „Burgtheatriges" gehabt, und Deine Besetzung ist auch vortrefflich und wird auch ebenso gespielt werden — ich kanns ja sagen, da ich leider!!! nicht mitspielen kann, was vielleicht der einzige Fehler in dem Stücke ist. Aber ernsthaft: ich freue mich unbändig Deinet- und unserthalben. Das Burgtheater lechzt nach einem guten deutschen Lustspiel, und es ist seit lange lange nicht nur das beste, sondern auch Dein bestes. Du bist ein ganzer Kerl, Paul! Das ist wieder mit einer Frische, mit einem Humor, mit einer Liebenswürdigkeit geschrieben, und die feine Charakteristik — ich bin ganz entzückt. Ja, trotz allen Aberglaubens gratulire ich Dir heute schon zu dem großen Erfolg.

Und nun sag' mir nur, was soll mit dem Manuskript geschehen? Soll ich's Burckhard in Deinem Namen geben? Oder willst Du das selbst thun? Wie Du willst. Ich freue mich schon auf Dein Herkommen. Inzwischen tausend herzliche Grüße und nochmals Bravissimo!

Dein treu ergebener

Adolf.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Dresden-Strehlen, den 4. Juni 1894.

Mein liebster Adolf!

Dein Brief, der am Morgen meines Geburtstages hier eintraf, ist mir die größte Geburtstagsfreude gewesen, die ich gehabt habe. Ich habe mich von ganzem Herzen darüber gefreut. Selbst wenn Du in Deinem freundschaftlichen Enthusiasmus die Farben ein bischen dicker aufgetragen hast, als es vielleicht sachlich richtig wäre, so habe ich doch nach Deinem

Briefe die fröhlichste Zuversicht, daß das Stück in der vorzüglichen Darstellung, die das Burgtheater ihm geben kann, voraussichtlich freundlich aufgenommen werden wird. Meine verwegensten Erwartungen sind durch Deinen und auch durch Grubes Brief weit übertroffen worden. Daß ich aus jedem Deiner Worte deutlich vernehme, wie innige Freude Du daran hast, mir Erfreuliches sagen zu können, ist mir noch besonders werthvoll. Nochmals, mein lieber alter Freund, herzlichsten Dank!

Meine Reisepläne haben sich verändert. Ich wollte erst meinen Bruder abholen, wenn er aus Constantinopel kommt. Jetzt sind wir übereingekommen, daß ich ihn auf seiner Rückreise nach Constantinopel bis Wien begleite. Das wird Ausgang September, Anfang Oktober sein. Vielleicht ließe es sich so einrichten, daß ich bei dem Anlaß der Aufführung beiwohnen könnte. Mit voller Bestimmtheit darf ich darauf rechnen, daß Dr. Burckhard mir so gefällig sein wird, wie es die Verhältnisse gestatten. Vielleicht hast Du die Freundlichkeit, mit Dr. Burckhard, dem das Stück mit dem beiliegenden Briefe zu übergeben ich Dich bitte, die Frage des Aufführungstermins gelegentlich zu besprechen. Dann gibst Du mir wohl auch Bescheid.[1] Bis Ausgang Juni bleibe ich hier, dann trete ich eine Nordlandfahrt an.

Tausend Grüße und wiederholt innigsten Dank!

Dein alter Freund

Paul Lindau.

[1] Lindaus Lustspiel wurde von der Direktion des Burgtheaters angenommen, kam aber dennoch niemals zur Aufführung an dieser Bühne.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Rostock, 28. Jänner 1895.

Mein theurer Adolf!

Es liegt mir auf der Seele, drum laß mich Dir noch so verspätet sagen, welche Herzensfreude mir Dein großer Nathan-Sieg gemacht hat.[1] Ja, das mußte geschehen: diesen weisen



Sonnenthal als Meister von Palmyra.

Juden mußte der warmherzigste, liebenswürdigste spielen. Weise ist er ja auch. Wie gern, mein Alter, säh' ich Dich in dieser Rolle! Wahre Sehnsucht packt mich.

Dir wird's eine Seligkeit gewesen sein, gerade in dieser Rolle Dein Herz zu entladen, Deine höchste Kunst zu entfalten, die Menschen überzeugend mit Dir fortzureißen.

Mit tausend Grüßen Dir und den Deinen

Dein getreuer

Adolf Wilbrandt.

[1] Sonnenthal war am 11. Januar 1895 zum ersten Male in der Rolle des „Nathan" aufgetreten. Die Vorstellung fand zum Besten des Schriftsteller- und Journalistenvereins „Concordia" im Karltheater statt. Eine Wiederholung im Burgtheater folgte am 23. Januar 1895.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Rostock, 2. Februar 1895.

Nur noch ein eiliges Wort, mein Theurer, um Dir zu sagen, daß Dein Brief mich tief gerührt und ergriffen hat. Ich fühle Alles mit Dir.

Darin hast Du sicher Recht, es ist fast selbstverständlich; ein Mensch wie Lessing mußte in Nathan den Weisen vor Allem Nathan den Guten meinen.

Freue Dich Deines schönsten Sieges!

Dein getreuer

Adolf.

Ludwig Barnay an Sonnenthal.

Berlin, den 15. Dezember 1895.

Theurer Meister und Freund!

Es ist mir gelungen, bei meiner Anwesenheit in Budapest die Matrizze der Photographie unseres gemeinsamen Geburts-

hauses aufzutreiben und habe ich Auftrag gegeben, das Bild für Sie anzufertigen: meine Nichte wird Ihnen die Photographie des Orczy'schen Hauses zusenden und so habe ich es fertig gebracht, mich durch diese Intrigue wieder in Ihre Erinnerung einzuschleichen.

Sie haben das freilich bei mir nicht nöthig, denn Ihre herzliche Aufnahme in Wien sichert Ihnen ein dankbares Gedächtnis in meinem Herzen und „jeden Tag durchblättre ich meine Schuld".

Mit aufrichtigen Grüßen Ihr treu ergebener

Ludwig Barnay.

Sonnenthal an Ludwig Barnay.

Wien, den 18. Dezember 1895.

Bester Freund!

Mein Freund und Bruder in „Apelles", den ich Ihnen leider noch immer nicht vorstellen konnte, bittet — da er nicht sterben kann — doch schließlich wenigstens um Vergessenheit; aber der gute Mann ist 150 Jahre alt und ich glaube noch ein paar Monate darüber. Wenn man aber, wie ich, erst 62 zählt, so erinnert man sich gern, und das Bild unseres Geburtshauses, das Ihre Liebenswürdigkeit mir zukommen lassen will, soll mir eine theure werthvolle Erinnerung sein, auch an Sie, an unsere Kinder-, Jugend- und Jünglingsjahre, ach, und an so vieles vieles andere, was damals so ganz anders war, denn „Der Zeiten Hammer um uns schmiedete eine neue Welt!" (sagt auch mein Freund „Apelles").

Haben Sie also besten Dank, und tausend herzliche Grüße an Sie, Ihre liebe Frau und Ihr ganzes Haus von meinem ganzen Hause und zunächst von Ihrem treu ergebenen

A. Sonnenthal.

Felix Philippi[1] an Sonnenthal.

Berlin, den 15. Februar 1896.

Mein hochverehrter Herr von Sonnenthal!

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen nochmals und aus tiefstem Herzen meinen heißesten und innigsten Dank sage für alles Gute, was Sie mir während meines Wiener Aufenthaltes künstlerisch, wie menschlich gethan haben. Sie haben mit Ihrem Genie meiner Arbeit zum Siege verholfen,[2] Sie haben mit Ihrem Herzen, mit Ihrer Güte sich einen dankbaren und ergebenen Freund fürs Leben gewonnen. Ich kann Ihnen nur mit Frau Wedekind[3] sagen: „Geben Sie mir die Hand, ich halte sie fest, fest und danke Ihnen aus der Tiefe meines Herzens."

Machen Sie mir die innige Freude, mir Ihr Bild zu schicken, das ich mein Leben lang in höchsten Ehren halten werde.

Ihr treu ergebenster

Felix Philippi.

[1] Felix Philippi, dramatischer Schriftsteller, geb. 5. August 1851 zu Berlin. — [2] „Der Dornenweg", Schauspiel in drei Akten von Philippi, gelangte am 11. Februar 1896 zur ersten Aufführung am Burgtheater. Das „Tagebuch" berichtet am 12. Februar: „‚Der Dornenweg.' Vor Beginn des Stückes wurde dem auf der Bühne versammelten Personal durch den Intendanten Excellenz Bezecny die Allerhöchste Zufriedenheit des Kaisers mit der Darstellung ausgesprochen." — [3] Rolle der Frau Wolter im „Dornenweg".

Sonnenthal an Felix Philippi.

Wien, 23. Februar 1896.

Verehrtester Freund!

Mit meinem herzlichsten Dank für Ihre lieben Zeilen sende ich Ihnen zugleich das gewünschte Bild. Der Erfolg Ihres Stückes ist ein intensiver — heute ist es kein Kunststück dies zu sagen, aber ich habe es vor sechs Wochen der Wolter

gesagt, ehe wir noch zur ersten Probe gingen, der „Dornenweg“ würde die pièce de resistance der Saison werden, und das ging einzig und allein die Dichtung an, denn damals wußte ich ja noch gar nicht, wie wir das Stück spielen würden.

Nun, ich freue mich herzlich für Sie, für uns, fürs Burgtheater! (Warm und überzeugend): „Ich habe Ihnen wirklich die Wahrheit gesagt! (Feierlich): So wahr Gott mir helfe!“ —

Jetzt werden Sie mir's doch glauben! — Übrigens, Zahlen sprechen: gestern, an einem Wochentage, die glänzendste Tageseinnahme, wie sie sonst nur bei sehr zugkräftigen Stücken an Sonntagen ist. Ich wußte schon recht gut, warum ich's Ihnen abkaufen wollte, aber Sie thaten noch besser, es nicht zu thun . . .

Für die Sendung des „Wohlthäters der Menschen“ meinen besonderen Dank. Ich kannte es bereits und habe seinerzeit genug bedauert, daß wir es nicht spielen durften. Warum? weiß ich heute noch nicht. Wahrscheinlich wegen der Krankengeschichte in Berlin. Schade, schade! Na, ich hoffe Sie schicken uns noch recht viel „gesunde“ Stücke ohne Anspielungen.

Für jetzt herzliche Grüße und, wills Gott, auf frohes Wiedersehen in Berlin.

In treuer Ergebenheit

A. Sonnenthal.

Felix Philippi an Sonnenthal.

Berlin, den 27. Februar 1896.

Mein lieber Herr von Sonnenthal!

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihr schönes Bild. Und nicht minder für Ihren Brief, der mir so Erfreuliches über mein Stück zu berichten weiß. Ich vermag Ihnen kaum zu sagen, mit welchem innigen Glücksgefühl ich an die Wiener Tage zurückdenke. Nicht allein künstlerisch, auch menschlich bin ich Ihnen Allen aufs Tiefste verpflichtet: die Herzlichkeit, mit der Sie mir Alle entgegentraten, die Sympathie, die mich in

diesen hartbedrängten Tagen so unendlich wohlthuend berührte, werde ich nie vergessen. Ich habe in den Künstlern des Burgtheaters nicht nur große Künstler, ich habe auch edle gute Menschen in ihnen gefunden.

Auf frohes Wiedersehen hier.

Ihr treu ergebenster

Felix Philippi.

*

Vom 17. März bis 17. April 1896 gastierte Sonnenthal in Mainz, Mannheim, Bremen und Berlin und begann am 20. April mit dem „Hüttenbesitzer" wieder seine Tätigkeit im Burgtheater. — Am 1. Juni desselben Jahres jährte sich der Tag, da Sonnenthal 40 Jahre dem Burgtheater angehörte. Anläßlich dieser Gelegenheit erschien nachfolgender Brief, der hier im Auszug gebracht wird, unter dem Titel: „Sonnenthal über sich selbst. Ein Brief an Ludwig Speidel", im Morgenblatt der „Neuen Freien Presse" vom 17. Mai 1896.

Sonnenthal an Ludwig Speidel.

Wien, 12. Mai 1896.

Also ernsthaft, mein hochverehrter Freund, ich soll — ich muß? Sie bestehen darauf? Sie wollen durchaus aus meinem eigenen Munde etwas aus meinen „vierzig Jahren Burgtheater" hören? Ja, Du lieber Gott, das ist nicht so leicht! Sie wissen, wie ungern und wie wenig ich von mir selber sprechen mag. Doch Sie wünschen es, und ich will versuchen, in das Allgemeine meiner Erinnerungen zu tauchen und aus diesem Reservoir zu schöpfen. Wird auch keine Hochquelle heraussprudeln, so ist doch die Quelle rein.

Wie und wann ich ins Burgtheater kam, das wissen Sie. Es war für mich die glücklichste Epoche. Nicht als ob ich selbst ein großes weites Feld für meinen Wirkungskreis gleich vorgefunden hätte — ach nein, ich mußte mir ja Schritt für Schritt meinen Boden erkämpfen — aber es war eine gesegnete Zeit, in der das Burgtheater vielleicht in seiner höchsten Blüthe stand. Die Meister alle auf dem Zenithe ihrer Kunst: Anschütz, Löwe, La Roche, Fichtner, Beckmann, Julie Rettich,

Amalie Haizinger, Louise Neumann, Christine Hebbel, Therese Peche, und um diese herum eine Schaar begeisterter Kunstjünger: Bernhard Baumeister, Josef Wagner, Ludwig und Zerline Gabillon, Marie Seebach, Marie Boßler, Milla Scholz, zu denen Laube in rasch aufeinanderfolgender Reihe noch Friederike Goßmann, Josef Lewinsky, August Förster, Friederike Bognár, Auguste Baudius, Anna Kratz, Charlotte Wolter, Hermann Schöne, Ernst und Helene Hartmann, Fritz Krastel herangezogen. War's da ein Wunder, daß man — wenn auch nur mit einem bischen Talent begabt — in solcher Schule lernen mußte, wenn man anders nur sehen und hören wollte. Und ich, für mein Theil, riß Augen und Ohren auf, weit auf, und ich sah und ich hörte! Es verging kaum ein Abend an dem ich — auf der Bühne unbeschäftigt — nicht mit meinen anderen jungen Collegen in den engen Künstlerlogen des alten Burgtheaters, Kopf an Kopf gedrängt, atemlos den Offenbarungen auf der Bühne gelauscht hätte. Das war meine, das war unsere Schule; nicht was heute unter dem allgemeinen Begriff „Schule" verstanden wird, wo der Schüler den Lehrer in Wort und Geste mechanisch nachzuahmen pflegt — nein, das innerste Wesen der dramatischen Kunst wurde uns da vor Augen geführt. Wenn ein Anschütz als „Lear" oder als „Musikus Miller" da unten auf der Bühne stand und man sah, wie jede Fiber dieses Mannes bei jedem seiner Worte erzitterte, wie er bei aller Plastik seiner stilvoll gehaltenen Reden doch unsere Herzen um und umwendete, wie er, selbst die Augen voll Wasser, uns weinen und schluchzen machte, wie er durch das völlige Aufgehen in den Charakter seiner Rolle uns Leute vom Handwerk die Bühne ganz und gar vergessen ließ — da konnte doch niemand an eine blinde Nachahmung denken, aber man ging nach Hause und frug sich: Welches sind die Mittel, die eine solche Wirkung hervorbringen? Und wenn man reiflich darüber nachgedacht, so kam man zu dem Schluß: nur durch geistige und seelische Vertiefung in den Gegenstand seiner Aufgabe, nur in das vollständige Sichhineinleben in die gegebene Situation vermag der darstellende Künstler den Schein der Wahrheit zu erreichen, ja die Wahrheit und die Natur

selbst, ohne die Grenzen des Schönen auch nur mit einer Linie überschreiten zu brauchen. Ich weiß sehr wohl, daß ich mich mit meiner Anschauung mit vielen meiner berühmten Collegen im Widerspruch befinde. Mein Freund Coquelin z. B. behauptet, der Künstler müsse über der Situation stehen. Nun, das ist rein individuell. Ich vermag es nicht, und als er mir bei einer Gelegenheit gestand: „Mon cher ami, depuis vingt ans je n'ai plus d'émotions" — da mußte ich ihm erwidern: „Nach vierzig Jahren habe ich das Lampenfieber noch nicht verloren." Und wenn er eine halbe Stunde vor Anfang des Stückes erst in seine Garderobe tritt, sitze ich zumeist schon fix und fertig drin und harre pochenden Herzens des Zeichens, das mich auf die Bühne ruft.

Also, wie gesagt, Wahrheit, Natur, und — füge ich noch hinzu — Einfachheit der Spielweise: das war die Lehre unserer Altmeister, die wir Jungen damals mit Begeisterung und ich darf wohl auch sagen mit Verständnis in uns aufgenommen. Als ob ich sie gestern gesehen hätte, so stehen jene Meisterschöpfungen vor meinem geistigen Auge: des gewaltig erschütternden Anschütz, des humoristisch vornehmen La Roche, des unnachahmlich liebenswürdig-graziösen Fichtner, des übermüthig lustigen Beckmann, des scharf charakterisirenden Meixner, der durchgeistigten Rettich, der unvergleichlichen Haizinger, der bezaubernden Neumann, und vor Allem Ludwig Löwe, der in Wahrheit mein Lehrer war....

In solcher Schule, und geführt und geleitet von meinem unvergeßlichen Freunde und Director, Heinrich Laube, vollzogen sich meine Lehrjahre. Und heute will man mir weis machen, daß jene Schule eine veraltete sei, daß man heute ganz anders spielen müsse, als vor vierzig Jahren! Wie anders? Realistisch! Was heißt realistisch? Natürlich und wahr. Ja, gehörte denn Natur und Wahrheit nicht zu den obersten Principien unserer Altmeister? Ja doch, aber sie waren nie auf Kosten der Schönheit natürlich, sie waren nie auf Kosten der Wahrheit roh und brutal. Nein, mein Freund, und mag man mich verurtheilen, wie man will, ich werde diese sogenannte „moderne" Spielweise nie anerkennen, ich werde die Principien

unserer Kunst, die ich als die einzigen wahren und echten erkannt, ich werde sie nie verleugnen, und so lange mir der Himmel noch die Kraft gibt, an unserem Institute arbeiten zu können, werde ich, so weit ich es vermag, dahin wirken, daß diese alte Tradition aufrecht erhalten bleibe. — —

Doch gehen wir noch ein wenig zurück zu meinen Lehrjahren. Was mir Löwe als Vorbild und Muster in der Tragödie und im höheren Drama war, das war mir Fichtner im Lust- und Schauspiel, und dieser vielleicht noch mehr, weil ich ihn öfter spielen sah und selbst sehr viel mit ihm spielte.[1] Im Zusammenspiel mit einem großen Künstler aber lernt man wohl am meisten, und wenn man nur halbwegs dramatischen Instinkt hat, muß man — ob man will oder nicht — in den Grundton, den der Partner anschlägt, mit einstimmen. Brauche ich Ihnen erst zu sagen, wie harmonisch, wie in allen Registern ausgeglichen, seelisch und physisch, diese Grundtöne Fichtners waren! Ich liebte diesen Menschen geradezu, und ich glaube er war auch mir gut, wie alle meine Collegen, die Alten wie die Jungen, die meinem ernsten Streben liebevoll entgegenkamen, wie ja überhaupt an unserem Burgtheater zu jeder Zeit ein vornehmer esprit de corps herrschte, der auch das erste Erforderniß eines jeden Theaters sein muß, wenn es künstlerisch gedeihen soll.

Aber nebst der Schule des Burgtheaters wollte ich auch die der Comédie Française kennen lernen. War sie doch das einzige Theater, das neben dem unsrigen überhaupt noch Schule machte. Ich ging also nach Paris[2] und gestehe gerne, daß ich dort meine Erfahrungen um Vieles bereichert habe. Ich hatte das Glück, auch dort noch die Altmeister der französischen Schule vereinigt zu sehen: Regnier, Coquelin, Got, Delaunay, Bressant, den damals jungen Fébvre und vor Allem den Nestor des Hauses, den alten Samson, den Lehrer der Rachel, der eben in einer Suite Molière'scher Stücke von der Bühne Abschied nahm. . . .

Nebst den Molière'schen Stücken sah ich noch eine Anzahl moderner Lust- und Schauspiele und mein Eindruck war ein getheilter. Die Darstellung des Lustspiels fand meinen rück-



Sonnenthal als Nathan.

haltlosen Beifall, und ich mußte nach dieser Richtung den Franzosen die Palme reichen; im Schauspiel jedoch und zumal in der Tragödie sind wir ihnen weit überlegen. Die Mittellage der Leidenschaften, wenn ich so sagen darf, treffen sie ausgezeichnet; sie spielen einfach und wahr und so weit können wir Manches von ihnen lernen, aber auf dem Gipfelpunkt der Leidenschaft, wo man, sozusagen, das hohe C erwartet, da transponiren sie zumeist und anstatt mitgerissen zu werden, wird man durch eine — allerdings sehr geschickte — Pose vollkommen ernüchtert. Das Lustspiel aber — wie gesagt — spielen sie vortrefflich und darin habe ich viel von ihnen profitirt. Nur möge man ja nicht glauben, daß sich ihre Spielweise so glattweg in unser geliebtes Deutsch übertragen ließe. Die Schauspieler aller Völker wurzeln mit ihrer Kunst zu sehr in ihrer Nationalität, in ihrer Sprache, in ihren Sitten und Gebräuchen, als daß sich dies in ihrer Darstellung nicht auch sofort documentirte, und ein deutscher Schauspieler wird ebensowenig einen Molière perfekt spielen können, wie ein französischer einen Goethe oder Schiller oder gar einen Lessing. Ein Beispiel für viele: Maëstro Salvini schrieb mir eines Tages aus Florenz, er hätte eine Schülerin, eine Deutsch-Amerikanerin, die er eine Zeit lang unterrichtete, die sich aber der deutschen Bühne widmen wolle, ob ich mich wohl ihrer annehmen würde? Ich forderte ihn auf, mir die junge Dame zu schicken, ich müsse sie nothwendigerweise erst hören. Bald darauf kam sie auch wirklich und sprach mir den Monolog der „Jungfrau" vor, den sie bei Salvini — natürlich in italienischer Sprache — studirte und es war ganz natürlich eine im Tonfalle, in der ganzen Art und Weise des Vortrags rein italienische Declamation und die Schiller'sche „Jungfrau" war nicht zu erkennen.

Salvini, da ich ihn eben genannt, verehre ich über alle Maßen und reihe ihn ohne Weiteres den größten Künstlern unserer Zeit an. Ich habe in ihm — man verzeihe mir die Anmaßung — ein Stück von mir selbst gefunden, namentlich was die künstlerische Ehrlichkeit, das Schaffen aus dem Großen und Ganzen betrifft, und er sowohl wie Rossi haben unzweifelhaft großen Einfluß auf mich geübt. Salvini hat mich gelehrt,

wie weit man in der Leidenschaft gehen könne und dürfe, ohne die Grenzen des Schönen zu überschreiten, Rossi hat mich gelehrt, daß man nie zu weit gehen dürfe.

Englische Schauspieler habe ich leider nur vereinzelt gesehen. Ira Aldridge, mit dem ich selbst in meinen ersten Anfängen in der Provinz gespielt, dann in den letzten Jahren Edwin Booth, den ich nur ein einzigesmal als Jago gesehen, der mich aber in dieser Rolle entzückte, und endlich in New York die Vorstellung einer Zauberposse, die von den amerikanischen Schauspielern außerordentlich drastisch und mit ausgelassenstem Humor gespielt wurde. Nebst diesen habe ich von fremdländischen Künstlern nur noch einmal in Paris eine spanische Truppe gesehen, die aber, ehrlich gestanden, wenig Eindruck auf mich machte, vermuthlich weil ich gar nichts davon verstand. Dann sah ich noch die Rumänen, hier in Wien, die mir in ihrer einfachen natürlichen Spielweise sehr wohl gefielen; dann im vorigen Jahr in Amsterdam holländische Schauspieler, die einen außerordentlich günstigen Eindruck auf mich machten, und schließlich meine Landsleute, meine ungarischen Collegen, mit denen ich eigentlich hätte beginnen sollen, denn sie waren es, die den ersten Keim der Schauspielkunst in mir gepflanzt und späterhin durch muster- und meisterhafte Darstellungen reichlich genährt. Ich habe dem ungarischen Nationaltheater in Budapest auch stets eine dankbare Erinnerung bewahrt, und, so oft ich nach meiner Vaterstadt kam, nie versäumt, das Theater zu besuchen, worin ich Vorstellungen sah, die mich zur vollsten Anerkennung, ja oft zur Bewunderung hinrissen. Natürlich und zugleich eindringlich *sprechen* habe ich überhaupt nirgends, auf keinem fremden Theater so gehört, wie auf dem ungarischen.

Und nun wollten Sie ja noch schließlich etwas von meinem Übergang ins ältere Charakterfach wissen? — Dieser Übergang vollzog sich unter Dingelstedts Direction und zwar bei Gelegenheit der ersten Aufführung von „Fromont und Risler". Dingelstedt schickte mir das Buch mit dem Bemerken, nur wenn ich mich für die Rolle des älteren Risler interessiren könnte, wolle er das Stück geben. Über Nacht sollte ich mich entscheiden. Am anderen Morgen sandte ich ihm das Stück zurück und

schrieb nur die zwei Worte darunter: Mit Wollust! Und ging auch sofort an das Studium der Rolle. Aber je näher der Tag der Aufführung heranrückte, um so kleinmüthiger wurde ich, denn meine besten Freunde wollten nicht daran glauben... alle Welt zuckte die Achseln — nur meine Freundin Wolter, meine erste Sidonie, sprach mir während der Proben fortwährend Muth zu, und das danke ich ihr noch heute. Inzwischen kam der Abend der Aufführung heran; die ersten drei Akte wollten nicht recht einschlagen und vor Beginn des vierten Aktes rief mir Lewinsky verzweifelt zu: Jetzt heißt's retten! — Die große Scene des vierten Aktes kam und — der Übergang war hergestellt. Bald darauf schickte mir Wilbrandt seine „Tochter des Herrn Fabricius", eine noch schärfere Charakter- und Väterrolle. Natürlich stürzte ich mich mit dem größten Eifer auch auf diese neue Aufgabe und Publikum wie Kritik war nunmehr mit meinem Übergang vollkommen einverstanden. Nun ging es an die größeren tragischen Aufgaben: Faust, Antonius (noch unter Dingelstedt), Othello, Tell, Wallenstein (unter Wilbrandt), Lear (unter Förster), und Macbeth, Meister von Palmyra und Nathan (unter Burckhard); den Hamlet hatte ich bereits unter Wolff gespielt. Nun weiß ich wohl, mein werthester Freund, am besten, was mir für die eine oder andere dieser hochtragischen Charakterrollen noch fehlt und vielleicht immer fehlen wird. Ich weiß sehr wohl, daß ich meine ureigenste Individualität bei allem Fleiß, bei aller Arbeit an mir selbst nie ganz verleugnen werde können, aber, mein Bester, das vermag Keiner. Salvini z. B., unerreichbar groß als „Othello", steht als „Hamlet" lange nicht auf derselben Höhe; man kann eben aus seiner Menschenhaut nie ganz heraus, jeder Schauspieler bringt etwas aus seinem „Ich" mit in die Rolle, und wenn dieses „Ich" sonst nur stark genug ist, wird es trotz anderweitiger Mängel dem Gesammtbilde nur wenig Eintrag thun. Nur was meiner Individualität diametral entgegenläuft, das werde ich nie spielen wollen und habe es auch nie gespielt. Publikum und Kritik sind übrigens, wie gesagt, diesem meinem Übergange mit Interesse, mit Wohlwollen, mit Aufmunterung gefolgt und Letztere braucht der Künstler — nicht nur der

darstellende — wie sein täglich Brot, wenn er schaffen und ersprießlich wirken soll. Die Aufmunterung von Publikum und Kritik habe ich von Anbeginn bis zu dieser Stunde in reichstem Maße gefunden, und wenn ich mich im Laufe dieser langen Jahre der Tradition unseres Burgtheaters nicht ganz unwürdig erwiesen habe, so habe ich es vornehmlich diesen beiden Factoren zu danken, die, verbunden mit der Achtung und Werthschätzung meiner Collegen, mich zu dem gemacht, was ich geworden bin. Meine Dankbarkeit kann nur mit meinem Leben enden!

Und nun, verehrtester Freund, einen speziellen Dank Ihnen für alles Fördernde und Anregende, Liebe und Gute, Wohlwollende und Nachsichtige, das ich Ihnen nie vergessen werde.

Mit tausend herzlichen Grüßen

Ihr treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] In seiner „Geschichte des Burgtheaters" (II, 35) sagt Laube: „Man hat es geradezu sehen können, Schritt für Schritt sehen können, wie alte und neue Zeit da harmonisch ineinander übergingen, wie eine junge Kraft gleich der Sonnenthals die Grundlagen Fichtnerschen Talentes sich allmählich aneignete und doch selbständig im geistigen Lebenskreise heutiger Welt eine ganz neue Figur aus sich gestaltete. Rollen des ganz alten Repertoires wurden da nie erreicht, denn sie gehörten in den eigentlichen Lebenskreis Fichtners; in Rollen neuerer Zeit wuchs ihm Sonnenthal dagegen bald bis an die Schultern und in Rollen neuesten Datums — z. B. im ‚Geheimen Agenten', im Conrad Bolz aus den ‚Journalisten' — war er ebenso groß und war ganz anders. Die Übung in moderner Geisteswelt brachte da ein neues, ein modernes Kolorit." — [2] Zum ersten Male im Jahre 1857, zum zweiten Male 1869.

Sonnenthal an Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Wien, zum 18. Mai 1896.

Eure Durchlaucht!
Meine hochverehrteste Gönnerin!

Am 18. Mai werden es vierzig Jahre, daß ich dem Hofburgtheater in unwandelbarer Treue angehöre und es ist mir ein Herzensbedürfnis, an diesem mir so denkwürdigen Tage

Ihnen, meine gnädigste Fürstin, die Sie selbst allezeit im lebhaftesten geistigen Rapporte mit unserem Institute gestanden, meinen herzlichsten tiefgefühltesten Dank auszusprechen für all' die zahllosen Beweise von gütigem Wohlwollen, von warmer Theilnahme, wie nicht minder von geistvoll anregender und belehrender Aufmunterung, die mir durch Sie, meine gnädigste Fürstin, in so reichem Maße zutheil geworden ...

Wenn ich heute noch eine Bitte aussprechen dürfte, so wäre es die: mir Ihre so unschätzbare Theilnahme auch für künftige Zeit gütigst erhalten zu wollen, wie ich für mein Theil mit unbegrenztester Verehrung verbleiben werde Eurer Durchlaucht

treu ergebenster

A. Sonnenthal.[1]

[1] Fürst Konstantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst war am 14. Februar 1896 aus dem Leben geschieden, und Rudolf Fürst von und zu Liechtenstein, geb. 18. April 1838, gest. 15. Dezember 1908, war als erster Obersthofmeister und Oberster Theaterdirektor an seine Stelle getreten. Als zweiter Obersthofmeister fungierte Fürst Alfred von Montenuovo, geb. 16. September 1854, der nunmehr als Nachfolger des Fürsten Liechtenstein seit 1908 die Stelle des ersten Obersthofmeisters bekleidet. Durch das Ableben ihres Gemahls hatte naturgemäß der so überaus innige Verkehr der Fürstin mit dem Burgtheater Einbuße erleiden müssen, doch blieb sie trotzdem auch fernerhin in stetem Kontakt mit den Künstlern, die in all' diesen Jahren so viel fördernde Anregung von ihrem Urteil und dem nie ermüdenden Interesse der Fürstin an ihren Leistungen erfahren hatten.

Dr. Alfred Freiherr von Berger an Sonnenthal.

Wien, 30. Mai 1896.

Hochverehrter Freund und Meister!

Durch eine bindende Zusage, die sich in letzter Stunde nicht mehr zurückziehen läßt, ist meine Frau[1] leider außer Stande, Sie morgen an Ihrem Ehrentage zu begrüßen und Ihnen alles Liebe und Freundliche persönlich zu sagen, das sie für Sie empfindet. Gestatten Sie, daß ich in diesen Zeilen für sie und für mich das Wort nehme und Ihnen Glück und Freude für Gegenwart und eine möglichst lange Zukunft wünsche. In

Ihnen ist ein gutes Theil dessen, was uns das alte Burgtheater theuer und heilig machte, verkörpert; nicht nur durch Ihre Kunst, sondern durch Ihr Wesen stellen Sie jene traditionelle Norm dar, von welcher das Burgtheater, wenn es sich selbst treu bleiben soll, nicht abirren darf. In der heutigen vielfach unfreundlichen Zeit muß Ihnen ums Herz sein, wie einer Pflanze des Südens, die in ein rauhes Klima gerathen ist, für das sie nicht organisirt ist. Vielleicht entsprang dieser Empfindung der Wunsch, sich einer Feier Ihres Jubiläums zu entziehen. Es ist Ihnen nicht gelungen, und es ist besser so.[2] Der warme Hauch von Liebe und Verehrung, der Sie heute umströmt, wird vielleicht dazu mitwirken, Ihnen die Freude an der Kunst neu zu beleben, welche in allen Lebensstürmen das sicherste und schönste Refugium bleibt. Sie stehen in voller Schaffenskraft, ein herrliches Leben liegt hinter Ihnen, Vieles in Ihnen, dem Künstler, kann noch werden — seien Sie Ihrer selbst von Herzen froh und bewahren Sie Ihre Freundschaft

Ihrem

Dr. von Berger
mit Frau.

[1] Stella Hohenfels, geboren in Florenz 16. April 1854, trat am 1. September 1873 ihr Engagement am Hofburgtheater an. 1881 zur Hofschauspielerin ernannt, wurde sie 1887 dem Burgtheater auf Lebenszeit verpflichtet. Im Sommer des Jahres 1889 hatte sich die beliebte Künstlerin mit Dr. Alfred Freiherrn von Berger, dem derzeitigen Direktor des Hofburgtheaters, vermählt. — [2] Tatsächlich verbrachte Sonnenthal den Tag des Jubiläums ferne von Wien, um sich allen Ovationen zu entziehen.

Ludwig Fulda an Sonnenthal.

Berlin-Charlottenburg, den 5. Oktober 1896.

Sehr verehrter lieber Herr von Sonnenthal!

Heute komme ich zu Ihnen, um Ihnen einen Wunsch zu beichten, den ich auf dem Herzen habe. Ich hoffe, Sie nehmen meine Bitte freundlich auf, auch wenn es Ihnen nicht möglich sein sollte, sie zu gewähren.

In meinem neuen Märchendrama „Der Sohn des Kalifen", das demnächst am Burgtheater zur Aufführung kommen soll, befindet sich eine Gestalt, die zwar nur zwei Scenen beherrscht, aber trotzdem die wichtigste und wuchtigste Aufgabe des ganzen Stückes in sich schließt und dessen geistigen Mittelpunkt ausmacht. Es ist dies der Derwisch.

Sie haben meinen Wunsch nun schon erraten, bevor ich ihn ausspreche. Diese dem Umfang nach kleine Rolle kann nach meiner Meinung nur durch die größte schauspielerische Kraft zu ihrem vollen Rechte kommen, und was Ihnen die Direction vielleicht gar nicht zuzumuten wagen würde, darum komme ich Sie persönlich bitten: kein Geringerer als Sie möge sich dieser Rolle annehmen.

Nun ja — einem Geringeren gegenüber würde ich selbst einen solchen Wunsch nicht aussprechen; Sie aber habe ich stets doppelt verehrt, weil Ihre Hingabe an die Sache jederzeit auf der gleichen stolzen Höhe stand wie Ihre eigene Kunst. Ich erinnere mich noch mit Freude, daß Sie mir einmal nach der Aufführung des „Verlorenen Paradieses" sagten, die ganz kleine Episode des alten Arbeiters hätte auch Sie zur Darstellung reizen können. Und die Aufgabe, um die es sich in diesem Falle handelt, ist eine wesentlich bedeutendere.

Noch Eines muß ich betonen, da ich Ihre theilnehmenden und freundschaftlichen Gesinnungen für mich seit vielen Jahren kenne. Nicht mir zu Liebe sollen Sie etwas thun, was Ihrer künstlerischen Überzeugung widerstrebt. Nur dann könnte ich die Erfüllung meines Wunsches freudigen Herzens acceptiren, wenn Sie selbst aus der Lecture die Meinung gewännen, daß die Aufgabe Ihrer Kunst nicht unwürdig ist und Ihrer Individualität entspricht. Sollte das nicht der Fall sein, so dürfen Sie schon im Voraus die Gewißheit haben, daß ich Ihnen ein rückhaltloses Nein, so schmerzlich es mir auch wäre, nicht im Allermindesten verübeln würde.

In alter herzlicher Verehrung grüßt Sie Ihr aufrichtig

ergebener

Ludwig Fulda.

Sonnenthal an Ludwig Fulda.

Wien, 25. Oktober 1896.

Mein werthester Freund!

Ich konnte Ihre freundlichen Zeilen nicht früher beantworten, weil mir Director Burckhard erst gestern das Stück zuschickte. Ich las es natürlich sofort und es hat mich im höchsten Grade befriedigt, es ist das Werk eines Poeten. Was das Publikum dazu sagen wird, weiß ich nicht, ist mir auch einerlei. Ich beglückwünsche Sie im Vorhinein zu dieser wahrhaft dichterischen That. Es ist voll Schwung und Poesie, voll feiner Charakteristik und — last not least — voll reizenden Humors.

Nun, und den „Derwisch“ werde ich natürlich spielen, und werde ihn gerne spielen, trotzdem er nicht zu den sogenannten dankbaren Episoden gehört, wie etwa der alte Arbeiter in Ihrem Paradies! Aber die Figur ist eine so bedeutende und für den Erfolg des Ganzen zu hochwichtige, als daß ich sie nicht mit Freuden übernehmen sollte. Also abgemacht. — Und nun möchte ich mir gleich die Frage erlauben, ob es nicht angezeigt wäre, daß der Derwisch anschließend an sein Abschiedswort: „Ich gehe zu den Meinen,“ nicht auch noch in zwei oder auch nur in einer Zeile sagen sollte, was eigentlich mit ihm nunmehr geschieht. Seine „Magier“-Rolle ist doch nun zu Ende, seine Aufgabe erfüllt und am Schönsten wäre es, wenn er vor den Augen des Publikums vergehen oder verduften könnte. Glauben Sie nicht?

Und nun leben Sie wohl, bis wir uns wiedersehen, und seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem

treu ergebenen

A. Sonnenthal.

Ludwig Fulda an Sonnenthal.

Berlin-Charlottenburg, den 27. Oktober 1896.

Lieber und verehrter Herr von Sonnenthal!

Mit Ihrem soeben hier eingetroffenen Brief haben Sie mir eine große, aufrichtige Freude bereitet, für die ich Ihnen meinen allerwärmsten Dank sage. Ja, ich freue mich von Herzen,

daß Sie von meiner Arbeit einen so günstigen Eindruck haben, und nicht minder, daß Sie in echt künstlerischer Hingabe an das Ganze sich meines Derwischs annehmen wollen. Damit — ich gestehe es Ihnen — fällt mir zugleich ein schwerer Stein vom Herzen; denn Niemand außer Ihnen wäre im Stande, die sittliche Wucht, die ich der Gestalt zu geben beflissen war, zu ihrer vollen Geltung zu bringen.

Sollten die letzten Worte des Derwischs in der That undeutlich sein? „Leb' und wirke Leben! Doch mich laſſ' heimwärts wandern zu den Meinen." Da die Seinen ja Alle längst tot und begraben sind, so kann das doch nicht gut etwas Anderes heißen, als was Sie im Schlußwort vermissen: „Laſſ' mich mein müdes Haupt zur ewigen Ruhe legen." Zumal im Gegensatz zu dem: „Leb' und wirke Leben!" Sollten Sie aber finden, daß dies nicht deutlich genug ist, oder daß es sich schauspielerisch nicht deutlich genug machen läßt, so können wir ja noch auf der Probe eine Änderung oder Ergänzung bewerkstelligen.[1]

Also nochmals Dank und auf Wiedersehen!

Ihr treu ergebener

Ludwig Fulda.

[1] „Der Sohn des Kalifen", dramatisches Märchen in vier Akten von Ludwig Fulda, wurde am 21. November 1896 zum erstenmal am Burgtheater gegeben. — An diesen Abend knüpfte sich für Sonnenthal eine seltene freudige Erinnerung. Er erhielt während der Vorstellung das Bild seines Kaisers in kostbarem silbernen Rahmen mit des Monarchen eigenhändiger Widmung: „Der Stütze meines alten Burgtheaters. Franz Josef."

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor an Sonnenthal.

Glashütte Mattstall, den 16. Juli 1897.

Lieber Sonnenthal!

Ich lese in den Wiener Blättern, daß die „Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger Österreichs"[1] ein Versorgungshaus oder eine Herberge für durchziehende arme Schauspieler

zu gründen beabsichtigt. Bitte, lassen Sie mich wissen ob die Sache schon gemacht ist, oder ob sie nur gedacht ist.

Sollte Ersteres der Fall sein, so würde ich mich selbstverständlich gerne an der Subscription betheiligen, denn das bin ich dem lieben Präsidenten schuldig ... wo seine Fahne weht, da findet man mich auch. Ich bleibe bis 23. hier, dann begebe ich mich nach Öttingen zu meiner Tochter.

So Gott will, ziehe ich im Januar 1898 in mein neuerbautes Häuschen in der Jacquingasse ein ... Sie glauben gar nicht, wie sehr ich mich freue wieder nach Wien zurückzukehren ... Ich werde beinahe zwei Jahre abwesend gewesen sein! ...[2] Man wird nicht mehr wissen, wer ich bin — hoffentlich erkennen Sie noch, lieber Sonnenthal, Ihre Ihnen in treuer Freundschaft unwandelbar ergebene

Fürstin von Metternich-Sándor.

Wie wird das Burgtheater werden?[3] — Chi lo sà! ...

[1] Der „Österreichische Bühnenverein“, dessen Präsident Sonnenthal war, wurde im September 1894 gegründet und hatte den Zweck, die Zukunft der dem Vereine angehörenden Mitglieder, welche durch unverschuldetes Unglück, Alter oder Invalidität gänzlich oder zeitweise erwerbsunfähig werden sollten, durch Schaffung humanitärer Einrichtungen nach Möglichkeit zu sichern. — [2] Nach dem am 1. März 1895 erfolgten Ableben ihres Gatten, des Fürsten Richard Metternich, Majoratsherrn der fürstlichen Linie von Metternich-Winneburg. — [3] Vom 11. Juni bis 16. September 1897 blieb das Burgtheater wegen der Rekonstruierung des Zuschauerraumes geschlossen. Bis zu den Sommerferien spielten die Hofburgschauspieler im Opernhaus. Das Burgtheater wurde am 16. September wieder eröffnet.

Sonnenthal an Pauline Fürstin von Metternich-Sándor.

Scheveningen, Hotel D'Orange, 21. Juli 1897.

Meine gnädigste Fürstin!

Ihr überaus liebenswürdiges Schreiben wurde mir hierher nachgesendet, wo ich mich seit 15. Juli zur Trainirung meiner Nerven und zur Stärkung für die Winter-Campagne aufhalte. Vor Allem lassen Sie mich Ihnen, beste Fürstin, tausend herzlichen Dank sagen für den so unendlich warmen Antheil, den

Sie unserem Vereine schon zu wiederholtenmalen angedeihen ließen, und ich bin fest überzeugt, daß dieser Antheil nicht erkalten wird, auch wenn Sie hören, daß ich seit Ostern dieses Jahres die Präsidentschaft in jüngere Hände gelegt und mich von der ökonomisch-technischen Leitung zurückgezogen habe. Ich habe diese vor drei Jahren auf dringendes Ansuchen meiner Collegen gerne übernommen, um den Verein in das richtige Fahrwasser zu lootsen und ihm jene feste moralische Grundlage zu geben, dessen gerade eine Genossenschaft von Schauspielern der Außenwelt gegenüber dringend bedarf. Dies ist mir auch mit Hülfe edler kunstsinniger Freunde — in erster Reihe meiner gnädigsten Fürstin Pauline — vollständig gelungen, der Verein ist auf dem besten Wege, die künstlerische und soziale Stellung der Ärmsten unter uns zu fördern und zu heben und nach drei Jahren kann er bereits daran denken, ein Asylhaus für seine invaliden Angehörigen zu gründen. Freilich wird es die Anspannung aller Kräfte bedürfen, um diesen Plan zur Reife zu bringen, aber, wie gesagt, wir haben gute Freunde und — so Gott will — wird es uns gelingen und der arme siebzigjährige erwerbsunfähige Schauspieler wird nicht betteln gehen müssen.

Warum ich die Präsidentschaft niedergelegt? Sie wuchs mir einfach über den Kopf — ich konnte ihrer nicht mehr Herr werden. Ich habe in diesen drei Jahren dem Vereine ganz unglaubliche Opfer gebracht an Zeit, an Mühe, an Nerven — ich that es freudigen Herzens, denn der Verein gedieh, aber nunmehr bin ich erschöpft, es ging über meine Kraft, und mehr noch über meine Zeit, und die Leitung eines solchen Vereins braucht unendlich viel Zeit, ja man muß sich ihm ausschließlich widmen können. Doch wenn ich auch nominell zurückgetreten bin, ich werde nach wie vor mit Leib und Seele dem Vereine angehören und dessen Gedeihen nicht eine Secunde außer Augen lassen, und darum danke ich Ihnen, beste Fürstin, nochmals von ganzem Herzen und werde nicht ermangeln, Ihnen über den Fortgang unseres Planes zu berichten.[1]

Brauche ich Ihnen zu sagen, wie sehr ich — und mit mir tout Vienne — sich ganz außerordentlich freut, Sie nun bald

wieder in unseren Mauern zu haben! Im Geiste waren und sind Sie ja doch immer bei uns, und wenngleich die Welt es liebt, „das Strahlende zu schwärzen“ — wer Fürstin Pauline ist, weiß sie, und wer sie näher kennt, weiß auch, was sie ist. Also kommen Sie nur, kommen Sie bald! —

Sie wollen auch wissen, wie das Burgtheater werden wird? Meinen Sie das Haus? Nun, nach den Seh-Versuchen, die vorläufig angestellt werden, soll es sich außerordentlich verbessert haben, ob aber damit auch die Akustik gewonnen haben wird? Das wird das Publikum beurtheilen müssen. Nun, wir werden ja sehen — das heißt, besser wäre es, wenn wir hören werden!...

Über das Interne des Burgtheaters lassen Sie mich am liebsten schweigen. Sie kennen mich, beste Fürstin, und wissen, ich gehöre nicht zu den sogenannten Raisonneurs — im Gegentheil, ich trachte wo und wie ich nur immer kann auch anerkannte Mängel dem großen Publikum gegenüber zu vertheidigen, denn man darf sein eigenes Nest nicht beschmutzen. Aber Ihnen gegenüber — die ich Sie ja von jeher zum Bau gezählt — Ihnen kann ich es wohl sagen, daß mir das Herz blutet, das Institut, dem ich seit vierzig Jahren mit Leib und Seele angehöre, das ich in seiner höchsten Blüte gesehen, dem ich meine künstlerische Ausbildung verdanke, dem ich selbst meine besten Jahre, mein ganzes Leben geweiht, das ich liebe, wie man nur ein Vaterhaus lieben kann, dieses — soweit mit deutscher Zunge geredet wird — allererste Kunstinstitut von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag seinem Niedergange entgegengehen zu sehen, unaufhaltsam, unwiederbringlich! Eine Stütze, eine mächtige Säule nach der anderen wankt, bricht — zuletzt Charlotte Wolter[2] — und bald wird nur noch das hohle Gerüste da stehen und der Begriff „Burgtheater“ wird eben nur noch — ein Begriff sein. — —

Aber darüber wollen wir in einer traulichen Ecke Ihres Kamins in Ihrem neuen Home ausführlicher sprechen... Angesichts des weiten Meeres und der salzigen Seeluft, die durch das offene Fenster auf mich einströmt, will ich mich nur der Aufgabe erinnern, die mir mein hiesiger Aufenthalt auferlegt:

mich für die Winter-Campagne zu rüsten, denn so lange man lebt muß man seine Pflicht tun!

Und nun, beste Fürstin, nochmals tausend Dank für Ihre lieben Zeilen und die Versicherung meiner unbegrenzten Verehrung, mit welcher ich nie aufhören werde zu verbleiben meiner gnädigsten Fürstin treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Das „Kaiserin-Elisabeth-Künstlerheim" für arme alte invalide deutsche Bühnenangehörige, gegründet von seiten des „Österreichischen Bühnenvereins", wurde am 5. Oktober 1905 eröffnet und seiner Bestimmung zugeführt. Sonnenthal war nach Niederlegung der Präsidentenstelle zum Ehrenpräsidenten des Österreichischen Bühnenvereins ernannt worden. — [2] Charlotte Wolter war vor wenigen Wochen — 14. Juni 1897 — nach langer Krankheit gestorben.

*

In einer Distanz von mehr denn zwanzig Jahren ist es genau zu beobachten, daß der Faden der edlen alten Burgtheatertradition ungefähr zu Beginn der neunziger Jahre unwiederbringlich entzweiriß, und zwar nicht zufällig, nicht bedingt durch eine natürliche Entwicklung von Tatsachen, sondern absichtlich und gewaltsam. Man brach mit dieser Tradition, weil sich allmählich — durch das mächtige Hereinfluten der sogenannten realistisch-naturalistischen Richtung — die Überzeugung breit gemacht hatte, sie sei veraltet; man wies infolgedessen junge aufstrebende Talente nicht mehr an ihre Vorbilder zurück, sondern lehrte sie im Gegenteil, es anders zu machen, da die „alte Schule" sich überlebt habe, schon jetzt ein überwundener Standpunkt sei. — Ein verhängnisvoller Irrtum! — Die Entwicklung der edelsten Schauspielkunst bis zur höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit hatte — unbeschadet der alten Tradition — im Burgtheater niemals eine Hemmung erfahren. An keinem Theater der Welt wurde weniger „nach der Schablone" gespielt als hier, wo jeder große Schauspieler eine Persönlichkeit war, dessen ausgesprochene Individualität durch keine andere jemals vollkommen ersetzt werden konnte. Die Kunst selbst in ihrer höchsten Vollendung wurde eben als Vorbild genommen und der Inbegriff dieser Kunst immer wieder von den Alten auf die Jungen vererbt, in deren Eigenart sie dann stets in anderer wechselvoller Gestalt wieder von neuem aufblühte. Mit dieser Vererbungstheorie wurde nun ganz jäh und plötzlich abgebrochen, die heranwachsende Künstlergeneration auf ganz andere Ziele und Bestrebungen hingeleitet. Diejenigen, die damals schon in Wort und Schrift eine neue Art der Schauspielkunst propagierten und prophezeiten, haben nun auch Recht behalten, aber in den Triumph über dieses Gelingen mischt sich seltsam widerspruchsvoll die immer wiederkehrende

Klage über den Niedergang der ersten deutschen Bühne. Es ist ein eigentümliches Geschehen, daß auf demselben Boden, in dem ein Jahrhundert lang die Schauspielkunst die herrlichsten Blüten und Früchte getragen, die neue Saat nicht recht gedeihen wollte, die neuen Schößlinge keine Wurzeln trieben. Ist der Boden daran schuld oder diejenigen, die ihn von Grund aus umpflügen und anders bebauen wollten? — Diese Frage wäre nur dann zu lösen, wenn man Ableger von den herrlichen Bäumen, die sich hier so stolz und schön entwickelten, probeweise wieder pflanzen könnte. Aber sie fielen, ehe für den Nachwuchs gesorgt wurde. —

Sonnenthal, der dies alles mit hellseherischer Klarheit schmerzlich voraussah, aber nur zu deutlich fühlte, daß ein Ankämpfen gegen diesen Strom vergebens wäre, zog sich von jenem Zeitpunkt an immer mehr und schließlich ganz und gar von aller Einflußnahme in Sachen des Theaters zurück, litt aber schwer darunter, sehenden Auges den allmählichen Niedergang des ihm so teuren Instituts nicht aufhalten zu können. —

Zur Zeit, da vorliegender Brief geschrieben wurde, begann es überdies abermals im inneren Getriebe des Burgtheaters zu gären und man sprach laut und leise von einer neuerlichen Direktionskrise, die auch wirklich zu Ende des Jahres 1897 mit der Demission Direktor Burckhards, die ebenso unvermutet kam, als seine Ernennung, ihren Abschluß fand. —

1898—1909

Direktion Schlenther. — Letzte Lebensjahre.

Zu Ende des Jahres 1897 hatte Hofrat Dr. Burckhard seine Entlassung von dem Direktionsposten des k. k. Hofburgtheaters genommen, und Dr. Paul Schlenther, geb. den 20. August 1854 zu Insterburg, als Schriftsteller und Theaterkritiker längst rühmlich bekannt, wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Das „Tagebuch" meldet unter dem 31. Januar 1898: „Vorstellung des neuen Direktors Herrn Dr. Paul Schlenther durch den Intendanten Exzellenz Bezecny. Antritt des Direktors am 1. Februar."

Kurze Zeit darauf — am 14. Februar 1898 — zog sich Freiherr von Bezecny gleichfalls von seinem Posten als Generalintendant der k. k. Hoftheater zurück und sein Nachfolger im Amte wurde Exzellenz August Freiherr Plappart von Leenheer, geb. 21. Februar 1836 zu Wien, der bis 30. Juni 1906 diese Stellung bekleidete, um welche Zeit er krankheitshalber aus dem Amte schied. Freiherr von Plappart starb am 18. Juli 1907 zu Altaussee. Nach seinem Rücktritte war die Stelle eines Generalintendanten der k. k. Hoftheater nicht wieder besetzt worden.

Dr. Max Burckhard an Sonnenthal.

Wien, 6. Februar 1898.

Sehr verehrter Herr von Sonnenthal!

Ich muß morgen, kaum von einer Reise zurückgekehrt, nach Berlin fahren und dort eine Woche verweilen. Ich möchte aber nicht die Zeit bis zu meiner Rückkunft verstreichen lassen, um mich von Ihnen zu verabschieden und Ihnen herzlichen Dank zu sagen für Ihre freundliche Unterstützung, die Sie mir so oft haben angedeihen lassen und Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen stets aufrichtige Dankbarkeit bewahren und stets lebhaftesten Antheil an Allem nehmen werde, was den Künstler

und Menschen Sonnenthal betrifft, die ich beide stets herzlich verehrt habe und verehren werde.

Mit der Bitte, daß Sie mir eine freundliche Erinnerung bewahren mögen

Ihr ergebener

Dr. Burckhard.

Frau Paula Schlenther-Conrad[1] an Sonnenthal.

Berlin, 18. Februar 1898.

Innigst verehrter Herr von Sonnenthal!

Vieles möchte ich Ihnen sagen — und auch wieder nicht. Worte können das nicht aussprechen, was ich empfinde. Ich sage Ihnen also nur Dank! Und dann muß ich doch noch sagen: „Gottes Wege sind wunderbar.“ Wenn ich denke, daß die Möglichkeit gegeben ist, daß mein Mann mich meiner Vaterstadt wiedergibt, so fließen die Thränen unaufhörlich — ich hab' schon so viel geweint. Freud' und Schmerz mengt sich darein. Auch Berlin ist mir ein Heim geworden. Der Abschied wird mir nicht leicht werden. Ich habe hier Alles gefunden, was mein Leben ausfüllte. Und wenn ich auch den, der im Grunde mein Leben ausmacht, in Wien habe — einen Theil meines Lebens muß ich doch dafür opfern. Und ich wüßte nicht, ob ich für etwas anderes, wenn's nicht gerade sich um mein geliebtes Burgtheater handelte, dies Opfer zu bringen im Stande wäre. So aber sehe ich ein, daß das Kleinere unbedingt dem Größeren weichen muß.

Warum ich Ihnen alles das sage? — Liebwerthester Freund — als junges, dummes Mädel — vielleicht erinnern Sie sich noch — habe ich bitterlich bei Ihnen geweint darüber, daß mich das Burgtheater nicht genommen hat. Jetzt nimmt das Burgtheater meinen Mann! Wenn ich nun inzwischen auch älter und vielleicht etwas klüger geworden bin — ich lege mich Ihnen heute, wie damals, an Ihr reines Menschenherz, und weine nun wieder darüber. Wenn auch die Thränen, wie die Empfindungen, andere sind. Einer hat nun doch das schöne, große

Ziel erreicht; da man in der Ehe doch immer Eins ist, kommt es gar nicht darauf an, ob es der Eine oder die Andere hat.

Mit Dank und Gruß und Kuß die Ihre

Pauline Schlenther.

[1] Paula Schlenther-Conrad, Kgl. Hofschauspielerin, geb. den 27. Februar 1862 zu Wien, von 1880 bis 1898 als muntere und sentimentale Naive am Kgl. Schauspielhaus zu Berlin hervorragend tätig. Im Jahre 1898, als Schlenther zum Direktor des Burgtheaters ernannt wurde, folgte sie ihrem Gatten nach Wien, gastierte noch einige Male an der Stätte ihres früheren Wirkens und zog sich dann ganz von der Bühne zurück.

Sonnenthal an Frau Paula Schlenther-Conrad.

Wien, 21. Februar 1898.

Beste Freundin!

Ihr lieber herzlicher Brief hat mich hocherfreut. Wohl haben Sie Recht: Die Wege Gottes sind wunderbar, und wohl erinnere ich mich Ihrer feuchten Augen in der Ecke meines kleinen Studierstübchens. Damals weinte ich im Stillen mit Ihnen, dafür aber lache ich jetzt umso lauter mit Ihnen aus vollem Herzen, meine liebe Frau Direktorin! Ja, das sind Sie und werden es, so Gott will, lange, lange auch bleiben. Ich zum mindesten habe die feste Überzeugung, daß Dr. Paul Schlenther mein letzter Director sein und bleiben wird ... — Noch hat er nichts Wesentliches gethan, thun können, aber Sie wissen, wir Comödianten haben darin eine feine Spürnase und fühlen es im ersten Augenblick, wer es wahrhaft ernst mit unserer Sache meint — wir fühlen es in allen Fasern, wenn wir einer Autorität gegenüber stehen, denn nur diese allein kann uns imponieren ... Ich habe die feste Überzeugung, auch er wird sich wohlfühlen bei uns und glücklich in seinem neuen Berufe. Und auch Sie, liebste Paula, wenn Sie erst eine Zeit lang bei uns sind und Ihren Mann in seiner Wirksamkeit sehen, Sie werden das Opfer übertauchen. Ich fühle die Schwere dieses Opfers ganz mit Ihnen — aber Sie werden es überwinden; Sie sind eine zu edle Natur, als daß Sie sich nicht

an seinen Erfolgen erfreuen, als daß Sie nunmehr in seinem hehren Berufe nicht ganz aufgehen werden. Und darum freue ich mich von ganzem Herzen für Sie Beide!

Nun kommen Sie nur recht bald zu uns, damit ich Ihnen die Freude aus ihren lieben Augen herauslesen und Ihnen mündlich sagen kann, wie sehr ich bin und bleiben werde Ihr

treu ergebener

A. Sonnenthal.

*

Im Frühling 1898 gastierte Sonnenthal in Zürich, Frankfurt a. M., Weimar und Erfurt vom 18. März bis 15. April. Kurz ehe er seine Gastspielreise antrat, war das Burgtheater wieder von einem schweren Verluste betroffen worden: am 12. März war Helene Hartmann nach kurzer Krankheit plötzlich gestorben. Das „Tagebuch" bringt unter diesem Datum die Notiz: „Heute Morgens 5 Uhr starb Helene Hartmann. Ein unersetzlicher Verlust." Und am 30. Mai schreibt Sonnenthal von Zürich aus an seine Tochter: „Die arme Hartmann! Der Tod dieser Frau ist mir sehr nahegegangen und ich kann ihn noch immer nicht recht glauben." —

Sonnenthal beschloß sein Gastspiel am 15. April in Erfurt mit „Wallensteins Tod" und trat am 20. April als Weyring in Schnitzlers Schauspiel „Liebelei" wieder vor das Wiener Publikum.

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

(1898.)

Besten Dank, lieber Herr von Sonnenthal, für das geliehene Stück, das mich ungemein gefesselt hat. Es pulsirt sehr frisches Leben darin — es ist ein höchst gelungener dramatischer Wurf, der in beinahe klassischer Form durchgeführt ist. Die neueste französische Litteratur hat lange kein so gediegenes Werk nachweisen können, dem man die directe Abstammung von „Marion de Lorme" und „Le Roi s'amuse" mit all' den liebenswürdigen Übertreibungen, die nur in Frankreich möglich sind, ansieht. Dieser „Cyrano" hat mich als Symbol von Frankreich selbst wehmüthig ergriffen! Unendlich liebens-

würdig und lügnerisch, ein Held und dennoch unverläßlich, durch Aufgeblasenheit abstoßend, obwohl von sentimentalster Naivetät! Dieses Frankreich hat seinen Glanzpunkt erreicht unter dem Roi Soleil, dessen Feuerwerkssonne alle Völker blendete, bis das Blutbad der großen Revolution sie erstickte. Cyrano's charakteristische Eigenschaften entfalteten sich noch einmal unter Napoleons chaotischer Größe, aber der Größenwahn hat die moralische Festigkeit allzu stark überwuchert, und führte schließlich zur Vernichtung des Jahres 70!

Mich über unser gutes Wiedersehen nochmals herzlichst freuend

Fürstin Marie Hohenlohe.

Sonnenthal an Christiane Gräfin von Thun-Salm.[1]

Mittwoch, 11. Mai 1898.

Meine gnädigste Gräfin!

Hier die versprochenen Illustrationen zu „Cyrano", und lassen Sie mich Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank sagen für den wahrhaft künstlerischen Genuß, den Sie mir mit der Lecture Ihres Festspiels[2] bereitet haben. Wissen Sie, daß ich stellenweise ganz vergessen habe, daß es ein „Gelegenheitsstück" sei? — es reicht auch weit, weit über ein solches hinaus, es ist an und für sich ein hochpoetisches echt dramatisches Werk, voll warmen pulsirenden Lebens, voll Anmuth und Grazie, voll stylvoller Charakteristik und reizenden Humors — mit einem Wort, das Werk eines wahren Dichters, auf das Sie stolz sein dürfen und dessen man sich wieder einmal so recht von innen heraus erfreuen kann. Ich war gestern nach der Vorlesung zu sehr erregt, um Ihnen das Alles sagen zu können, aber ich meine, Sie müssen es gefühlt haben, wie es mich ergriffen hat. Dabei lesen Sie mit einem Ausdruck — nicht als ob man es nicht noch wirksamer, noch dramatischer vortragen könnte — aber Ihr Vortrag hat einen ganz unbeschreiblichen

Charme, den der künstlerischeste Vortrag nicht ersetzen kann. Bravo, bravo, bravissimo!

In unbegrenztester Verehrung

Eurer Excellenz treu ergebener

A. Sonnenthal.

[1] Christiane Gräfin von Thun-Hohenstein-Salm, geborene Gräfin von Waldstein, geb. 12. Juni 1859 zu Hirschberg in Böhmen, seit 3. März 1878 vermählt mit Seiner Exzellenz Josef Oswald Grafen von Thun-Hohenstein-Salm (geb. zu Prag, 14. Dezember 1849). — [2] Gräfin Thun ist als Verfasserin des Lustspiels „Herr und Diener" und reizender Märchen und Novellen, zuletzt des Festspiels „Des Kaisers Traum", als Schriftstellerin bekannt. Dieses Festspiel wurde zu Gelegenheit des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Josef geschrieben, durch den plötzlichen Tod der Kaiserin wurde jedoch die Aufführung vereitelt. Erst am 8. Dezember 1908 anläßlich des sechzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers kam es bei einer Festvorstellung im Opernhause zur Darstellung. Sonnenthal spielte den Rudolf von Habsburg.

Aus Briefen Sonnenthals an seine Tochter.

Wien, 12. September 1898.

... Noch bin ich wie gelähmt von dem schrecklichen Unglück, das unsere arme Kaiserin und unseren noch ärmeren Kaiser betroffen[1] — es ist ebenso grauenhaft wie beispiellos in der Geschichte, man kann es kaum fassen. Man sperrt Tiger und Hyänen in Käfige, und jene Bestien läßt man frei herumgehen! Da sind ja die Raubritter des Mittelalters fromme Einsiedler gewesen, denn gegen sie konnte man sich doch wehren und der Stärkere siegte, aber eine wehrlose alte kranke Frau hinterrücks niederstoßen — ich spreche gar nicht davon, daß diese Frau auch zufällig eine Kaiserin ist — das ist ein Pasquill auf die Menschheit, das ist eine Schmach unseres Jahrhunderts. Ich weiß nicht, ob es Andern auch so zu Muthe ist, aber ich kann factisch nichts thun, nichts arbeiten, ohne daß die Gestalt der unglücklichen Kaiserin mich umschwebt ...

[1] Am 10. September 1898 war die Schreckenskunde von der Ermordung der Kaiserin Elisabeth nach Wien gedrungen.

Dr. Paul Schlenther an Sonnenthal.

Wien, 26. September 1898.

Hochverehrter Herr von Sonnenthal!

Bohrmann-Riegen überreichte mir ein von ihm übersetztes Drama Marco Pragas „Der lustige Ritter" mit der Behauptung, es sei für Sie eine sogenannte Bombenrolle darin. Da ich in diesen Tagen doch nicht dazu kommen würde, das Stück zu lesen, so wäre es mir sehr angenehm, wenn Sie mir darin zuvorkämen und mir vielleicht am Freitag bei der Regiesitzung Ihre Ansicht freundlichst sagen wollten. Das italienische Original ist von Novelli in Paris mit Erfolg gespielt worden.

Mit verbindlichsten Grüßen Ihr herzlichst ergebener

Schlenther.

Sonnenthal an Dr. Paul Schlenther.

Wien, 28. September 1898.

Hochverehrter Herr Director!

Wohl ist dies eine „Bombenrolle" und auch eine künstlerische Aufgabe, die mir große Freude machen würde, umsomehr, da sie mir ganz und gar liegt; — aber was nützt die stärkste Rolle, wenn das Stück schwach ist, oder vielmehr zu stark. Ein doppelter Ehebruch zwischen Mann und Frau und zwischen Tochter und ihrem Mann. Die ersten zwei Akte sind brillant — für diese würde ich einstehen — aber in den letzten zwei Akten wird zumeist nur alles wiederholt und mit einer Peinlichkeit, die an die Nerven geht und die ein deutsches Publikum, wie ich fürchte, kaum überdauern dürfte. — Aber bitte, lesen Sie es selbst — es ist schon der Mühe werth, vielleicht sehe ich zu ängstlich darin. Jedenfalls müßten die letzten zwei Akte gekürzt, hie und da gemildert, und vor Allem die ermüdenden Wiederholungen vermieden werden.

Es thäte mir furchtbar leid, diese brillante Rolle, wie sie sich seit Jahr und Tag mir nicht mehr geboten, fahren lassen

zu müssen, aber, wie gesagt, der Erfolg des Stückes steht mir doch in erster Linie. Ich bin auf Ihr Urtheil sehr gespannt.

Für alle Fälle aber danke ich Ihnen, daß Sie meiner gedenken.[1]

In treuer Verehrung

A. Sonnenthal.

[1] „Der lustige Ritter" von Marco Praga, übersetzt von Bohrmann-Riegen, wurde am Burgtheater nicht aufgeführt.

Dr. Paul Schlenther an Sonnenthal.

Wien, 7. November 1898.

Hochverehrter Herr von Sonnenthal!

Mit wirklicher Trauer löse ich mein Versprechen ein und nehme die Rolle des Majors von Tellheim wieder entgegen. Je tiefer und schöner der künstlerische und menschliche Eindruck gewesen ist, den nicht nur ich, sondern das gesammte Publikum während der beiden letzten Vorstellungen von dieser herrlichen Leistung empfangen, desto dankbarer bin ich Ihnen dafür, daß Sie das erste Auftreten Baumeisters so würdig schmücken halfen, und desto mehr thut es mir leid, Ihren Tellheim nicht mehr auf der Bühne sehen zu sollen.[1]

In herzlicher Verehrung Ihr ergebener

Paul Schlenther.

[1] Am 3. November 1898 wurde „Minna von Barnhelm" für das Rentrée Baumeisters (nach anderthalbjähriger Krankheit) wieder aufgenommen. Eine Wiederholung folgte am 6. November. Sonnenthal hatte den Tellheim, den er schon mehrmals abgegeben hatte, abermals übernommen, um diese Vorstellungen zu ermöglichen.

Louise Gräfin Schönfeld-Neumann[1] an Sonnenthal.

Rabensburg, 11. Dezember 1898.

Verehrter Freund!

Es sieht Ihrem liebenswürdigen Charakter ganz ähnlich, daß Sie mir außer der allgemeinen auch noch eine besondere

Anerkennung votiren, und darum fühle auch ich mich gedrängt, Ihnen meinen speziellen Dank dafür auszusprechen.[2]

Nur muß ich hinzufügen, daß Sie mich weitaus überschätzen. Ich war nur ein Kind meiner Zeit, und mein bischen Talent paßte eben nur für den engen Rahmen unseres lieben alten Burgtheaters. Zu meinem Glücke konnte ich noch rechtzeitig scheiden, denn in dem neuen prunkvollen Hause wäre mein Stern untergegangen.

Ihr, die noch von Einst zurückgeblieben, habt Euch auch in diesen Riesenräumen bewährt und bliebt der Tradition treu, wie ich mich so oft mit inniger Freude überzeugt habe. Dafür dankt Euch mein Herz, das eben altmodisch fühlt! —

Ich möchte gerne noch mehr sagen, aber mir versagt die Kraft, nur noch einen warmen Gruß

Ihrer dankbar ergebenen

Louise Schönfeld-Neumann.

[1] Louise Neumann, geb. 7. Dezember 1818 in Karlsruhe, Tochter des Großherzogl. Badischen Hofschauspielers Karl Neumann und Amalie Haizingers, deren erster Gatte Neumann war. Louise Neumann betrat am 16. Oktober 1835 zum erstenmal die Bühne in ihrer Vaterstadt und trat bereits am 23. Mai 1839 als engagiertes Mitglied in den Verband des Hofburgtheaters, woselbst sie bis zu ihrer Verheiratung mit dem Grafen Carl Schönfeld (14. Januar 1857) als gefeierte naiv-sentimentale Liebhaberin eine allererste Stellung einnahm. Am 19. Dezember 1856 verabschiedete sie sich als Lorle in „Dorf und Stadt" von den Wienern, die ihr Scheiden von der Bühne mit wahrer Trauer empfanden. Sie starb am 17. Oktober 1905 zu Wien, nachdem ihr Gatte, mit dem sie in glücklichster Ehe gelebt hatte, ihr schon im Jahre 1886 im Tode vorangegangen war. — [2] Sonnenthal hatte seiner einstigen verehrten Kollegin einen Glückwunsch zum achtzigsten Geburtstag gesendet.

Dr. Paul Schlenther an Sonnenthal.

Wien, 20. Dezember 1898.

Hochverehrter Herr von Sonnenthal!

Nach dem Eindruck der neulichen Leseprobe[1] steigt in mir immer mehr die Überzeugung auf, daß es das Beste wäre, den Dialekt so viel wie möglich zurückzudrängen. Jeder genaue

Kenner des Schlesischen wird uns scharf auf die Finger oder vielmehr auf den Mund sehen, und auch Nicht-Schlesier werden von jedem Schauspieler mehr oder weniger den Dialekt seiner Heimat herausfühlen. Es würde eine babylonische Sprachenverwirrung von Schwäbeln, Sächseln, Böhmeln u. s. w. entstehen, der eine einfache, schlichte, aber möglichst dialektfreie Vortragsweise entschieden vorzuziehen wäre. Wollen Sie sich das gütigst genau überlegen, denn für den Eindruck des Stückes ist das ungeheuer wichtig. — Ich reise morgen Abend nach Berlin und gedenke den 29. wieder hier zu sein. Darf ich Sie freundlichst bitten, mich während dieser Zeit in allen Theaterangelegenheiten zu vertreten?

Mit herzlichsten Grüßen Ihr ganz ergebener

Paul Schlenther.

Ihre Vorschläge nehme ich auf alle Fälle für Hauptmann nach Berlin mit.

[1] Von „Fuhrmann Henschel", Schauspiel in fünf Akten von Gerhart Hauptmann.

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor an Sonnenthal.

München, den 30. Dezember 1898.

Lieber Sonnenthal!

In Folge einer vorgestern stattgefundenen lebhaften Diskussion richte ich heute diese Zeilen an Sie, um Sie zu fragen, ob es denn wahr sei, daß man den „Fuhrmann Henschel", das schändliche Stück von Hauptmann, demnächst im Burgtheater aufführen wird, und Sie darin die Rolle des ekeligen Fuhrmannes geben werden? ...

Bitte, schreiben Sie mir zwei Zeilen hieher, um entweder die Unthat zu bekennen oder um die Anschuldigung zurückzuweisen. — Wir brennen darauf, es zu wissen ...

Dann noch eine Frage: Ist es wahr, daß Sie im März nach Amerika gehen? Eine zweite Scheußlichkeit, die ich Ihnen

schwer, ja selbst gar nicht verzeihen würde, da ich finde, daß man sich in unserem Alter schonen muß und ähnlichen Strapazen gar nicht aussetzen darf ...

Zum Schlusse dieser Zeilen wiederhole ich Ihnen meine herzlichsten Glückwünsche anläßlich des Jahreswechsels und sage Ihnen auf baldiges Wiedersehen. Mitte Januar bin ich wieder in Wien und bleibe dann fest sitzen bis Ende Mai.

Gott befohlen, bester Sonnenthal — Edelster — wie Spiegl sagt und Sie mit vollem Recht benannt werden können!

In wahrer unveränderlicher Freundschaft

Fürstin von Metternich-Sándor.

Fürstin Öttingen und Tochter Clementine grüßen herzlichst.

Sonnenthal an Pauline Fürstin von Metternich-Sándor.

Wien, 5. Jänner 1899.

Meine gnädigste Fürstin!

Unter den mannigfaltigen Erinnerungszeichen, wie Briefe, Karten etc., die ich so glücklich war, von Eurer Durchlaucht zu erhalten, befindet sich auch ein für mich hochinteressantes Telegramm aus Paris, blos aus drei Worten bestehend: „Vous jouez Risler???!!!“ — und heute schreiben Sie mir mit denselben Anführungszeichen: „Sie spielen Fuhrmann Henschel?!“ Damals, wie heute, machte mich die Frage stutzig. Damals noch mehr, denn es war die erste derartige Charakterrolle, die ich creiren sollte, und wie ich an jede neue Aufgabe nur mit Zagen herantrete, so machten mich damals die drei Frage- und Ausrufezeichen nur noch verzagter. Aber andererseits reizte mich Ihr künstlerisches Bedenken wieder dermaßen, daß ich mit doppeltem Eifer an meine Aufgabe ging, und der schönste Lohn, Ihre Anerkennung, ward mir zu Theil.

Wenn ich mich aber nicht täusche, so bezieht sich diesmal Ihr ästhetisches Bedenken mehr auf das Stück als auf die Rolle. Sie halten den „Fuhrmann“ für ein „schändliches“

Stück, aber ich glaube, Sie irren diesmal. Es ist ganz unstreitig ein naturalistisches Stück, aber ebensowenig, wie ich den naturalistischen Roman „Germinal" einen „schändlichen" Roman nennen möchte, ebensowenig verdient der „Fuhrmann" das Prädikat „schändlich"; es sind beide Dichtungen vielmehr, jede in ihrer Art, musterhaft. Sie können mir einwenden, daß derartige Vorgänge auf dem Burgtheater nicht dargestellt werden sollen. Ja, aber da durfte man 23 Jahre vorher den „Risler" und noch weiter zurück die Hebbel'sche „Maria Magdalena" und noch hundert andere Stücke nicht aufführen, die nicht minder scabreusen Inhaltes sind, als der „Fuhrmann". — Und daß Sie, beste Fürstin, den „Henschel" eklig nennen, das kann ich ganz und gar nicht zugeben; vielmehr gehört er in Wahrheit zu den „Edelsten" — nicht à la Spiegl — und daß er sein gebrochenes Wort mit dem Tode sühnt, ist nur die nothwendige tragische Schuld. Die einzige wirklich abstoßende Figur des ganzen Stückes ist die Hanne, diese ist aber wieder mit einer solch' eminenten Naturtreue gezeichnet, daß man darüber beinahe den scheußlichen Charakter vergißt. Das Schicksal eines Stückes läßt sich ja bei aller Voraussicht, bei aller Erfahrung nie mit apodictischer Gewißheit vorher bestimmen, aber als Dichtung quand même konnte ihm das Burgtheater die Thüre nicht verschließen.

Meine zweite „Schändlichkeit", die Amerikareise, beste Fürstin, ist bei näherer Betrachtung auch nicht so schändlich, wie es den Anschein hat. Ich habe die Erfahrung bereits einmal gemacht, daß ich mich bei einem dortigen Gastspiel nicht halb so viel angestrengt habe, als auf dem Continent. Hier spiele ich gewöhnlich an vier bis fünf verschiedenen Bühnen fünf bis sechs verschiedene Rollen, an jeder Bühne mit anderem Personal, jedes Stück mit sechsstündigen Proben, während ich dort mit einem und demselben Personale höchstens drei Stücke spiele, die dann wiederholt werden. Habe ich diese einmal probirt, dann bin ich den ganzen Tag frei und kann mich für den Abend ausruhen, und zumal die Rückfahrt, diese sechs bis acht Tage auf offener See, sind ja eine wahre Badekur. Ich bin noch von keinem Gastspiele in Deutschland so frisch und an-

geregt zurückgekehrt, als von Amerika — und wegen der Gefahr? — Du lieber Gott, ich bin Fatalist, und seitdem man nach Meidling nicht ohne Gefahr reisen kann, hat das Meer seine Schrecken verloren. Und schließlich, beste Fürstin, so lange ich mich im Vollbesitze meiner physischen Kräfte fühle und auch noch mit ganzer Seele bei der Sache bin, so lange will ich arbeiten, dann — ja dann — e finita la musica! Also, mit Gott! und vogue la galère!

Für alle Fälle hoffe ich mich von Ihnen, teuerste Fürstin, in meinem bescheidenen Nestchen verabschieden zu dürfen, und hoffentlich werden uns diesmal die Theater- oder sonstigen bösen Götter keinen Streich spielen. Nun, beste Fürstin, danke ich Ihnen von ganzem Herzen für Ihren lieben, lieben Brief und bitte Sie, auch Ihren Durchlauchten Öttingen sowie der liebenswürdigen Prinzessin Clementine meinen innigsten Dank für ihre freundlichen Grüße gütigst zu übermitteln, und verbleibe mit dem Ausdrucke unbegrenztester Verehrung meiner gnädigsten Fürstin

treu ergebener

A. Sonnenthal.

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor an Sonnenthal.

München, den 7. Januar 1899.

Edelster!

Ja, ich bleibe dabei — das heißt bei meiner Frage: „Vous jouez Risler??“ — Daß Sie ihn brillant spielen, ist keine Entschuldigung dafür, daß das Stück an der Burg gegeben wird! — „Fromont jeune et Risler aîné“ wurde vom Théatre Français zurückgewiesen. Ich sage nur das Eine — ein Kunstinstitut, wie das Burgtheater, muß nolens volens gewisse Stücke, die auf Effekthascherei berechnet sind, unbarmherzig ablehnen — so wie das Théatre Français. Oder stellt sich das Burgtheater unter das Niveau des Théatre Français — der

„Comédie", wie sie sich stolz zu nennen pflegt? Das ist doch zu viel Bescheidenheit ...

Mündlich mehr — viel mehr. Ich treffe Dienstag Abends in Wien ein. Nach der Première von „Henschel" wollen wir ein kleines Diner bei mir arrangiren, nicht wahr?

Auf baldiges Wiedersehen — Edelster! und Bester!

Fürstin von Metternich-Sándor.

Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst an Sonnenthal.

Wien, 20. Januar 1899.

Ich eile, Ihnen zu danken, lieber Herr von Sonnenthal, für den reinen alten Burgtheater-Kunstgenuß, den Sie mir gestern Abend verschafft haben. Sie haben den Faden der edlen Tradition nicht losgelassen, haben es aber verstanden, mit genialem Griff „Fuhrmann Henschel" daran zu knüpfen.[1] Sie haben den schlichten Fuhrmann in Wilhelm Tells Tonart versetzt — er heißt auch Wilhelm, und Tell galt unter seinen Landsleuten für blöde, bis der aufgestachelte Thatendrang ihn nicht auf halbem Wege stehen ließ, sondern sofort zur äußersten Consequenz, zum Tyrannenmorde, drängte. Beide gehören zu den elementaren Naturen, die in der Ruhe beinahe apathisch scheinen, die auf ihrem Wege aufgethürmten Hindernisse jedoch niemals umgehen, sondern zermalmen! Habe ich Unrecht in der Vermuthung, daß Sie, vielleicht unbewußt, Gerhart Hauptmann Schillers Erbe antreten ließen, in einzelnen Zügen dem modernen Verismus Rechnung tragend? Zu seiner Zeit war ja auch Schiller ein gewaltiger Moderner und Verist! Im ersten Akt hätte ich das Unterliegen dem sinnlichen Reiz der wilden Magd, welches die scharfen Augen der sterbenden Frau ausgespäht hat, prägnanter zum Ausdrucke gebracht. Ich weiß nicht, ob die allzu geringe Entwicklung dieses mächtigen Motivs dem Dichter oder dem Künstler zuzuschreiben ist. — —

Besuchen Sie mich nun bald im Bristol — damit wir unsere altgewohnten Plaudereien über interessante Themen einmal wieder aufnehmen können.

Herzlich grüßend

Fürstin Marie Hohenlohe.

[1] „Fuhrmann Henschel", Schauspiel in fünf Akten von Gerhart Hauptmann, ging am 19. Januar 1899 zum ersten Male mit großem Erfolge über die Bretter des Burgtheaters.

Sonnenthal an Christiane Gräfin von Thun-Salm.

Wien, 21. Jänner 1899.

Meine gnädigste Gräfin!

Sie haben mich durch die lieben, warmen Worte der Anerkennung über meinen „Fuhrmann" in hohem Grade beglückt. Ich gestehe Ihnen, daß ich diesmal nicht ohne Zagen an eine, meiner Sphäre ganz diametral gelegenen, Aufgabe ging; aber die edle reine Menschlichkeit dieses Charakters zog mich wieder andererseits dermaßen unwiderstehlich an, daß ich meine ganze volle Schaffenslust an die Arbeit setzte.

Haben Sie tausend herzlichen Dank und empfangen Sie von Neuem den Ausdruck der unbegrenztesten Verehrung, mit welcher ich zu allen Zeiten verbleibe

Euer Exzellenz treu ergebener

A. Sonnenthal.

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor an Sonnenthal.

Montag, 20. März 1899.

Nach dem Tadel das Lob! —

So scheußlich „Henschel" ist — so reizend ist die „Sobëide"![1] Das ist endlich wieder einmal Poesie, und in dieser finde ich Sie in Ihrer Vornehmheit wieder. Hofmannsthal sei gepriesen. Ihre Partnerin Medelsky[2] war ausgezeichnet — darüber gibt es nur eine Stimme.

Ich gratuliere also recht von Herzen zu dem schönen edlen Erfolge. Hofmannsthal war feinfühlig genug, sein Stück in Persien spielen zu lassen ... in dem uns in jeder Beziehung fernliegenden Persien; was wir hören und sehen in der „Sobëide", ist so erstaunlich wie jedes schöne Märchen und durch die Fülle der schönen Gedanken uns doch wieder nahegebracht. Es war ein genußreicher Abend, den uns das Burgtheater geboten hat! —

Sie verlassen uns also den 25.! und Sie gehen nach Amerika! — Kommen Sie uns nur wieder bald und gesund zurück! Gott schütze Sie, und besten Dank für den gestrigen schönen Abend!

Auf Wiedersehen!

Fürstin von Metternich-Sándor.

[1] „Die Hochzeit der Sobëide", Schauspiel in drei Akten von Hugo von Hofmannsthal, wurde am 18. März 1899 zum ersten Male im Burgtheater gegeben, erlebte aber trotz der vorzüglichen Darstellung nur sechs Wiederholungen. — [2] Caroline Medelsky, k. u. k. Hofschauspielerin, geb. 20. Mai 1880 zu Wien, wurde im Jahre 1896 von Direktor Burckhard dem Burgtheater gewonnen, dem sie als erste sentimentale Liebhaberin seit jener Zeit angehört. Im Jahre 1901 vermählte sich Fräulein Medelsky mit ihrem Kollegen, dem Hofschauspieler Eugen Frank, seit 1898 Mitglied des Hofburgtheaters.

Hofrat Professor Nothnagel an Sonnenthal.

San Remo, den 23. März 1899.

Hochverehrter Freund!

Leider ist es mir nicht mehr möglich gewesen, Ihnen noch vor meiner Abreise die Hand zu drücken und ein herzlichstes Scheidewort für Ihre Fahrt über das Weltmeer zu sagen. So lassen Sie mich denn noch von hier aus diesen warmen Segensgruß Ihnen zurufen! Ich weiß, daß der erste, größte, vornehmste Künstler neue reichste Lorbeeren auf sein Haupt häufen, weiß, daß man ihm in der neuen wie in der alten Welt begeistert zujubeln wird — das Alles ist selbstverständlich. Aber der Freund will für Sie noch mehr, noch Höheres: daß

die jauchzende Menge nicht nur den unübertrefflichen Menschen-Darsteller bewundern, sondern daß der unwiderstehliche Einfluß, jenes unsichtbare Agens, welches von dem vornehmen warmherzigen edlen Menschen ausgeht, auch dort in gleicher Weise sich bewähre, wie hier, auf Ihre neuen Bewunderer in gleicher Stärke einwirke wie auf Ihre alten. In dem Lande harter Realität soll der goldene Schimmer der Idealität, welche, aus Ihrem Innersten stammend, Sie zu dem vollendeten Künstler stempelt, einen leuchtenden Widerschein in den Seelen Ihrer Hörer entflammen, daß sie bekennen müssen: ein großer Künstler, ein wahrer Mensch! Diesen Triumph sollen Sie, hochverehrter Freund, dort drüben feiern — das ist der Reisegruß und Herzenswunsch Ihres

warm ergebenen

Nothnagel.

Am 25. März 1899 hatte Sonnenthal seine zweite Reise nach Amerika angetreten und zwar beschränkte sich sein Gastspiel in diesem Jahre nicht nur auf Newyork, wo er am Irving-Place-Theater vorerst vom 6. bis 16. April spielte, sondern führte ihn auch nach Brooklin, Philadelphia, St. Louis, Milwaukee und Chicago — 17. bis 23. April — worauf er noch einmal nach Newyork zurückkehrte und vom 25. April bis 1. Mai in acht Vorstellungen daselbst auftrat.

Aus Briefen Sonnenthals an seine Kinder.

Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große“,
28. März 1899.

Eure lieben Abschiedsgrüße habe ich zum Theil in Bremen und auf dem Schiffe erhalten, und von dort habe ich auch Euch vor dem letzten Abfahrtssignal, das die Rauchfänge in drei Nebelhorntönen gaben, meine telegraphischen Grüße gesendet. — Dieser „Kaiser Wilhelm“ ist wirklich ein majestätisches Schiff. Als ich heute Morgen in Bremen (acht Uhr) den langen Zug vollgepfropft mit Passagieren sah, da wurde mir angst und bange, ich glaubte nicht, daß wir Alle werden unterkommen können, und auf dem Schiff sieht man sich kaum.

Von der Größe des Schiffes werdet Ihr Euch einen kleinen Begriff machen, wenn ich Euch sage, daß der Maschinenraum allein 350 Menschen beschäftigt. Ich bin sehr gut installirt, habe meine Cabine für mich allein und habe mir diese bereits so gemüthlich als möglich eingerichtet ...

Indem ich hier schreibe passiren wir schon den Leuchtthurm und stoßen in die hohe See. Wie Ihr aus meiner Schrift erkennen werdet, ist die Bewegung des Schiffes wirklich unbedeutend und wenn es, unberufen, so fort geht, wollen wir sehr zufrieden sein. Morgen Früh neun Uhr kommen wir nach Southampton — um elf Uhr sind wir heute ausgefahren – schneller gings nicht. Und von hier erhaltet Ihr meine letzten Grüße ...

Übrigens habt Ihr mir den Abschied diesmal recht schwer gemacht und ich mußte meine ganze Energie zusammen nehmen, um ein- und das anderemal nicht schwach zu werden. In meinem einsamen Coupé allerdings — na, behüt' Euch Gott, Euch Alle ...

New York, 18. April 1899.

Unser erster Ausflug nach Brooklin fiel glänzend aus: ich spielte den Nathan. Eigentlich gehört Brooklin zu New-York; es ist dreiviertel Stunden per Wagen von hier entfernt und der Weg dahin über den Broadway und über die majestätische Brücke über den East river hat mich geradezu überwältigt. Ich war betäubt — dieser Menschenstrom, dieses Gewirre von Fuhr- und Fahrwerken aller Art, vom Dampfwagen bis zum Karrenzieher, es ist unbeschreiblich. Es lag wie ein Alp auf meiner Brust und erst in meiner Garderobe konnte ich ein wenig aufathmen. Das Theater, die Academy of Music, ist ein großes prächtiges Haus, aber sehr akustisch und das Publikum, wie gesagt, gerade wie hier. Als ich das Theater verließ, wurde ich mit Hoch, Hurra und sogar Eljen zum Wagen geleitet und ein Mann hielt eine kurze Anrede in deutscher Sprache, die mit den Worten schloß: „Wir werden den ‚Nathan' nie vergessen." Um ein Uhr kehrte ich in mein



Sonnenthal als Fuhrmann Henschel.

Hotel zurück — etwas müde — aber heute bin ich wieder ganz frisch und wohlauf und benutze den freien Augenblick vor unserer Abreise nach Philadelphia, um Euch meine Grüße zu senden . . .

Milwaukee, 21. April 1899.

. . . Heute wäre ich auf der vorletzten Reisestation angelangt. Morgen Früh gehts nach Chicago und dann zurück nach New-York. Ja, was soll ich Euch sagen? Wenn mir Conried in Wien gesagt hätte, ich sollte — wie beispielsweise von Philadelphia nach St. Louis — dreißig Stunden Eisenbahnfahrt machen, um halb zwei Uhr Mittags ankommen, Abends den Nathan spielen, nach der Vorstellung um halb zwölf Uhr Nachts wieder weiter fahren nach Milwaukee, dort Mittags ankommen und Abends wieder spielen — ich hätte ihn wahrscheinlich sofort ins Irrenhaus sperren lassen, und wenn er mir das dreifache Honorar geboten hätte, ich wäre nie und nimmermehr darauf eingegangen. Und nun mache ich das Alles mit und mit einer Leichtigkeit, als ob ich auf einem Perron-Theater aufgewachsen wäre und als ob es gar nicht anders sein könnte und nie anders gewesen wäre. Das ganze Räthsel ist doch nur der außerordentliche Comfort, mit dem man hier zu Lande reist oder vielmehr mit dem ich reise. Ich brauche mich um keinerlei Gepäck zu kümmern, nicht einmal ums Handgepäck; ich komme beispielsweise nach der Nathan-Vorstellung auf die Bahn, so wie ich in mein Zimmer komme; finde dort ein ausgesuchtes Souper, mein eigenes Compartiment, mein Bett schon gemacht — und ein vortreffliches Bett — zur Seite ein vollkommen eingerichtetes Toilettezimmer, der Boy — auf allen Bahnen ein Neger — kommt auf mein Klingeln, nimmt Stiefel und Kleider zum Reinigen hinaus, die Morgens vor meiner Thüre stehen, und ich schlafe, wie ich in meinem eigenen Bette nicht besser schlafen kann. Das Alles kostet natürlich sehr viel Geld, aber wenn mans will, hat man es, und Conried läßt sich in keiner Weise spotten. Er führt einen eigenen Reisemarschall mit sich, hat in jeder Stadt seine Agenten, die ganze Gesellschaft fährt im Salonwagen —

mit einem Wort, es geschieht alles in der vornehmsten Weise. Und meine Aufnahme von Seiten des Publikums? Überall der gleiche Jubel, der gleiche Enthusiasmus; in St. Louis haben sie sogar zu meinem Verdruß die Ringerzählung dreimal durch mächtige Applaussalven unterbrochen ...

Soeben wird mir die letzte Post von New-York hieher nachgeschickt. Ich kanns nicht leugnen — Eure lieben Briefe rührten mich wieder zu Thränen. Nun ja — gegen 6000 Meilen weit! Ihr habt, meine Besten, schon früher ein ausführliches Schreiben erwartet, doch das war absolut nicht möglich, denn die ersten zehn Tage in New-York waren ungeheuer anstrengend wegen der Proben — dagegen sind die Reisen jetzt eine reine Erholung, denn Proben gibt es Gottlob nicht mehr.

Und nun das Land selbst und die Leute? Das Land, das ich bisher durchfahren, scheußlich: ein flaches sumpfiges Terrain — kein Baum, kein Hügel, keine Wiese, alles flacher sumpfiger Boden, doch überall, wo es nur irgend möglich, hölzerne Häuser, eins wie das andere. Von den Städten, die ich bisher allerdings nur flüchtig gesehen, hat mir Philadelphia am besten nach New-York gefallen, obwohl es Letzterem auf ein Haar gleicht. Unter herrlichen Monumentalbauten und achtzehn und zwanzig Stock hohen Häusern nichts als Geschäftshäuser, zumeist aus rothem Ziegelbau, wie ja das Alpha und Omega hier zu Lande in dem einen Wort: buisness gipfelt. Nun bin ich noch auf Chicago begierig, wohin wir morgen, den 22., fahren.

Nun behüt Euch Gott, meine Theuren, wie er mich bisher behütet hat, denn ich bin unberufen frisch und wohlauf, wie am ersten Tage ...

Chicago, 23. April 1899.

Da wäre ich nun auf der letzten Station glücklich angelangt und trotz der ungeheuren Strapazen, unberufen, frisch und wohlauf. Gestern Vormittags fuhren wir um neun Uhr von Milwaukee ab und kamen um 11 Uhr 15 hier an. Ich hatte einen Rasttag und konnte mich mit Muße ein wenig restauriren.

Ich wohne im „Auditorium-Hotel“, prächtig und comfortabel, wie überhaupt alle Hotels, die ich bewohnte: Schlafzimmer, Parlour (Salon) und Dienerzimmer, mit prächtiger Aussicht auf den Michigan-See. Nachmittag machten wir eine zweistündige Spazierfahrt, in der ich die Stadt besichtigte, der man die Neuheit ansieht, denn sie brannte ja bekanntlich einmal vollständig ab. Neben den bekannten Wolkenkratzern — achtzehn bis zwanzig Stock hohen Häusern — die reizendsten Cottage-Häuser, die mir ausnehmend gut gefielen, und ein Leben, eine Circulation, wovon wir uns auch nicht den geringsten Begriff machen können. Zwischen den schwersten Fuhrwerken tausende und tausende von Bycicliften, die zum Theile mit Packeten beladen nach Hause fahren, denn hier zu Lande wird das Velocipède wirklich praktisch ausgenützt. Ihr seht Neger, Dienstmänner, Polizisten, Arbeiter mit ihren Werkzeugen, Alle auf dem Bycicle; und dabei kein lautes Wort auf der Straße. Eins stürmt an dem Andern vorbei — buisness, nichts als buisness. Es ist für unsereinen geradezu erdrückend.

Abends war ich im Theater „Columbia“, wo gegenwärtig der größte Star Amerikas, Miß May Irvin, mit ihrer Gesellschaft spielt. Nun, das war eine Enttäuschung. Abgesehen davon, daß das Stück der größte Blödsinn ist, das bei uns kaum einen Akt ausspielen dürfte, glaubte ich in einem Circus zu sein; die gröbsten Clownspäße mit Ohrfeigen, Nasenstüber und Püffen auf die hervorspringendsten Menschentheile, der Star selbst alt und häßlich — eine ältere Gallmeyer —. Ihre Force sind die Negerlieder, die sie allerdings prächtig vorträgt, und darin besteht auch ihre great attraction und das übervolle Haus johlte ihr zu. Ich wendete mich zu Conried und sagte: „Mir graut bei dem Gedanken, daß ich vor diesem Publikum morgen den Nathan spielen soll.“ Er meinte aber, wir hätten ein ganz anderes Auditorium. Ich erwiderte: „All right.“ — Zum Schluß des Stückes kam der Direktor in unsere Loge, führte mich auf die Bühne, woselbst mir Miß Irvin und die ersten Mitglieder vorgestellt wurden. Sie meinte, es wäre ein Ehrenabend für sie gewesen, vor mir spielen zu können, ich stammelte „charming indeed, perfectly“ und verabschiedete mich

mit dem Bewußtsein, daß wir ihnen in unserer Kunst doch weit über sind.

Heute Früh stürzt Conried in mein Zimmer: „Denke Dir, der erste Rabbiner Amerikas hält heute im Tempel eine Predigt über „Nathan den Weisen"! — Nebenbei bemerkt wird hier der jüdische Gottesdienst auch am Sonntag abgehalten, ein ungeheurer liberaler Fortschritt. Er ist in den Tempel gegangen und will mir berichten; ich wollte die Zeit benützen, um mit Euch zu plaudern. —

Also heute endigt unsere Pilgerfahrt. Nun habe ich noch eine schwere Tour, nämlich morgen, den 24., um neun Uhr Früh treten wir die Rückfahrt nach New-York an, kommen Vormittags dort an, und am Abend Première von „Fuhrmann Henschel". — All right! Dann endlich habe ich Ruhe — das heißt nur ein paar Tage, denn als Abschiedsvorstellungen muß ich zweimal den „Hüttenbesitzer" spielen, also doch wieder noch Proben. Aber der Gedanke, daß es nun doch zu Ende geht, stärkt mich wieder.

Für heute sage ich Euch endgültig Lebewohl — Briefe dürft Ihr nicht mehr erwarten. Grüßt alle Freunde und — wills Gott — auf frohes Wiedersehen! . . .

Soeben kommt mir die Nachricht, das Haus hätte heute dreimal so groß sein müssen, Hunderte und Hunderte mußten abgewiesen werden. All right! . . .[1]

[1] Sonnenthal kehrte am 12. Mai von seiner Amerikafahrt zurück und eröffnete seine Tätigkeit am Burgtheater am 14. Mai als „Kaufmann" in Hofmannsthals „Die Hochzeit der Sobëide".

Paul Lindau an Sonnenthal.

Berlin, 23. September 1899.

Mein alter lieber Adolf!

Seit 25 Jahren — das stimmt genau, denn im Hochsommer 74 schickte ich Dir den Erfolg — hast Du wohl alle meine Stücke als einer der ersten gelesen, und dabei wollen wir es

doch belassen. Vorgestern habe ich die ersten fünfzehn Exemplare meines neuen Stückes aus der Druckerei erhalten und am selben Tage Dr. Schlenther das Bühnenmanuskript gesandt.[1] Heute schicke ich es Dir. Erst nach der hiesigen Aufführung, die am 4. November stattfindet, lasse ich das Stück für den allgemeinen Bühnenvertrieb drucken. Ich habe das Stück den hiesigen Schauspielern vorgelesen, und es hat bei der Vorlesung eine viel stärkere Wirkung erzielt, als ich angenommen hatte. Bei der völligen Verschiedenheit des Wiener und des Berliner Geschmacks beweist das natürlich nichts für Euch, aber trotzdem möchte ich glauben, daß es ein Burgtheaterstück sein könne. Darüber würde ich mich natürlich unendlich freuen. Ich habe Dr. Schlenther gebeten, sich möglichst bald zu entscheiden, und ich bitte Dich, mein guter Adolf, auf alle Fälle dahin zu wirken, daß mein Wunsch in Betreff der Schnelligkeit der Entscheidung erfüllt wird, und wenn es Dir Dein kritisches Gewissen gestattet, die Entscheidung zu meinen Gunsten zu lenken.

Geschäftliche Gründe haben meine Bitte an Dr. Schlenther veranlaßt. Du machst Dir keine Vorstellung davon, wie ich dadurch geschädigt worden bin, daß Dr. Burckhard so und so viel Stücke von mir fest für das Burgtheater angenommen und nachher nicht gegeben hat. Das Volkstheater, das regelmäßig zunächst Mitbewerber war, hat sich dann beleidigt gefühlt und mich ebenfalls sitzen lassen oder unter sehr ungünstigen Bedingungen herausgebracht. Dreimal habe ich von der Direction des Volkstheaters dieselbe Phrase hören müssen: „Vom Burgtheater abgelegte Stücke wollen wir auch nicht geben." Das will ich auf alle Fälle vermeiden. Dem Volkstheater will ich also diesmal das Stück entweder gleichzeitig mit den anderen Bühnen bedingungslos anbieten oder auf seine Frage antworten können, daß darüber bereits verfügt worden sei. Du wirst für diese Situation das vollste Verständnis haben und mir den Freundesdienst, um den ich Dich bitte, gern erweisen.

Und was machst Du im Übrigen? Wie geht es Dir und den Deinen? Ich habe hier in Berlin überall eine so unendlich herzliche Aufnahme und außerdem eine so reizende Wohnung

gefunden, daß ich mich überraschend schnell wieder hier acclimatisirt habe.[2]

In herzlicher Freundschaft Dein alter

Paul.

Bitte, zeige eventuell meine Correcturen etc. Herrn Dr. Schlenther, der diese nova noch nicht kennt.

[1] „Der Herr im Hause", Lustspiel in vier Aufzügen. — [2] Im Jahre 1899 hatte Lindau die Leitung des „Berliner Theaters" übernommen.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Wien, 26. September 1899.

Liebster Paul!

Bravo, bravissimo! Ein echter Lindau, voll Geist und Humor und — anständig! was bei unserer heutigen dramatischen Literatur auch schon als Vorzug bezeichnet werden muß. Was ich noch gewünscht hätte — aber das ist vielleicht rein individuell — ist, daß Juliane ein endgiltiges zustimmendes Wort spräche, natürlich aussöhnend. Daß Ernst und Sophie epigrammatisch schließen, hat mir sehr wohl gefallen, aber von Juliane erwartet man ein erlösendes Wort. Im Übrigen aber prächtig. Ich bin eben mit der Lectüre fertig geworden und habe mit Schlenther noch nicht gesprochen, aber ich zweifle keinen Augenblick, daß er es mit Freuden annehmen wird. Wie hast Du Dir die Besetzung gedacht? Anbei mein Vorschlag . . .

Nun danke ich Dir noch für die freundliche Zusendung des Stückes und Deine lieben Zeilen, aus denen ich endlich erfuhr, daß Du wieder in Berlin bist, denn wo ich auch Nachfrage hielt, Niemand konnte mir rechte Auskunft geben. Und Du bist zufrieden? Das freut mich unendlich. — Nun, ich bin es auch! Mein außergewöhnlicher Erfolg in Amerika hat mich künstlerisch verjüngt, aber auch hier habe ich in letzter Zeit interessante Aufgaben bewältigt, die mich und noch mehr das Publikum befriedigten, und Du begreifst, wenn man 43 Jahre an einer Bühne wirkt, muß man doppelt arbeiten, wenn das Interesse nicht erlahmen soll. Nun, ich bin zufrieden.

Meine Kinder, meine Enkel sind frisch und gesund, ich bin es auch, mehr wollen wäre Thorheit, Undankbarkeit.

Für die nächste Zeit habe ich neben einigen sogenannten „wichtigen“ Rollen auch eine große Aufgabe vor mir: König Philipp, an den ich mit großer Freude und auch mit einiger Hoffnung gehe —

Nun lebe wohl, und sei nochmals herzlichst bedankt und innig umarmt von Deinem treu ergebenen

Adolf.

Noch eins, lieber Paul, eine rein akademische Frage: sollte das Stück nicht besser heißen „Zu Dritt“?[1]

[1] Lindau hat das Stück „Der Herr im Hause“ betitelt.

Paul Lindau an Sonnenthal.

Berlin, 27. September 1899.

Liebster Adolf!

Herzlichsten Dank für Deinen lieben freundschaftlichen Brief, dessen warme Herzlichkeit mir eine tiefe Freude bereitet hat.

Leider hat Herr Dr. Schlenther eine andere Meinung über das Stück als Du und die hiesigen Schauspielhausleute, die sich einen vollen, starken Erfolg davon versprechen. Ich habe gestern ein in der Fassung sehr artiges, im Inhalt sehr unerfreuliches Telegramm von ihm erhalten: er habe Bedenken, er müsse unbedingt die Berliner Première abwarten, wolle mir aber durch Hinhalten etwaige Abschlüsse mit einer anderen Bühne in Wien nicht erschweren — umsoweniger, als er mit Novitäten reich gesegnet sei.

Nach dieser gelinden Abwinkung muß ich also zu meinem tiefsten Leidwesen auch diesmal wieder auf die große Freude verzichten, ein Stück von mir, von dem ich mir einredete, daß es ganz specifisch burgtheatermäßig sei, im Burgtheater aufgeführt zu sehen! Ich habe eben wirklich kein Glück!!! Laube, Dingelstedt, Wilbrandt, Förster und Du — also fünf der verflossenen Directoren — hätten das Stück ohne Weiteres angenommen.

Dr. Schlenther, der mich als Menschen sehr gerne, als Dramatiker aber niemals für ernst angesehen hat, will nichts davon wissen. Proteste eines Machtlosen sind lächerlich, und ich will nicht zum Schaden den Spott haben. Ergo halte ich den Mund. Aber es thut mir weh! ... So werden alternde Autoren, die doch auf recht glückliche Abende zurückblicken dürfen, behandelt!

Wenn auch Dr. Schlenther nicht bedingungslos abgelehnt hat, so halte ich doch die Schlacht für verloren. Aber es geht mir durch und durch, wenn ich Deinen Besetzungsvorschlag lese und mir vergegenwärtige, wie das Stück bei Euch gespielt werden könnte ...

Also, mein guter Adolf, sei nochmals für Deinen Freundesbrief bedankt. Auf Wiedersehen im Burgtheater, sage ich Dir nun in diesem Leben wohl nicht mehr. J'en ai assez — et par dessus le dos! ... Aber auf alle Fälle will ich noch ein paar Tage warten, bis Du mit Schlenther gesprochen hast. Deinen Regie führenden Collegen darfst Du das Stück ruhig zu lesen geben. Aber sorge dafür, daß es aus den Burgtheaterkreisen nicht herauskommt.[1]

Dir und den Deinen von Herzen das Beste!

Dein alter treuer

Paul.

[1] „Der Herr im Hause" gelangte im Burgtheater nicht zur Darstellung.

Eugen Zabel an Sonnenthal.

Berlin-Charlottenburg, 21. November 1899.

Verehrter lieber Freund!

... Daß Ihnen die Sammlung meiner dramaturgischen Studien und Aufsätze ein wenig gefallen hat, war mir eine große Freude zu hören. Die Freundschaft mit Ihnen gehört zu den liebsten und werthvollsten Erfahrungen, die ich bei meinem theatralischen Studium und Verkehr überhaupt gemacht habe, und ich freue mich stets von Herzen, wenn ich sehe, wie Sie unablässig an Ihrer Entwicklung arbeiten und jede erreichte Stufe

nur als ein Mittel ansehen, um eine noch höhere zu betreten. Unsere dramatische Kunst ist gewiß etwas Edles und Schönes, werth, daß sich die Geister ernst und liebevoll mit ihr beschäftigen. Durch Ihr Spiel auf der Bühne und Ihre Persönlichkeit im Leben haben Sie meinen Vorstellungen, wie ein Bühnenkünstler erscheinen muß, um auch den höchsten Ansprüchen Genüge zu leisten, stets einen festen Stützpunkt gegeben. Aber jedesmal, wenn ich mich mit Ihnen beschäftige, thut es mir leid, daß Sie nicht dazu gekommen sind, die herrliche Rolle des Kusofkin in dem von mir bearbeiteten Turgenjew'schen „Gnadenbrot" zu spielen. Erinnern Sie sich der Sache noch? Sie würden die Figur ja ganz anders gestalten als Zacconi, ihr gewissermaßen eine deutsche Seele verleihen. Vielleicht finden Sie doch noch Muße, sich mit der Angelegenheit näher zu beschäftigen. Einstweilen herzlichen Dank und Gruß Ihres treu ergebenen

Eugen Zabel.

Sonnenthal an Olga Lewinsky-Precheisen.

Wien, den 14. Dezember 1899.

Theuerste Freundin!

Deine Nachricht gestern hat mich aufs Tiefste betrübt, denn ich war ganz und gar nicht darauf vorbereitet. Du weißt, der gewöhnliche Theaterklatsch dringt nie an mein Ohr, und meine Behörde sprach kein Wort mit mir darüber, vielleicht vermuthete sie, daß ich aufs Energischeste dagegen protestirt hätte, aus künstlerischen, und nicht zuletzt aus ökonomischen Gründen; denn obgleich ich kein großer Rechner bin, hätte ich doch fragen müssen, ob man für die Pension, die man Dir bezahlen muß und die Gage, die Deine Remplaçantin erfordert, auf der ganzen deutschen Bühne eine würdigere Repräsentantin des Faches, das man Dir zuletzt einräumte, und das Du glänzend vertreten, auch nur annähernd finden würde. —

Ich brauche Dir wohl nicht erst zu sagen, liebe Olga, wie sehr mir Dein Scheiden aus unserm Verbande weh thut, in

erster Linie in Deinem, in Eurem Interesse, dann aber auch im Interesse unseres Burgtheaters, das nicht mehr viel an seinen reinen vornehmen künstlerischen Elementen verlieren kann und darf!

Nun, Gott mit Dir, meine Theuerste, und Glück und Segen, wohin Du Dich immer wenden magst. — Ich sage Dir nicht Lebewohl, vielmehr auf Wiedersehen, wo es auch immer sei — wer weiß, vielleicht doch noch einmal bei uns![1] — — Für jetzt herzlichen Dank für Deine lieben, warmen Abschiedsworte und das prächtige Bild und innige Grüße von

Deinem alten treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Olga Lewinsky schied zu Ende des Jahres 1899 aus dem Verbande des Burgtheaters, kehrte aber 1907 wieder an die Wiener Hofbühne zurück, der sie nun dauernd angehört.

Ludwig Fulda an Sonnenthal.

Berlin-Charlottenburg, den 8. Juni 1900.

Hochverehrter Freund!

Erst jetzt nach meiner Rückkehr von Karlsbad komme ich dazu, Ihnen für Ihren so liebenswürdigen Brief zu danken . . .

Ihre warmen Worte über meine Molière-Arbeiten haben mir sehr wohl gethan. Wie denn überhaupt Wärme das Lebenselement des Künstlers ist! Man muß es hier so oft entbehren. Ich wünschte, ich könnte Sie öfters sehen und sprechen; nicht nur weil ich Sie innig liebe, sondern weil aus Ihrem Künstlerherzen heiße Strahlen hervorglühen, die auf gutem Boden stets unmittelbar belebend und befruchtend wirken müssen.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr

treu ergebener

Ludwig Fulda.

*

Im Jahre 1900 unternahm Sonnenthal ausnahmsweise im Monat November seine größere Gastspielreise, und zwar hatte er sich von dem Impresario Direktor Zeller für eine Tournée in Rußland gewinnen lassen, die ihn nach Petersburg, Moskau, Kiew und Odessa führte. Am 2. Dezember kehrte er programmgemäß von diesem zwar an Erfolgen, aber auch an Mühen reichen Gastspiel zurück — er schreibt am 26. November aus Odessa: „Das Publikum ist über allem Ausdruck charmant, empfänglich, warm bis zur Siedehitze, aber unser europäischer Winter ist viel zu kurz, um Euch während desselben alle die abnormsten Theater-Erlebnisse aufzuzählen, die ich in diesen vier Wochen durchgemacht" — und feierte sein Rentrée am Burgtheater am 8. Dezember in der Rolle des „Nathan".

Dr. Oscar Blumenthal an Sonnenthal.

Karlsbad, 21. April 1901.
Villa Silva.

Hochverehrter Freund!

In der Einlage überreiche ich Ihnen mein Lustspiel „Die Fee Caprice" gedruckt, und zwar mit allerlei kleinen Zusätzen und Gewürzkörnchen, die in dem von Ihnen durchgelesenen ersten Manuskript noch gefehlt haben. Ich würde mich freuen, wenn Sie das Stück in dieser Gestalt noch einmal auf sich wirken ließen und mir unter meiner oben angegebenen Karlsbader Adresse einige Worte darüber schrieben. Wie sehr ich mich auf Ihre Verkörperung des Lothar freue, habe ich bereits Herrn Direktor Schlenther ausgesprochen. Ich bin gewiß, daß die Gestalt, von Ihrem weltmännischen Humor und Ihrer besiegenden Herzlichkeit erfüllt, den Mittelpunkt des Abends bilden wird.

In alter herzlicher Verehrung grüßt Sie Ihr

Oscar Blumenthal.

Sonnenthal an Dr. Oscar Blumenthal.

Wien, 25. April 1901.

Verehrtester Freund!

Ob mir Ihre „Fee Caprice" jetzt nach der zweiten Lecture besser gefallen, als nach der ersten, ich wüßte es nicht zu sagen,

ich weiß nur, daß die abermalige Lecture meinen ersten Eindruck nur noch bestärkt hat, daß es eines der reizendsten, graziösesten und geist- und humorvollsten Lustspiele ist, die seit langen Jahren — und selbst von Ihnen — gedichtet worden ist, und daß ich mich auf die Aufführung im Burgtheater und dabei natürlich auch auf meinen „Lothar" herzlich freue. Ob dieser gerade der Mittelpunkt des Stückes werden wird, weiß ich nicht, und er soll es auch gar nicht werden, denn das Lustspiel ist im besten Sinne des Wortes ein Ensemble-, ein echtes und rechtes Burgtheaterstück, in welchem Jeder nur ein integrierender Theil des Ganzen sein soll und darf, was ja eigentlich immer erforderlich ist, aber in dieser feingeäderten Dichtung ganz besonders. Nun, ich hoffe — — doch nein, ich will nicht prophezeien, vielleicht sind Sie abergläubisch, aber Schande wollen wir Ihnen nicht machen.[1]

Und nun mit meinen besten Wünschen für Ihre Kur noch tausend herzliche Grüße von Ihrem treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] „Die Fee Caprice", Lustspiel in drei Akten von Oscar Blumenthal, ging am 5. Oktober 1901 mit großem Erfolg zum ersten Male über die Bretter des Burgtheaters.

Coquelin an Sonnenthal.

Leipzig, mardi matin. (21. Januar 1902.)

Mon cher Sonnenthal,

Pardonnez-moi de venir vous déranger. Je dois revenir à Berlin en mars pour y jouer « Cyrano » et « Le Bourgeois Gentilhomme ». L'Empereur Guillaume doit assister à ces représentations. J'ai reçu de Vienne quelques lettres qui me reprochaient un oubli qui est aussi loin de mon cœur que de ma mémoire. À Berlin on m'a donné le Théâtre Royal pour une semaine et on me le redonnera en mars sur ordre Impérial — Serait-il fou d'aspirer au même honneur chez vous? — Voulez-vous demander pour moi si c'est possible?

— Je voudrais jouer trois fois. — Je sais que c'est impossible, mais, c'est surtout l'Impossible qui me tente — on devient ainsi quand on devient vieux, on rêve! — Mais désirant ne pas subir de refus officiel ou d'être officiellement traité de vaniteux ou d'indiscret je vous prie de demander si je puis demander l'honneur de jouer chez vous deux ou trois fois. Si on me refuse, personne ne le saura que l'Intendant, vous et moi, et dans ce cas je tâcherai de trouver un autre théâtre, car je me sens déjà trop près de vous pour ne pas aller vous voir.

Voulez-vous, mon cher Sonnenthal, me rappeler au bon souvenir de ceux qui ne m'ont point oublié et me croire toujours avec la même admiration votre camarade et ami

Coquelin.

Si vous le pouvez et aussi tôt que possible, je vous serai très obligé, cher ami, de me télégraphier. Je vous embrasse.[1]

[1] Dieses Gastspiel kam nicht zustande, weil die strengen Hausgesetze des Burgtheaters das Gastieren fremder Künstler an dieser Hofbühne — außer zum Zwecke des Engagements — nicht gestatten. Das Gastspiel der Duse — April 1899 — war eine Ausnahme, die nur dadurch möglich gemacht werden konnte, daß man ihr Auftreten in die Karwoche verlegte, also in eine Zeit, in der das Theater eigentlich geschlossen war und infolgedessen die fortlaufenden Vorstellungen keine Unterbrechung erlitten. Es scheint aber, daß auch dieser Ausweg nur für dieses eine Mal Geltung haben sollte.

*

Am 22. März 1902 hatte Sonnenthal seine dritte und letzte Gastspielreise nach Amerika angetreten, wo er diesmal zuerst im Westen — in St. Louis, Milwaukee und Chicago — auftrat und als letzte Station in Newyork an 23 Abenden gastierte. Das Gastspiel währte vom 6. April bis 5. Mai. Auf seiner Rückkehr nach Europa hielt sich Sonnenthal in Berlin auf, woselbst er dreimal — am 17., 20. und 22. Mai — bei den dort von Direktor Angelo Neumann abgehaltenen „Meisterspielen“ als „Nathan“ und „Lear“ mitwirkte. Dieses dreimalige Gastspiel Sonnenthals — er mußte auf allgemeines Verlangen den „Nathan“ wiederholen — nahm einen geradezu glänzenden Verlauf.

Am 24. Mai kehrte er nach Wien zurück und begann am 26. Mai als „Nathan“ — von seinem Wiener Publikum stürmisch empfangen — wieder seine schauspielerische Tätigkeit am Burgtheater.

Dr. Paul Schlenther an Sonnenthal.

Wien, 21. Juni 1902.

Hochverehrter Freund!

Als ich Sie vor vier Jahren bat, in der „Jungfrau von Orleans“ den Thibaut zu spielen, wendeten Sie mir mit vollem Recht dagegen ein, daß Sie damit ganz einverstanden wären, wenn auch alle anderen Rollen ersten Ranges besetzt wären. Solange aber Rollen wie die Sorel und der König mit Anfängern besetzt seien, läge nicht die Nöthigung vor, daß Sie den Thibaut spielen. Ich erkannte die Berechtigung dieser Ansicht vollkommen an und habe auch nicht gezögert, die Rolle anders zu besetzen.[1] Nun plane ich eine Aufführung des „Fiesco“ für den nächsten Winter. Ich möchte das Stück in einer möglichst glänzenden Darstellung und Ausstattung als das einzige von Schiller, das im neuen Hause noch nicht gegeben ist, herausbringen und damit gewissermaßen ein Exempel statuiren für die Art, in der künftighin die Stücke der Klassiker renovirt werden sollen. Ich lege Ihnen anbei meinen Besetzungsplan vor und Sie werden darin finden, daß fast jede Rolle ersten Ranges besetzt ist, daß also der Einwand, den Sie seinerzeit mit Recht gegen die „Jungfrau von Orleans“ erhoben, hier nicht zutrifft. Es ist mir nicht ganz leicht geworden, unsere jüngsten Kräfte ganz heraus zu lassen, aber es erscheint mir wichtiger in einer Elite-Vorstellung zu zeigen, was das Burgtheater kann. Nun gibt es weder im Burgtheater noch sonst auf einer Bühne einen zweiten Schauspieler, der das, was Schiller mit Andreas Doria wollte, so herausschafft wie Sie, und wenn die Rolle auch äußerlich klein ist, und wegen der Distanz, die zwischen den beiden Scenen liegt, auch nicht sehr bequem, so gibt es doch keine andere Schiller’sche Gestalt, in der der Begriff der inneren und äußeren Majestät so vornehm und so edel verkörpert ist wie in Andreas Doria.

Geben Sie, verehrter Herr Sonnenthal, den vielen Anderen, die ja auch nicht sonderlich durch ihre Aufgaben beglückt sein werden, ein glorreiches Beispiel, auf das hin allein ich vielleicht die geplante Gesammtbesetzung durchsetzen kann. Gerade in dem Augenblick, wo wir die unglückseligen Nachmittagsvorstellungen aufheben sollen,[2] muß der Beweis erbracht werden, daß das klassische Repertoire der Abende sich hebt und sich zu heben im Stande ist. Ich glaube, mit einer Aufführung des „Fiesco", wie ich sie plane, könnten wir sogar bei den unerreichbaren „Meisterspielen" bestehen. Ich hoffe daher, daß Sie die Rolle des Andreas Doria nicht nur gutwillig, sondern unter diesen Umständen auch gerne übernehmen werden und bleibe mit herzlichstem Gruß Ihr

treu ergebener

Paul Schlenther.

[1] Dies geschah, nachdem Sonnenthal den Thibaut d'Arc einige Male gespielt hatte. Er übernahm die Rolle am 10. und 13. November 1898 und am 22. Januar 1899, um die ersten Vorstellungen zu ermöglichen, gab sie aber dann an Konrad Löwe ab. — [2] Die Sonntagnachmittagsvorstellungen zu populären Preisen.

*

Nach dem immerhin anstrengenden amerikanischen Gastspiel genoß Sonnenthal mit doppeltem Behagen seine Sommerferien, die von einem außergewöhnlich schönen Herbst gefolgt waren. In jeder Beziehung erfrischt kehrte er nach Wien zurück und begann am 2. September als „Fabricius" seine schauspielerische Tätigkeit am Burgtheater. Am 7. September folgte eine Vorstellung des „Faust" (I. Teil), und das „Tagebuch" verzeichnet in demselben Monat noch Aufführungen der Wallensteintrilogie und des Lear. Am 10. September 1902 schreibt Sonnenthal an seine Tochter:

Faust ging herrlich von statten, denn auch das Publikum „sieht von Zeit zu Zeit den Alten gerne"; es lernt jetzt erst „das Überird'sche schätzen" und „sehnt sich nach Offenbarung", die wahrlich „nirgends würdiger und schöner brennt", als in Goethes Testament, dem Faust. — — Nächsten Samstag (Schülerabend) „Lager" und „Piccolomini". Nichtsdestoweniger

mache ich jetzt alle Tage bei dem herrlichen Herbstwetter einen mehrstündigen Spaziergang durch die Weinberge mit meinem treuen Fox. Nebenbei gesagt ein herrlicher Spaziergang! Ringsherum die anmuthige Hügelkette, fernab das Gewoge der Stadt, man hört nicht einmal „des Volks Getümmel", höchstens ein Wanderer mit dem Ränzel, zur Rechten der „Himmel" und „Cobenzl" — hier ist man mutterseelenallein — „hier ist man Mensch, hier darf mans sein!" — — — Meine Karte vom Kahlenberg hast Du wohl auch erhalten? Ja, einmal im Jahre zieht es mich immer hinauf und es war wundervoll . . .

Im Übrigen stecke ich aber mitten in der Arbeit . . . Und in Ermanglung einer neuen Lectüre nahm ich jetzt wieder den „Wilhelm Meister" zur Hand und erbaue mich königlich daran Was ist doch Goethe für ein Götterkerl! Es ist, als ob er alles aus dem Menschen wie aus einem Beichtstuhl herausgehört hätte — Alles ist so wahr, so menschlich, so — realistisch, aber bei aller Realistik so edel, vornehm und poetisch . . ."

Hermann Winkelmann[1] an Sonnenthal.

Wien, 19. September 1902.

Hochverehrter Herr von Sonnenthal!

Ihre lieben anerkennenden Zeilen haben mich bis ins innerste Herz erfreut und beglückt. Wie gut sind Sie! — Der Sonnenschein, den Ihre große Kunst ausstrahlt, kommt eben aus einem gütigen Herzen.

Sie glauben mir die Gemüthsverfassung wohl, in welche man durch den Krankenzettel in der Oper versetzt wird. Hesch sehr krank, Reichenberg unheilbar, Grengg der Kunst verloren — und nun auch noch mein Theodor Reichmann leidend. Soll einem da nicht wehmüthig und bang werden?

Wir Alten singen ihnen zu lange — nun, vielleicht zeigen diese Risse, daß sie sich uns nicht zu lange mehr gefallen lassen müssen.

Wie anders Sie Glücklicher! Mit welcher Theilnahme sind wir Ihnen auf Ihrer letzten Amerikafahrt gefolgt — das



Sonnenthal als Lothar Freiherr von Falkenhagen.
(In Blumenthals „Die Fee Caprice".)

war doch wirklich großartig und ich spreche Ihnen noch nachträglich die allerherzlichsten Glückwünsche zu dieser künstlerischen und physischen That aus.

Also nochmals Dank, vielen Dank für die große Freude, die Sie bereitet haben Ihrem Sie verehrenden und bewundernden

Hermann Winkelmann.

[1] Hermann Winkelmann, k. u. k. Kammersänger, geb. 1849 zu Braunschweig, von 1883 bis 1906 als Heldentenor und Wagnersänger an der Wiener Hofoper hervorragend tätig. Gest. den 19. Januar 1912 in Mauer bei Wien.

Ludwig Barnay an Sonnenthal.

Wiesbaden, 27. Oktober 1902.

Verehrter Meister und Freund!

Ich komme heute mit einer Bitte, welche vorläufig nur eine Anfrage sein soll. Ich möchte im Laufe dieser Spielzeit, eventuell im Frühjahre, hier eine aufsehenerregende Vorstellung zum Besten des von der gesammten Nation zu errichtenden Gustav Freytag-Denkmals veranstalten. Würden Sie — der Muster-Waldemar — uns das Opfer bringen, an dem betreffenden Tage (den Sie bestimmen wollen) hier Ihren berühmten Waldemar zu spielen? Ich würde danach bestrebt sein, für die anderen Rollen auch Kräfte ersten Ranges zu gewinnen, so daß wir eine Art Mustervorstellung des Stückes herausbringen könnten. Wie denken Sie darüber? Ich denke, die Sache verlohnte, daß Sie mit Ihrem oft bewährten Opfermuthe derselben näher treten und sich derselben warmherzig annehmen würden. Um Antwort bittet Ihr Sie wahrhaft verehrender

Ludwig Barnay.

Sonnenthal an Ludwig Barnay.

Wien, 29. Oktober 1902.

Mein lieber guter Ludwig!

So ehrenvoll Ihre freundliche Aufforderung auch für mich sein mag und so gerne ich auch bei so feierlichem Anlasse mitthun möchte, so kann ich doch zu meinem größten Bedauern

Ihrem Wunsche nicht nachkommen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich die Rolle schon vor zwölf Jahren abgegeben habe, und wenn ich mich damals — mit 56 Jahren — schon zu alt für den Waldemar hielt, kann ich ihn doch heute mit 68 um so weniger spielen. Sie werden mir als Freund und als Künstler sehr viel Schönes und Schmeichelhaftes zu entgegnen wissen — aber nicht so das Publikum. Das ist, wie Sie wissen, in solchen Fällen grausam und wenn es auch bei dieser Gelegenheit etwas nachsichtiger wäre — ich selbst bin mein Lebtag mein objektivster und strengster Kritiker gewesen und ich fühle, daß ich die Rolle nicht mehr spielen kann und — — darf. Nichtsdestoweniger danke ich Ihnen, lieber Freund, für Ihre freundschaftlich collegiale Erinnerung und schlage Ihnen gleich den würdigsten Remplaçanten vor — Sie selbst. Ich bin fest überzeugt, daß diese Besetzung den größten Jubel hervorrufen wird und der künstlerische wie materielle Zweck wird nur dabei gewinnen können.

Also seien Sie mir wegen des Refus nicht böse und seien Sie herzlich umarmt von Ihrem treu ergebenen

A. Sonnenthal.

Josef Kainz an Sonnenthal.

Wien, 13. Februar 1903.

Hochverehrter Herr von Sonnenthal!

Ich hatte insoferne Unrecht, als in allen deutschen Übersetzungen das Shakespeare'sche Wort „troublesome" mit „lästig" wiedergegeben ist.

Aber nach dem neuen Shakespeare-Lexicon von A. Schmidt bedeutet „troublesome" „Unruhe schaffend" und da muß ich nun doch bei der Meinung verharren, daß „lästig" ein zu allgemeiner, unprägnanter Ausdruck dafür ist. Was alles bezeichnet man nicht mit „lästig" auf dieser Welt! Der König will aber sagen, daß die Krone auf seinem Haupt fortgesetzt Unruhen erzeugte — ihm und anderen. „How troublesome it

sat upon my head," müßte ungefähr im Deutschen, mit richtiger Beziehung auf die kampfreiche Regierungszeit Heinrichs IV., heißen: „Wie unruhvoll auf meinem Haupt sie saß." Sie (die Krone) saß eben „troublesome" d. h. wörtlich: fortwährend Unruhen erzeugend. Und derlei Unruhen sind doch etwas mehr als lästig. Deshalb hat Dr. August Förster dieses Wort bei seiner Bearbeitung in „lässig" geändert, was allerdings auch einen nicht ganz richtigen Begriff von dem Shakespeare'schen Wortbilde gibt.

Somit bitte ich wegen der Unterbrechung auf der heutigen Probe um Entschuldigung und stelle ergebenst anheim, eine eventuelle Änderung nach meinem bescheidenen Vorschlage zu erwägen.[1]

Mit hochachtungsvollem Gruß Ihr

Sie verehrender

Josef Kainz.

[1] Am 14. Februar 1903 fand eine Reprise von Shakespeares „Heinrich IV.", II. Teil, statt, in welchem Sonnenthal den König, Kainz den Prinzen Heinz spielte.

Oscar Blumenthal an Sonnenthal.

Laufen bei Ischl, 18. Juni 1903.

Hochverehrter Freund!

Es ist mir eine besondere Freude, Ihnen ein soeben beendetes einaktiges Verslustspiel: „Wann wir altern" in der Einlage zu überreichen. Bei der Rolle des Marquis von Fargueuil habe ich bei jeder Zeile, bei jeder Wendung Ihren Ton im Ohre gehabt und verspreche mir eine schöne Autorfreude davon, wenn ich das kleine Werk einmal im Hofburgtheater durch Sie veranschaulicht und belebt sehen könnte. Ich sende das Buch gleichzeitig an Herrn Director Schlenther und bitte, mich einige Worte darüber hören zu lassen. In alter und herzlicher Verehrung Ihr

Oscar Blumenthal.

Aus einem Briefe Sonnenthals an seine Tochter.

Wien, 5. September 1903.

... Nun sind die Kaiserlich Königlichen Tage vorüber, nun hat man wieder Muße. Von dem Theaterbesuche der beiden Monarchen[1] in der „Rothen Robe“[2] laß Dir sagen, daß der König mit der größten Aufmerksamkeit der Aufführung folgte, denn er hatte das Stück selbst gewählt und wollte offenbar wissen, warum man es eigentlich in London verboten hatte. Als er nach dem dritten Akte, nach meiner großen Scene, selbst eigenhändig das Signal zum Applaus gab, schlich sich Thimig an mich heran und nahm mir das Maß um meine Kniee. Ich frug ihn, was er da wolle? Und er erwiderte: „Ich will nur sehen, ob der Hosenband-Orden da Platz hat.“ Ich entgegnete darauf: „Wenn ich als Oberregisseur den Hosenband-Orden bekomme, kannst Du als gewöhnlicher Regisseur doch nur den Unterhosenband-Orden erhalten.“ ...

Ich war auch beim Einzug der Monarchen, nur habe ich mich zu spät dazu entschlossen. Um 4 Uhr fiel mir nämlich ein, ich könnte ja von der Loggia des Burgtheaters sehr gut das Schauspiel mit ansehen. Ich fuhr also hinein, kam aber nur bis zum Parlamentsgebäude, denn über die Straße hinüber durfte man nicht mehr fahren, noch gehen. Was blieb mir also übrig? da war ich einmal, ich schickte den Wagen weg und stellte mich unter das Volk und wartete eine geschlagene Stunde, bis endlich die Wagen kamen. Und da habe ich die traurige Erfahrung gemacht, daß zuweilen auch der Enthusiasmus der Claque bedarf, denn diese Hunderttausende von Menschen waren stumm und starr wie Bildsäulen und nicht einer hatte den Muth, zuerst Hoch zu rufen. Sie winkten mit den Taschentüchern, auch mit den schmutzigsten, aber gerufen hat kein Mensch. Ich war empört und schließlich auch über mich selbst, denn ich hätte ja selbst den Anfang machen können — das fiel mir aber erst ein als die Wagen schon längst vorüber waren ...

[1] König Eduard VII. von England weilte einige Tage als Gast des Kaisers in Wien. — [2] „Die rothe Robe“, Schauspiel in vier Akten von Brieux. Sonnenthal spielte den Staatsanwalt Vagret.

Rudolf von Gottschall an Sonnenthal.

Leipzig, den 8. Oktober 1903.

Sehr geehrter Herr!

Für Ihren liebenswürdigen Glückwunsch verbindlichsten Dank! Daß Sie den Fox jetzt nicht mehr spielen, thut mir leid; aber von Herzen danke ich für die schönen und lange Jahre hindurch anhaltenden Erfolge, welche Sie dieser Rolle und dem Stück an dem Wiener Burgtheater verschafften, und ich bitte Sie, mir Ihre freundschaftliche Gesinnung noch für die kurze Spanne Zeit zu bewahren, die mir von meiner Parze zugemessen ist.[1]

Hochachtungsvoll

ganz ergebenst

Rudolf von Gottschall.

[1] Am 30. September 1903 fand im Burgtheater aus Anlaß des achtzigsten Geburtstages Gottschalls eine Vorstellung von „Pitt und Fox" statt, welches Stück nach langer Pause — seit 4. März 1897 — am 29. Mai 1903 mit Karl von Zeska als „Fox" und Ferdinand Gregori als „Pitt" neu einstudiert in Szene gegangen war.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Rostock, 19. Oktober 1903.

Mein lieber Adolf!

Aus heißer Arbeit heraus ein eiliges Wort in einer Theatersache; das erste seit ungezählter Zeit.

Director Schlenther wollte meine „Timandra", in der Du zu meiner Wonne den Sokrates spielen wirst, im Dezember geben; also, da Du bis Ende November Urlaub hast, natürlich nicht vor Mitte des Monats. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß die Zeit vor Weihnachten die ungünstigste ist, und bat um: sogleich nach dem Fest oder sogleich nach Neujahr. Er erklärt sich dazu bereit; bringe er aber aus irgend welchen unverhofften und unerwünschten Hinderungsgründen

die erste Aufführung nicht unmittelbar nach dem Neujahrstag heraus, so werde er dieses „griechische Trauerspiel“ (wie ich selbst es genannt hatte) wohl schwerlich vor dem März zur Aufführung bringen.

Ich will Dich nur bitten, geliebter Alter: da Du dies nun weißt, thu' das Deine, damit nicht etwa durch Dich ein solcher Hinderungsgrund entsteht. Ich freue mich schon so lange darauf, den Sokrates, der nach meinem Gefühl wie für Dich geschaffen ist, den keiner spielen kann wie Du, der wohl eine Deiner schönsten Schöpfungen wird, von Dir verkörpert, beseelt zu sehen. Weiter wollte ich Dir heute nichts sagen.

In alter Liebe und Treue Dein

Adolf.

Sonnenthal an Adolf Wilbrandt.

Wien, 22. Oktober 1903.

Liebster Adolf!

In Erwiderung Deiner lieben Zeilen beeile ich mich, Dir zu sagen, daß von meiner Seite der Première Deiner „Timandra“ gewiß kein Hindernis in den Weg gelegt werden wird. Ich gehe nach meiner Rückkehr (1. Dezember) sofort an die Arbeit und hoffe bei meinem lebhaften Interesse für Stück und Rolle — für letztere um so lebhafter, weil sie manche Schwierigkeiten bietet — zur Zeit fertig zu werden. Nun aber, da die Aufführung so nahe bevorsteht, hätte ich dem Dichter etwas zu sagen: mir scheint es, daß der Abgang der Timandra im letzten Akt und ihr Sterben hinter der Scene die schöne Sterbescene des Sokrates sehr beeinträchtigt. Alle Welt blickt nach der Türe, durch welche Timandra abgeht, und erwartet neugierig, was da draußen geschieht, und das Interesse ist in diesem Augenblick zwischen Sokrates und Timandra getheilt. Das, glaube ich, wäre ein Nachtheil fürs Stück, während es doch ein Leichtes wäre, das Interesse zu concentriren, wenn Timandra im Gemache bliebe und beim letzten Hauch des Sokrates an die Truhe stürzte und dort den Gift-

trank nähme und angesichts des Publikums stürbe; ich glaube, dies käme auch der Timandra zu Gute. — Glaubst Du nicht? Wenn nicht, so wird es natürlich so bleiben, wie es ist — aber vielleicht findest Du es doch in den Proben.

Für jetzt nur so viel, daß mich Deine neueste Dichtung wieder im höchsten Grade entzückte. Ich weiß noch nicht, ob der Bühnenerfolg so sicher ist, wie ich ihn mir denke, aber „Timandra“ ist das Werk eines Dichters!

Leb wohl, Geliebter, und sei innigst umarmt von Deinem

treu ergebenen

A. Sonnenthal.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Rostock, 27. Oktober 1903.

Liebster Adolf!

Ich sterbe heut an Brieflasten; darum nur: hab Dank für Deinen lieben Brief! Daß Dich „Timandra“ freut, macht mich glücklich. Mit Dir muß sie siegen!

Rein dramatisch-theatralisch-poetisch genommen hast Du wohl Recht, was das Sterben am Ende betrifft; mir scheint es nur (leider) aus geschichtlichen Rücksichten, die gerade bei diesem Stoff so laut mitreden, ganz und gar unmöglich, daß Timandra in Sokrates' Zelle stirbt. Sie darf nicht, Alter! Man erlaubt's uns nicht! Was nützt es Dir, wenn Du nachher einen gesteinigten Dichter hast.

Ich kann Dich übrigens versichern, daß in Berlin die Andacht bei Sokrates' Verscheiden (und er hieß nicht Sonnenthal) außerordentlich war; ich konnte sie nicht schöner wünschen.

Und so umarmt Dich einstweilen und wünscht Dir schönste Gastspielreise[1] Dein alter

Adolf.

[1] Wieder hatte Sonnenthal sein diesmaliges Gastspiel im Herbst absolviert, und zwar begann er am 1. November in Brünn, ging dann nach Dresden, wo er an drei Abenden auftrat, von hier nach Weimar, wo er auf Wunsch der jungen Großherzogin die Wallenstein-Trilogie an einem Tage spielte, und endlich weiter nach Hannover, Wiesbaden, Mannheim und Zürich, wo er am 29. November die Tournée beschloß.

Siegwart Friedmann an Sonnenthal.

Blasewitz-Dresden, 5. November 1903.
Nachts 11—12 Uhr.

Geliebter Meister und Freund!

Seit ungefähr einem Jahrzehnt sah ich Sie heute, und als Nathan überhaupt zum erstenmale. Mein altes 62jähriges Herz schlug wie zu meiner Jünglingszeit und bewies mir zum Troste, daß es noch aufzuleben vermag, wenn die alte große Kunst in ihrer edeln Erhabenheit auf mich einwirkt ...

Heute war es einmal wieder die volle Erhebung, die reine Befriedigung, mit der ich das Theater verließ, ohne ein Wort mit Menschen zu wechseln, deren banausenhafte Äußerungen mir die weihevolle Stimmung hätten verderben können.

Aber ehe ich zur Ruhe gehe, möchte ich Ihnen meinen innigen Dank zu Füßen legen, da es mir widerstrebt, meine überströmende Bewunderung unserem größten Meister banal ins Gesicht zu sagen.

In unverbrüchlicher Anhänglichkeit Ihr ergebenster

Siegwart Friedmann.

Dr. Paul Schlenther an Sonnenthal.

Wien, 30. November 1903.

Hochverehrter Freund!

Herzlichst willkommen im Cottage und im Burgtheater![1] Ich wünsche und hoffe Sie wohl und munter heimgekehrt von dieser Sternenbahn durch Deutschlands, Österreichs, Helvetias Gaue. Aus diesen meinen Zärtlichkeiten werden Sie schon schließen, daß nun eine Niederträchtigkeit folgt. Und richtig folgt Andreas Doria! Wie Sie durch Wirkung in die Ferne werden gemerkt haben, sind wir mit dem „Fiesco" im November nicht fertig geworden. Darum brauchte Ihrer Urlaubsvorausschiebung der Doge nicht zum Opfer zu fallen. Der Doge ist in diesem Falle der Doyen dieser Monstre-Vorstellung und Monstre-Besetzung. Wenn der Doge fällt, so fällt das Ganze



Sonnenthal als Fox.

in seinem Glanze zusammen. Ich habe Ihnen das schon einmal geschrieben und wiederhole es heute aus tiefster Seele. Sie hatten ja den Andreas schon im Juni fast gelernt, und Sie haben gerade noch genügend Proben. Donnerstag soll die erste sein. Also, nicht wahr? Der Urlaub ändert nichts an den Zuständen in Genua?[2] Mit herzlichsten Grüßen Ihr treu und dankbar ergebener

Paul Schlenther.

[1] Sonnenthal kehrte am 1. Dezember von seinem Gastspiel zurück und betrat am 5. Dezember als „König Lear" wieder die Bühne des Burgtheaters. — [2] Die erste Aufführung des neu inszenierten „Fiesco" fand am 22. Dezember 1903 statt. Sonnenthal spielte den Andreas Doria und behielt die Rolle bis zu seinem Tode.

Oscar Blumenthal an Sonnenthal.

Berlin, 31. Dezember 1903.

Hochverehrter Freund!

Mit meinen herzlichsten Grüßen und Wünschen zur Jahreswende kann ich diesmal die erfreuliche Mittheilung verknüpfen, daß mein kleines Lustspiel „Wann wir altern" soeben am Königlichen Schauspielhause in Berlin einen so starken, herzlichen und vollen Erfolg erreicht hat, wie es hier einem einaktigen Stück seit langer Zeit nicht gegönnt gewesen ist. Zu meiner Freude haben die wehmüthigen und die heiteren Stimmungen gleichmäßig gewirkt und mir die Gewißheit gegeben, daß das kleine Stück auch in Wien genau so wirken wird, wie Sie es in Ihrem Brief nach der Lecture des Stückes mit so liebenswürdiger Empfänglichkeit und Wärme mir im Voraus verkündet haben. Daß ich mich noch eine Zeit lang werde gedulden müssen, bis ein Plätzchen im Spielplan für das kleine Werk frei wird, ist mir vollkommen begreiflich, da ja Alles darauf ankommt, für die Ergänzung des Abends ein geeignetes und erfolgversprechendes Stück zu finden. Jedenfalls bitte ich Sie aber herzlich, Ihre Aufmerksamkeit meinem kleinen Werk nicht zu entziehen und bei einer passenden Gelegenheit die Einfügung in den Spielplan anzuregen. Ich freue mich schon jetzt,

der Aufführung in Wien beizuwohnen und aus Ihrem Munde alle die Worte zu hören, die ich schon bei der Niederschrift des Stückes mir in Ihre eigenste künstlerische Tonart transponirt habe. In herzlichster Verehrung grüßt Sie Ihr getreuer

Dr. Oscar Blumenthal.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Bozen, Hotel Kaiserkrone, 15. Februar 1904.

Theurer Adolf!

Ich war jede Stunde bereit, von hier ins Burgtheater berufen zu werden, zu „Timandra"-Proben. Nun ist's endgültig klar, daß wir einstweilen keine haben werden, und daß Du Armer bestenfalls erst im April Deinen Sokrates wiederhören, wieder ertönen lassen wirst.[1]

Heute will ich Dir (aus meiner Winterfrische, mit meiner Nichte Grete, heraus) nur etwas melden, was ich neulich in unserer „Kaiserkrone" hörte, da es einmal für Deine Biographie von hoher Wichtigkeit sein wird.

Ein bärtiger Geschäftsreisender in mittleren Jahren zu zwei Anderen (er ein Wiener, wie es schien): „Ja, und der Sonnenthal! Wie der den Fabricius spielt! Aber so konnt' er ihn ja nur spielen, weil er ganz dafür g'lebt hat. Drei Monat' is er in Stein g'wesen — der Lewinsky mit ihm — und jeden Tag vom Morgen bis zum Abend haben sie die Strafgefangenen studirt. Und alles in der Roll' macht er nach der Natur!"[2]

Von Herzen Dein alter

Adolf.

[1] „Timandra", Trauerspiel in fünf Akten von Wilbrandt, kam am 1. Mai 1904 zur ersten Aufführung am Burgtheater. — [2] Ein Körnchen Wahrheit lag dieser abenteuerlichen Erzählung zugrunde. Gelegentlich eines Gastspiels in Triest (März 1877) hatte Sonnenthal auch die Strafanstalt in Capodistria besucht, und der Eindruck, den er empfing, war ein so lebhafter, daß er, als er drei Jahre später den Fabricius studierte, sich eines Verbrechers aus Leidenschaft, den er dort gesehen, so deutlich

erinnerte, daß er seine Maske getreu nach diesem Vorbild machte. Major Mahoritsch, der Direktor und spätere Gouverneur der Bastille, kam dann nach Wien, um Sonnenthal, den er innig verehrte, und der den trefflichen Mann gleichfalls sehr liebgewonnen hatte, als Fabricius zu sehen.

Friedrich Graf von Schönborn[1] an Sonnenthal.

Wien, 24. Februar 1904.

Sehr geehrter Herr!

Beifolgendes Bild bitte ich freundlichst von mir als Zeichen wahrer Wertschätzung und aufrichtiger Sympathie anzunehmen; daß diese beiden Empfindungen Hand in Hand mit meiner alten Bewunderung Ihrer Kunst zusammengehen, brauche ich nicht zu sagen! — Gerne hätte ich das Bild selbst überreicht, schon aus dem egoistischen Grunde, weil ich bei dieser Gelegenheit eine Weile in Ihrer Gesellschaft hätte zubringen können, allein ich reise in wenigen Tagen fort (auf etwa drei Wochen), und vorher gibt es viel zu thun. So beschränke ich mich denn auf den schriftlichen Weg, indem ich hoffe, daß Sie mir nach meiner Rückkehr gestatten werden, Sie wieder einmal aufzusuchen.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebenster

Friedrich Schönborn.

[1] Friedrich Graf von Schönborn-Buchheim, Justizminister a. D., Erster Präsident des k. k. Verwaltungsgerichtshofes, Mitglied des Herrenhauses, geb. 11. September 1841 zu Prag, gest. zu Wien 21. Dezember 1907. —

Oscar Blumenthal an Sonnenthal.

Abbazia, Hotel Quisisana, am 28. Februar 1904.

Hochverehrter Freund!

Nehmen Sie meinen wärmsten Dank für Ihre so erfreuliche Depesche, die mir soeben hieher nachtelegraphirt wird. Es macht mich ganz glücklich, daß das warme Interesse, das Sie meinem kleinen Lustspiel schon nach der Lecture entgegen-

gebracht haben, nun auch von den spröden Premièrengästen des Burgtheaters als berechtigt anerkannt wurde, und daß das Entzücken, das mir Ihre zwingend liebenswürdige und beredte Darstellung des Marquis bereitet hat, von aller Welt so lebhaft mitempfunden wurde.[1] Mit dem wärmsten Dank und in herzlicher Verehrung Ihr

Oscar Blumenthal.

[1] Am 27. Februar 1904 wurde die dramatische Plauderei in einem Akt „Wann wir altern" von Oscar Blumenthal zum ersten Male mit großem Erfolge im Burgtheater gegeben. Drei Jahre später — am 19. Dezember 1907 — richtete Blumenthal folgendes Schreiben an Sonnenthal: „Hochverehrter Freund! Ich habe mir gestattet, die Neuauflage meines einaktigen Lustspiels „Wann wir altern" in dankbarer Erinnerung an Ihre unvergleichbare Verkörperung des Marquis Ihnen zu widmen, und sende Ihnen in der Einlage den ersten Bogen, der das Widmungsgedicht enthält. Hoffentlich sind Sie damit einverstanden, daß ich Ihnen durch dieses bescheidene Zeichen meiner Dankbarkeit aufs Neue meine tiefe Verehrung bezeuge. Ihr herzlich ergebener Dr. Oscar Blumenthal." —

Sonnenthal antwortete: „Hochverehrter Freund! ‚Es soll der Sänger mit dem König gehen' — aber vor allem der Schauspieler mit dem Dichter. Diesem Wahlspruch bin ich während meiner ganzen Laufbahn und auch diesmal Ihrer wahrhaft poetischen Dichtung gegenüber treu geblieben, und wenn das Bild gelungen ist, so habe ich als Nachschöpfer nur mein ganz bescheidenes Teil dazu beigetragen. Aber nichtsdestoweniger hat mich Ihre reizende Widmung im höchsten Grade entzückt. Sie war mir diesmal mein werthvollstes Geburtstags-Geschenk, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen." — Die Widmung lautet:

An Adolf Sonnenthal!

‚Wann altern wir?' ... Du gingst der Frage nach,
Die eines Herbsttags Zwielicht mir geboren — —
Und unverlierbar klingt mir's in den Ohren,
Wie Deine Kunst aus meinen Worten sprach.

Das war der Schwermut Reiz, den Du nur kennst!
Das war des Herzens ungebrochner Vollton,
Das war der tiefe, zauberreiche Mollton,
Den Du, nur Du allein Dein Eigen nennst.

Mein Vers und Deine Kunst verwob sich hier
In ein Gespinst von Heiterkeit und Wehmut,
Und so bekenne ich mit freud'ger Demut:
Du hast mir mehr gegeben als ich Dir ...

Der Jahre Groll, der Endlichkeit Geschick —
Dir konnt' es nichts entreißen, nichts entraffen ...
Ein Quell der Freude sprang aus Deinem Schaffen
Und strömt aus jeder Brust zu Dir zurück.

Oscar Blumenthal.

Eugen Zabel an Sonnenthal.

Berlin-Charlottenburg, 11. September 1904.

Verehrtester Freund!

Erst jetzt komme ich dazu, Ihnen meinen aufrichtigen Dank auszusprechen für den liebenswürdigen Gruß, den Sie mir bei Ihrem Gastspiel im Residenztheater während des vergangenen Frühlings sendeten. Leider konnte ich mich diesmal Ihrer Triumphe nicht wie bei den früheren Gelegenheiten erfreuen, wenn Ihr Weg Sie nach Berlin führte. Ich befand mich nämlich damals in den Vereinigten Staaten von Amerika zum Besuche der Weltausstellung von St. Louis. Soll es wirklich damit sein Bewenden haben, daß Sie uns nicht wieder mit Ihren künstlerischen Leistungen erfreuen wollen? Man soll bekanntlich niemals „niemals!" sagen und ich hoffe später einmal nachholen zu können, was ich diesmal zu meinem Bedauern versäumt habe ...

Und nun noch eine Frage, die Sie vielleicht etwas komisch finden werden, und die ich doch ganz ernst meine. Mir fiel es bei den sogenannten „Meisterspielen" im Kroll'schen Theater auf, daß sich in Ihrer Sprachtechnik in den letzten Jahren eine feine und doch für mein Ohr sehr charakteristische Wandlung vollzogen hat. Bei Ihrer Darstellung des „Nathan" und „König Lear" glaubte ich zu bemerken, daß Sie von dem „grasseyirten" Gaumen-„R", das Sie sonst bevorzugten, zu dem an die Zähne schlagenden „R", das ich sonst nicht an Ihnen beobachtet habe, übergegangen sind. Bei einem Künstler Ihres Ranges ist es ganz selbstverständlich, daß sich eine solche Veränderung in der Aussprache nicht zufällig eingestellt hat, daß sie vielmehr das Produkt einer genauen Erwägung sein muß. Entschuldigen Sie meine Neugierde, die mich zu fragen

veranlaßt, wann diese Wandlung in der Behandlung des „R" sich bei Ihnen zum erstenmal vollzogen hat. Das Thema interessiert mich ungemein. Wie Sie wissen widmet Legouvé in seinem ausgezeichneten Buch „L'art de lecture" der Aussprache des „R" ein ganzes Capitel.

Mit herzlichem Gruß Ihr treu ergebener

Eugen Zabel.

Sonnenthal an Eugen Zabel.

Wien, 14. September 1904.

Theuerster Freund!

... Daß ich Sie bei meinem letzten Berliner Aufenthalt versäumte, hat mir furchtbar leid gethan; ich wollte mich von meinen dortigen Freunden verabschieden und ich bin so eitel, in erster Reihe Sie zu diesen zu zählen. Nun, vielleicht führt Sie mein guter Stern wieder einmal ins Burgtheater, denn hier denke ich noch eine Weile fortzuarbeiten — ich wollte nur meine auswärtigen Gastspiele beschließen.[1]

Was Ihre „R"-Frage betrifft, so möchte ich sie mit einer kleinen Episode beantworten, die ich vor langen Jahren mit Altmeister Anschütz erlebte. Es war in den allerersten Anfängen meines Burgtheater-Engagements, als ich eines Abends in „Kabale und Liebe" mit Anschütz als Miller den Ferdinand spielte. In meinen freien Scenen stand ich hinter der ersten Coulisse und lauschte atemlos jedem seiner Worte, folgte jeder seiner Bewegungen, und als er nach einer großen Scene unter dem jubelnden Beifall des Publikums abging, da stürzte ich auf ihn zu und, sprachlos wie ich war, küßte ich ihm nur die Hände. Er aber nahm mich unterm Arm, führte mich in eine dunkle Ecke des Theaters und sagte: „Junger Mann, Ihr Enthusiasmus freut mich sehr. Erhalten Sie sich ihn und Sie werden mit Ihrem schönen Talent Ihr Ziel erreichen. Zugleich aber will ich Ihnen einen Trost geben für die theilweise herbe Kritik, die Ihrem Ferdinand zu Theil wurde. Wie Sie mich da sehen,

wurde ich, als ich das erstemal den Miller spielte, gerade so wie Sie — und vielleicht noch mehr — von der Kritik angegriffen; heute werde ich in dieser Rolle vergöttert, und ich gebe Ihnen die heilige Versicherung, ich spiele heute die Rolle nicht um einen Haarstrich, nicht um ein I-tüpfelchen anders, als vor zwanzig Jahren."

Und so möchte ich Ihnen antworten: ich spreche das „R" heute nicht anders aus, als vor zwanzig Jahren, nur mag Ihnen vielleicht eine Veränderung dadurch aufgefallen sein, weil ich in älteren Rollen, wie „Lear", „Nathan" und anderen mein Organ um einige Töne tiefer anschlage und vielleicht dadurch der „R"-Laut eine Veränderung erlitt. Auf die allgemeine deutliche Aussprache habe ich allerdings mein Lebtag große Studien verwendet, denn ein anderer Franzose, mein Freund Coquelin, sagt in seinem Büchlein: „L'art et le comédien" unter anderem: „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige und Deutlichkeit ist die Höflichkeit der Schauspieler"; und dieser Deutlichkeit und Richtigkeit der Aussprache habe ich mich von jeher beflissen und natürlich auch dem „R" — ja diesem besonders — meine Aufmerksamkeit zugewendet.

Aber ich danke Ihnen jedenfalls für diesen erneuten Beweis Ihrer Theilnahme. Mit welcher erhöhten Aufmerksamkeit mußten Sie mir folgen, wenn Sie wirklich diesen Unterschied herausgefunden haben. Vielleicht unter Tausenden der Einzige.

Und nun nochmals für Alles, Alles Dank und tausend herzliche Grüße von Ihrem

treu ergebenen

A. Sonnenthal.

[1] Sonnenthal hatte vom 5. bis 16. April 1904 am Residenztheater zu Berlin (Direktion Lautenburg) gastiert. Es war das letzte größere Gastspiel, das er absolvierte. In den nächsten Jahren unternahm er nur noch kleine Ausflüge zur Weihnachts- und Osterzeit nach Brünn und Prag, wo er aus alter Gewohnheit in diesen Tagen an zwei oder drei Abenden auftrat, genoß aber im übrigen seinen Urlaub in den letzten Jahren ausschließlich zu seiner Erholung im Anschluß an die Sommerferien und im Jahre 1907 ausnahmsweise im Frühling zu einer lange ersehnten Reise nach Italien.

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor an Sonnenthal.

Wien, 14. November 1904.

Lieber Sonnenthal!

Das gibt es nicht, daß ich einen Ihrerseits errungenen großartigen schauspielerischen Erfolg so stillschweigend vorübergehen lasse, ohne Sie zu demselben zu beglückwünschen!

Sie sollen einmal wieder unübertrefflich gewesen sein und ich könnte Ihnen zurufen: „Grand Roi cesse de vaincre ou je cesse d'écrire," wenn es mir nicht leid thun würde, Sie nicht mehr siegen zu sehen und Ihnen nicht mehr schreiben zu können oder zu dürfen.

Ich bin auf der Durchreise hier und finde nicht mehr die Zeit in das Burgtheater zu gehen, um mich an Ihrem Spiele in „Maskerade"[1] zu erfreuen, allein wenn ich im Januar zurückkehre und das Stück noch auf dem Repertoire ist, will ich es gewiß nicht versäumen.

Tausend Grüße von der ewig treuen

Fürstin von Metternich-Sándor.

[1] „Maskerade", Schauspiel in vier Akten von Ludwig Fulda, kam am 12. November 1904 zur ersten Aufführung am Burgtheater und wurde ein beliebtes Repertoirestück dieser Bühne.

Albrecht Graf Wickenburg[1] an Sonnenthal.

Wien, 19. Dezember 1904.

Hochverehrter Herr und lieber alter Freund!

Gestatten Sie mir, mich in die ungezählte Schaar derjenigen zu mengen, die Ihnen zu Ihrem siebzigsten Geburtstage ihre wärmsten und innigsten Glückwünsche darbringen werden. Darf ich mich doch zu Ihren ältesten Verehrern und Bewunderern zählen! Schon vor fünfzig Jahren war ich als eifriger Besucher des Grazer Theaters Zeuge Ihrer ersten künstlerischen Anfänge und des immer wachsenden Interesses, mit dem mein damaliger väterlicher Freund, unser unvergeß-

licher Carl von Holtei, der ja auch in Ihrem Leben eine so wichtige Rolle spielte, Ihre vielverheißenden Leistungen verfolgte. Wenige Jahre später fand ich Sie schon als eine Zierde unseres theuren Burgtheaters in Wien und von da ab sah ich Sie allmählig sich zur stolzesten Säule unseres altehrwürdigen Kunsttempels emporrecken — heute aber habe ich noch die Freude, Sie von aller Welt als den unübertroffenen Altmeister deutscher Schauspielkunst bewundert und bejubelt zu sehen. Für so manche Stunden reinsten Kunstgenusses und tiefster seelischer Eindrücke habe ich Ihnen zu danken — daß ich Ihnen aber auch ganz persönlich für immerdar verpflichtet bin, daß Sie einst geradezu mein Schicksalsmacher waren, werden Sie entweder gar nicht gewußt oder längst wieder vergessen haben.

An einem Abende des Jahres 1868 war's, daß wir im Hause eines gemeinschaftlichen Freundes zusammentrafen. Sie zogen damals ein dünnes Bändchen aus der Tasche und lasen der Gesellschaft mit dem ganzen Zauber Ihres Vortrags die poetischen Erstlinge einer jungen Dichterin vor, die auf mich einen solchen Eindruck machten, daß ich alsbald nach der persönlichen Bekanntschaft der Verfasserin strebte, die auch einige Monate später meine Gattin wurde.[2] Zu zweiundzwanzig Jahren schönsten Erdenglückes haben Sie mir an jenem Abende verholfen, und wenn es auch vor nun schon fünfzehn Jahren grausam vernichtet wurde — es besessen zu haben, ist heute noch mein reinstes Hochgefühl! Sie sehen also, theurer Freund, wie sehr der Name Sonnenthal mit meinem ganzen Dasein verflochten ist, und wie ich allen Grund habe, Ihnen wärmer und inniger zu danken, als vielleicht irgend ein Anderer. Lassen Sie mich's denn aus tiefster Seele thun und Ihnen bewegt die Hand drücken, auch im Namen der theuren Verewigten, als Ihr treu erkenntlicher

Albrecht Wickenburg.

[1] Albrecht Graf Wickenburg, Schriftsteller, geb. 1838 zu Graz, gest. 17. Dezember 1911. — [2] Wilhelmine Gräfin von Wickenburg-Almasy, geb. zu Ofen am 8. April 1845, als feinsinnige Dichterin und auch als dramatische Schriftstellerin rühmlichst bekannt, gest. am 22. Januar 1890 zu Gries bei Bozen.

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor an Sonnenthal.

München, den 19. Dezember 1904.

Lieber Sonnenthal!

Es versteht sich wohl von selbst, daß ich mit meinen Wünschen zu Ihrem Geburtstage nicht zurückbleiben darf, kann und will.

Ich gratulire Ihnen und uns Allen! — Ihnen, daß Sie in das sogenannte Patriarchen-Alter jugendlich rüstigen Schrittes eintreten, uns, daß Sie zur Welt gekommen sind! —

Sie haben den Menschen durch Ihr großes Talent viele schöne Stunden und Kunstgenüsse bereitet. — Ihren Freunden aber außerdem ein Muster-Exemplar eines guten, liebenswürdigen, vornehm gesinnten Mannes vorgeführt, den sie stolz sind zu lieben, zu schätzen, und hoch zu achten.

Unter diesen Freunden verlange ich peremptorisch in erster, ja allererster, Reihe gezählt zu werden. Gott erhalte Sie uns, und Ihrer Herrin — der Kunst!

Ihre Ihnen unwandelbar treu ergebene Freundin

Fürstin von Metternich-Sándor.

Adolf Wilbrandt an Sonnenthal.

Rostock, 19. Dezember 1904.

Mein geliebter Adolf!

Ein schönster Tag! Dein 21. Dezember in diesem Jahr. Wie viel Großes und Schönes liegt hinter Dir; wie viel Herrliches, Gottgesegnetes ist Dir geblieben, und uns mit Dir. Und all das Große und Schöne, das wir durch Dich und mit Dir erlebten, es ist unvergänglich!

So ist's ein wundervoller, sonnenheller, sonnenwarmer Festtag, für Dich und für uns. Wie gern erlebt' ich ihn mit Dir! mit Euch Allen! — Aber auch aus der Ferne erleb' ich ihn mit.

In Berlin werde ich sein, bei meinen Kindern. Die werden mit mir bechern und anstoßen: der geliebte Meister hoch!

Er lebe lange, schaffend und glücklich! ...

Adolf, Du wirst viel geliebt! Deine großen Eigenschaften sind so sehr zum *Lieben*. Ich glaube, das ist Dein schönster Kranz!

Als einer, der Dich recht von Herzen liebt, drück' ich Dich mit allen Segenswünschen ans Herz.

Bis ans Ende Dein

Adolf Wilbrandt.

Dr. Paul Schlenther an Sonnenthal.

Wien, 20. Dezember 1904.

Lieber Meister Sonnenthal!

Der Geburtstag, den Sie jetzt mit Ihrer Familie und der Schaar Ihrer Freunde feiern, ist für das Burgtheater belanglos, denn im Burgtheater vollzog sich Ihre Lebenswende nicht an einem Tag, nicht einmal an einem Geburtstag. Sie vollzog sich in dauerhaft wechselnder Entwicklung. Sie vollzog sich, als Ihre Meisterschaft die Königskrone eines großen Reiches niederlegte, um ein neues Reich, das Reich des Alters zu erobern. Sie vollzog sich, als aus Mortimer Wallenstein, aus Hamlet Lear, aus Bolz Nathan, aus Carlos und Posa Philipp wurde, als im zweiten Menschenalter Ihre zweite Größe wuchs. Dies verdanken wir dem Umstand, daß vor siebzig Jahren bei Sonnenthals Sonnenaufgang zwei grimme Feinde, Genie und Fleiß, übereinkamen, in Adolfchens Seele sich wieder einmal zu vertragen.

Aus dem Zusammenklang dieser widerstrebenden Mächte entstand die priesterliche Gestalt des Führers deutscher Schauspielkunst. Der wahre Priester gedeiht nur am Heiligthum seiner Göttin. Das haben Sie seit den angstvollen Tagen Ihres Wiener Probespiels mit starkem und reinem Künstler-

geist gefühlt. Darum sind Sie — ein seltener Glücksfall — auch in den Wintern Ihres Mißvergnügens niemals um Entlassung aus dem Burgtheater eingekommen. Weil Sie Gut und Blut in den Dienst des Ganzen stellten, so wurden Sie eins mit dem Ganzen. Wenn Sie gelegentlich aus der Stadtmauer traten, so hieß es nicht nur: dies ist Sonnenthal, sondern auch: dies ist das Wiener Burgtheater.

Sie haben Schule gemacht. Aber nicht im Wachtmeister-Sinne des Räusperns und Spuckens. Schon deshalb nicht, weil Ihre Ästhetik das Spucken nie, das Räuspern höchstens an Sonn- und Feiertagen erlaubte. Nicht Ihre Art hat sich der Nachwuchs zum Beispiel genommen, sondern Ihre Kunst, die eigene Art durchzubilden, den Stil der eigenen Natur zu finden.

Die warmen Quellen, vom sanften Mühlbrunn bis zum hochaufstürzenden Sprudel, hat der Genius tief in Ihre Brust versenkt. Aber der Fleiß hat bohrend nach ihnen gesucht. So sprangen diese Quellen ans Licht und sprechen den Ton der heimlichsten Gründe.

Ihre Ursprünglichkeit konnte auch Gegenströmen widerstehen. Sie tauchten unter, man gab Sie verloren, aber — ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß — und diesseits der Strömung stiegen Sie wieder empor, den goldenen Becher winkend in der Hand. Man bangte, Henschel würde den Risler verschlingen, Risler aber verwandelte sich in Henschel und entdeckte im schlesischen Fuhrmann das Lear-Element. Echtes ward durch Echtheit, Menschliches durch Menschlichkeit magnetisch berührt, magisch erleuchtet. Möchten Junge und Jüngste noch lange sagen dürfen: Sonnenthals Sonne, siehe, sie lächelt auch uns!

Kurzum, verehrter Freund, wir beglückwünschen Sie nicht zu Ihrem siebzigsten Geburtstag, wir beglückwünschen uns zu Ihrem siebzehnjährigen Herzen.

Ihr ergebener

Paul Schlenther.

Arthur Schnitzler an Sonnenthal.

Wien, 20. Dezember 1904.

Hochverehrter Herr von Sonnenthal!

Zum heutigen Tag gratulire ich Ihnen von ganzem Herzen. Meine Dankbarkeit als Autor, so aufrichtig und lebhaft sie ist, geht heute, noch tiefer als sonst, unter in den beglückten Erinnerungen an das viele hohe, unvergeßliche, das Sie uns seit vielen Jahren — es sind noch immer viel zu wenige — gegeben haben.

„Einer der uns vorspielen kann, was er will, ist doch mehr als wir Alle" — sagt der Herzog von Cadignan, den Sie als Henri (leider nicht oft genug) totgestochen haben.[1]

Bleiben Sie doch noch lange, verehrter Meister, der Unvergleichliche, dessen Kunst wir bewundern und lieben — der, der Sie sind — „mehr als wir Alle!" ...

Ihr

Arthur Schnitzler.

[1] Im „Grünen Kakadu", Groteske in einem Akt von Arthur Schnitzler.

Clara Ziegler[1] an Sonnenthal.

München, 13. Januar 1905.

Unerreichter College!
Liebwerther Adolf!

Durch Übersendung der Miniatur-Medaille[2] haben Sie mir eine wahre Herzensfreude bereitet, wofür ich Ihnen auf das Wärmste danke. Wenn die Anerkennung der Mitwelt in solcher Form zum Ausdruck kommt, so kann der Künstler mit Befriedigung auf seine mühevolle künstlerische Laufbahn zurückblicken.

Befindet er sich, wie Sie, theuerster College, in der glücklichen Lage, mit siebzig Jahren in ungebrochener Kraft wirken zu können, so ist er ein doppelter Liebling der Götter.

Mit großem Interesse und Freude verfolge ich Ihr Wirken, und staune oft über Ihre Leistungsfähigkeit, während ich durch ein tückisches Herzleiden zur Ruhe und Unthätigkeit verurtheilt bin, und besonders in letzter Zeit schwer litt.

Ich habe nun Muße, die Erinnerung möglichst oft zu Gast zu laden, und mit besonderer Freude weilen meine Gedanken bei jenen Collegen, deren Kunstleistungen einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machten, und hier steht Adolf Sonnenthal als leuchtender Stern obenan. Ich habe Sie nicht nur bewundert, ich habe von Ihnen gelernt, und deshalb wird meine Verehrung für Sie niemals erlöschen. Ihre Kunst wirkte auf mich veredelnd und belehrend zugleich, und hierin liegt der Maßstab für Ihre Kunst. Nicht alle hervorragenden Künstler sind im Stande, solche Empfindungen auszulösen. Das Harmonische in Ihren Kunstleistungen ist das Geheimnis solcher Wirkung.

Nochmals Dank und herzlichste Grüße von Ihrer

Clara Ziegler.

[1] Clara Ziegler, berühmte Tragödin, geb. den 27. April 1844 zu München, Ehrenmitglied der Hoftheater zu München und Darmstadt, gest. den 19. Dezember 1909 zu München. Im Jahre 1869 trat Clara Ziegler an sechs Abenden als Gast am Hofburgtheater auf. Dieses Gastspiel sollte mit ihrem Engagement an dem Wiener Hoftheater enden, jedoch wurde sie von der Münchener Intendanz nicht freigegeben. — [2] Kleine goldene Porträt-Medaille Sonnenthals, zu seinem 70. Geburtstag geprägt und ihm gewidmet von Johann Schwerdtner.

Friedrich Graf von Schönborn-Buchheim an Sonnenthal.

Wien (Neuwaldegg), 21. Mai 1905.

Verehrter Meister!

Gestern Abends habe ich den „Sommernachtstraum", von den Berlinern dargestellt, gesehen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine noch frischen Eindrücke mitteile; sehr gerne möchte ich Sie dann nächstens besuchen und von Ihnen hören, ob Sie — der in meinen Augen in schauspielerischen Dingen

allercompetenteste Fachmann — einverstanden sind. Deshalb verzeihen Sie die Belästigung durch meine schlechte Schrift!

Ich hatte den Eindruck, sehr große schauspielerische Talente und Studien unrichtig verwendet zu sehen, wenigstens zum Theile unrichtig verwendet zu sehen.

Was hilft mir — um das Wichtigste zuerst hervorzuheben — was hilft mir das ausgezeichnete Zusammenwirken, die Lebendigkeit der Darstellung, die raffinirt gesteigerte Regiekunst, wenn ich das gesprochene Wort nur mangelhaft verstehe! Das Wort, das auf der Bühne gesprochene Wort, ist doch das vornehmste Mittel der Schauspielkunst; es ist die Münze, in welcher der Dichter uns seine wunderbaren Gottesgaben mitteilt; und wie die Münze soll es gut und scharf ausgeprägt, es soll deutlich und vernehmlich sein. Und erst die Worte eines Meisters, wie Shakespeare! Daß mir der Sommernachtstraum, seit einem halben Jahrhundert, bekannt ist, werden Sie mir wohl glauben. Trotzdem ging mir, insbesondere bei den Darstellern des Oberon, der Hermia und Helena, ein großer Theil der Reden verloren. Wie mag es bei Jenen sein, die niemals das Stück gesehen, noch auch es gelesen haben! Wie sollen diese Hörer der genial angelegten, aber complicirten Handlung folgen können? — Die zum Greifen natürlichen Bäume und Grasplätze, der Mondscheinzauber und die schwebenden Leuchtkäfer sind kein Ersatz für Shakespeares Text.

Die Rüpel sind in unsterblicher Komik von Shakespeare hingestellt worden; es sind plumpe, ungebildete Menschen, die poetisch sein wollen. Man lasse sie natürlich sprechen, sich natürlich bewegen, und sie werden uns Alte ebenso wie alle kommenden Generationen erheitern. Es ist nicht nur überflüssig, sondern direkt schädlich, wenn ihre Darsteller, wie ich es gestern sah, Stimmton und Bewegungen von den Cirkus-Clowns herholen. Der Geschmack der Spieler wie Zuseher wird ja auf diese Weise unfehlbar heruntergebracht.

Die Darstellerin des Puck hat, mit großer Begabung und ebensolchem Eifer, eine Rolle herausgearbeitet, welche aus dem Rahmen des Sommernachtstraumes herausfällt. Die Elfen sind uns Nordländern liebliche, graziöse, duftige Wesen;

man braucht nur ein wenig nordische Märchen, Sagen, Gedichte zu kennen, um es zu wissen, daß gewiß auch nach Shakespeares Absicht die Elfen fein, poetisch, schön dargestellt sein, sollen. Schon die Namen, welche die meisten von ihnen tragen, zeigen das. Puck ist allerdings ein Spitzbube und Kobold. Allein das Schalkhafte, das in ihm steckt, soll das Liebliche nicht ausschließen. Wie lebendig, wie schalkhaft und dabei wie schön hat die Hohenfels seinerzeit diese Rolle gespielt! Fräulein Eysoldt aber macht einen derben, geflissentlich häßlichen wilden Schusterbuben aus ihm. Sie führt die von ihr, nicht von Shakespeare, geschaffene Rolle meisterhaft durch (bis auf das auch bei ihr manchmal uncorrecte Sprechen). Aber der dienstbare Geist des Elfenkönigs ist kein Schusterjunge. Allerdings wird unter den Händen der Berliner aus Oberon selbst ein decadenter Lebejüngling, mit bald hochpoetischen, bald naturalistischen Accenten. Die beiden Liebespaare sollten sich stets erinnern oder von Andern erinnert werden, daß die quecksilberne Beweglichkeit der Zungen und der Körper noch keine Griechen macht. Und doch sollen sie Griechen sein, nach Absicht des Dichters, also: gewiegt im Arme der Schönheit und des Maßes — wie es so schön im „Sohn der Wildnis" heißt.

Ich bin sehr neugierig auf die Aufnahme dieser Vorstellungen im großen, aber gebildeten Publikum. Gestern war der gerade versammelte Theil desselben, besonders in den ersten Akten, auffallend kühl. Das Burgtheater steht eben noch immer, glücklicherweise, und es steht nicht weit von der Wieden!

Wäre ich ein Mann, der künstlerische Autorität besitzt, d. h. ein anerkannter Kritiker, würde ich das Gesagte veröffentlicht haben. Allein ich bin nichts als ein Theilchen des Publikums; auch würde ich eine Polemik hervorrufen, die durchzufechten mir die Zeit fehlt. Deshalb hat sich Ihnen gegenüber expectorirt, lieber Herr von Sonnenthal,

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Friedrich Schönborn.

Nächstens, wie gesagt, komme ich, Sie in Ihrem Tuskulum heimzusuchen; deshalb bitte ich nicht schriftlich, sondern mündlich zu antworten. Sagen Sie mir, daß ich zu schwarz sehe, um so besser für die deutsche Schauspielkunst!

Pauline Fürstin von Metternich-Sándor an Sonnenthal.

Bajna, den 24. September 1905.

Lieber Sonnenthal!

Ich muß den „Schleier des Glückes“[1] heben, um mich Ihnen als Gratulantin vorzustellen und Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich über den großen Erfolg, welchen Sie errungen haben, von Herzen freue! — Der Meister soll sich wieder einmal übertroffen haben und Alles ist von der Großartigkeit seiner Leistung entzückt. Sie wissen, mit welch' freundschaftlichen Gefühlen ich von jeher Ihre wunderbaren Schöpfungen auf schauspielerischem Gebiete verfolgt habe, und es sollte mich wundern, daß Sie nicht auch diesmal auf den Ausdruck meiner bewundernden Antheilnahme gerechnet haben sollten. — Wenn Sie es nicht gethan haben, so liegt das einzig und allein in Ihrer angeborenen Bescheidenheit, welche Sie vor allen andern Künstlern Ihres Faches auszeichnet und die unerreicht, wie Ihr Talent, dasteht.

Freund Spiegl, welcher vor Kurzem acht Tage hier bei mir zubrachte, hat mir viel von Ihnen erzählt und mir gesagt, was mich sehr glücklich machte, daß Sie in Gastein munter und wohlauf waren, sowie auch daß Ihnen die Cur gut bekommen sei.

Von hier kann ich Ihnen nur berichten, daß Mutter und Tochter die ländliche Ruhe genießen und Alles schön und gut wäre, wenn nicht die herrschenden scheußlichen nie-der-träch-ti-gen politischen Zustände die Lebensfreude stündlich verbittern würden!

Unser armer, armer geliebter Kaiser thut mir in der Seele leid! — Das ist der Lohn für Sein dem Wohlergehen Seiner

Völker ganz geweihtes Leben! Gott erbarme sich unserer schönen Monarchie!

Gott befohlen, lieber Getreuer! Es sagt Ihnen alles erdenkliche Liebe, Schöne, Gute und freundlich freundschaftliche

Ihre alte

Fürstin von Metternich-Sándor.

P. S. Spiegl behauptet, daß es keine Frau gäbe, welche einen Brief ohne ein Postskriptum abzusenden im Stande wäre. Folglich muß ich es auch thun. Ich wollte Ihnen nämlich sagen, daß es ein Stück gibt, welches eine wunderbare Sonnenthal-Rolle enthält und überhaupt ganz reizend sein soll. Es ist „Le secret de Polichinelle“ betitelt und hat in Paris einen Riesenerfolg gehabt. Haben Sie davon Kenntnis?

[1] „Der Schleier des Glücks“, Schauspiel in einem Akt von George Clemenceau, gelangte am 19. September 1905 zur ersten Aufführung im Burgtheater.

Sonnenthal an Pauline Fürstin von Metternich-Sándor.

Wien, 27. September 1905.

Meine gnädigste, meine geliebteste Fürstin!

Wissen Sie denn auch, welche große, welche unsagbare Freude mir Ihr liebes, herzliches Schreiben bereitet hat? Sie gehören ja zu den wenigen Auserlesenen, deren Beifall zu erringen mein einziges Streben ist, deren Anerkennung mir Sporn und Aneiferung ist, dem Höchsten in unserer Kunst nachzustreben, und wenn mir dies wirklich hie und da auch nur annähernd gelingt, so ist eine solche Anerkennung auch mein einziger Lohn, der mir über allen Beifall der Menge geht und mir die einzige künstlerische Befriedigung gewährt. Darum Dank, innigsten Dank, meine theure Gönnerin!

Meine Aufgabe war übrigens diesmal wirklich nicht leicht. Im Vorhinein schon wegen der fremdländischen Maske. Denken Sie, ein Chinese — und ein tiefernster, ein poetischer, man möchte sagen ein märchenhafter Charakter! Ein Blinder,

der sich aber in seiner Blindheit sehr glücklich fühlt, denn er wähnt sich von einer angebeteten Gattin, von einem liebenden Sohn, von treuen zuverlässigen Freunden umgeben, und in dem Augenblick, da er durch das Mittel eines fremden Heilkünstlers wieder sehend wird, sieht er, daß Alles um ihn herum — Weib, Kind und Freunde — falsch und treulos, daß Alles Verstellung, Heuchelei und Lüge gewesen, und ist natürlich zu Tode betrübt. „Er war blind und der Himmel war blau, er sieht wieder und die Welt ist schwarz, schwarz.“ Und nun beredet er sich: das Mittel, das ihm der „Barbar“ gegeben, war ein Produkt der Finsternis, ein Höllenmittel, und was er gesehen hat, war gar nicht da — der Heilkünstler hätte ihm nur den Schleier gelüftet, um ihn durch einen andern zu ersetzen. Er sehnt sich zurück nach seiner Blindheit, die allein zur glücklichen Wahrheit führt, und nachdem ihm der Heilkünstler strenge empfohlen, wenn er täglich mehr als drei Tropfen nähme, würde er das Augenlicht auf immer verlieren, schüttet er sich den ganzen Inhalt der Flasche in die Augen, erblindet natürlich aufs Neue und — fühlt sich wieder glücklich. In diesem Moment liegt der springende Punkt des Stückes, diesen Übergang dem Publikum plausibel zu machen, aber es scheint, daß es mir einigermaßen gelungen ist, denn die Aufnahme war eine warme und freundliche.

Das Stück „Le secret de Polichinelle“ ist ja schon voriges Jahr unter dem Titel „Ein lautes Geheimnis“ am Volkstheater aufgeführt worden. Zu meinem größten Verdruß, denn die brillante Hauptrolle darin hätte mir sehr gut gepaßt.

Was Sie von unserem geliebten Kaiser sagen, theile ich mit Ihnen aus vollem Herzen. Sein Ausruf: „So soll mir denn nichts erspart bleiben“ scheint sich in der That zu bewahrheiten und jedem ehrlichen Patrioten blutet das Herz. Gott besser's! ...

In innigster dankbarster Verehrung Eurer Durchlaucht

treu ergebener

A. Sonnenthal.

Olga Lewinsky-Precheisen an Sonnenthal.

Düsseldorf, 5. April 1906.

Mein geliebter, verehrter Freund!

Dir als demjenigen, der zuerst daran gedacht, unser Lebenslos zu erleichtern und zu verschönern, der Du vor nun fast siebzehn Jahren so wohlmeinend in unser Schicksal eingriffest und mich nach langer Wanderschaft ans Burgtheater riefest — Dir soll als Erstem die Mitteilung werden, daß ich nun zum drittenmale in die Thore einziehe, die sich vor sieben Jahren so unerwünscht hinter mir schlossen! Ich muß es, in Rücksicht auf die alten Tage meines Mannes, auch für die bessere Sicherung meiner Zukunft, hochpreisen, und was auch meiner wartet an kampfvollen, unerfreulichen Aussichten — die Freude, den Erfordernissen des Augenblicks in jedem Sinne stehen zu können, überwiegt jedes Bangen! Ich weiß, Du freust Dich mit uns, ja ich danke wohl gar manchem guten Worte, das Du meinem Gedächtnis spendetest, die Wendung meines Lebens!

Nach Ostern komme ich selbst, indeß innigste Grüße Dir und den lieben Deinen!

Treu in alle Zeit

Deine

Olga Lewinsky.

Dr. Paul Schlenther an Sonnenthal.

Wien, 11. Mai 1906.

Hochverehrter Freund!

Vermute ich richtig, wenn ich annehme, daß Sie sich die Strapazen einer völlig umgestaltenden Neueinstudirung des „Faust“ nicht werden auferlegen wollen?[1] Ich bin zwar betreffs der Gesammtleistung des Faust in ziemlicher Besetzungsverlegenheit, aber auch ich möchte Ihnen die physisch sehr anstrengende Arbeit, die zum Theil Umlernung wäre, nicht

zumuten. Nun haben Sie mir aber einmal bei einer Faustprobe gesagt, wenn Sie nicht mehr den Faust spielten, so möchten Sie die Stimme des Herrn sprechen. Das gäbe allerdings den Engeln Stärke!

Um Gottes, des Herrn, Willen: Sie werden doch nicht kurz vor Ihrem fünfzigjährigen Jubiläum zum erstenmal in Ihrem Leben wortbrüchig werden?[2]

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Paul Schlenther.

[1] Sonnenthal hatte den Faust, I. Teil, schon zu Lebzeiten Roberts und Krastels abgegeben und ihn nur dann übernommen, wenn durch die Erkrankung der beiden Darsteller der Rolle die Vorstellung gefährdet war. Diesmal handelte es sich auch um den II. Teil. — [2] Der neueinstudierte „Faust", I. Teil, wurde am 5. November 1906 mit Gregori als Faust, Kainz als Mephisto und Frau Medelsky als Gretchen zum ersten Male gegeben. Sonnenthal sprach „die Stimme des Herrn".

Dr. Paul Schlenther an Sonnenthal.[1]

Die ersten Gespräche, die ich — anfangs der sechziger Jahre — über Bühne und Schauspielkunst zu hören bekam, drehten sich ums Königsberger Stadttheater. Auch damals lobte man das Einst auf Kosten des Jetzt. Man war einig, daß zehn Jahre früher dort alles besser war. Von den Lippen gewiegter Vettern und berückter Basen klang mir immer wieder ein Name entgegen: Das wäre nie zuvor gewesen; das käme nie wieder! Wer Sonnenthals Namen aussprach, sprach von Sonnenthals Herzen. So gehörte Ihr Herz, geliebter Meister und verehrter Freund, von früh an zu meiner Familie. Meine Sehnsucht wuchs, die Kunst Ihres Herzens, das Herz Ihrer Kunst nun endlich kennen zu lernen. Aber Sie verschmähten als Gastquartier Ihr altes Königsberg.

Erst im Sommer 1879 sah ich Sie bei Wallner in Berlin. Jedoch der stupende Erfolg von „Rosenkranz und Güldenstern" hinderte alle übrigen Rollen. Vor lauter Rosenkränzen sah

man Ihren Hamlet nicht. Dann aber haben Sie mit Ausnahme weniger Eintagsfliegen nichts mehr gespielt, was meiner zuschauenden Teilnahme entgangen wäre. War es nicht in Wien selbst, so war es in Berlin. Freilich in der Hand des einstigen Enthusiasten von der „Bullerloge" (vielleicht erinnern Sie sich dieses ostpreußischen Lokalausdrucks für den „Juchhe") lag schon ein Rhadamanthysschwert. Zudem waren streitbare Zeiten gekommen. Eine junge Literatur wollte sich gegen eine alte Schauspielkunst durchsetzen, die mit Paraderollen von vorgestern kam. Auch Sie brachten Theaterstücke, deren „Wahrheit" uns nicht mehr wahr, deren „Schönheit" uns nicht mehr schön deuchte. Auch Sie hörten von uns kriegerischen Klang.[2] Fanatiker waren sogar nahe daran, mit dem, was Sie brachten, Ihre eigene Kunst zu verwechseln und zu verwerfen. Sie schwiegen, zogen heim und holten den Feldherrnstab Wallensteins herbei und Nathans Ringe. Der Feldherr schlug, der Weise versöhnte die Gegner. Das war Ihre Rache, Ihr Sieg, Ihr Friede mit Jungen und Jüngsten. König Lear hat diesen Frieden später ruhmvoll besiegelt.

„Jeder Zoll ein König der Schauspielkunst", schrieb mir ein früherer Komplize nach Wien. Denn mich selbst hatte des Schicksals Woge schon in dasselbe Burgtheater getragen, das einst Ziel meiner Sehnsucht, dann Ziel meiner Mekkafahrten war. Hier, mein Adolf, scheinen wir uns zu vertragen. Darum überreiche ich Ihnen zu Ihrer goldenen Hochzeit mit dem Burgtheater das Register Ihrer schönen und schweren, erhabenen und süßen Sünden. Wär' ich Leporello, so wollt' ich es singen.

Trockene Ziffern, trockene Titel, trockene Namen! Doch in diesen Namen, diesen Titeln, diesen Ziffern welch ein fürstlicher Reichtum selbsterworbenen Besitzes! Zwar soll der erste Mortimer des 18. Mai 1856, Königsbergs Entzücken, bei der Wiener Kritik wenig Gnade gefunden haben, zum holden Trost für alle später durchgefallenen Mortimers. Aber der Karlos des 25. Mai kam schon besser weg, und am 1. Juni — gelobt sei Laube! — ward Romeos nächtliche Fackel das Morgenrot einer Sonnenlaufbahn, wie sie leuchtender und wärmender die Geschichte der Schauspielkunst nicht kennt.

Vierhundertzwölf Zeilen! Vierhundertzwölf Rollen! Jede Zeile eine Leistung! Fast jede eine Tat! Viele darunter Großtaten, von denen die Welt weiß. Und Ihre Welt umschlingt der halbe Erdgürtel von San Franzisko bis Odessa. Gegenüber der Gewalt dieses Werks, das seinen Meister lobt, wäre ein Kommentar arm und hilflos. Für Sie und zu Ihnen sprechen Ihre fünfzig Burgtheaterjahre. Hier ist ein Monument, worauf Ihr vielgeliebter Name allen alles sagt, und auf dessen Sockel wir nur den Wunsch eingraben: dem Burgtheater, dessen guter Geist und bestes Herz Sie sind, sei es fernerweit nach Tassos Wort vergönnt, „im neuen Sonnenthal die Flügel rasch und freudig zu entfalten".

Wien, 18. Mai 1906.

Paul Schlenther.

[1] Vorliegender Brief ist als Einleitung der kleinen Broschüre vorangesetzt, die Schlenther Sonnenthal am 1. Juni 1906 widmete und die unter dem Titel: „Adolf von Sonnenthal. Fünfzig Jahre im Wiener Burgtheater" ein Verzeichnis sämtlicher Rollen enthielt, die Sonnenthal während seiner fünfzigjährigen Zugehörigkeit zum Burgtheater an dieser Bühne zur Darstellung gebracht hatte. (Siehe Anhang.) — [2] Siehe Sonnenthals Briefe an Fulda und Stettenheim vom 14. und 16. Mai 1891. Unter den Angriffen, die Sonnenthal zu jener Zeit von seiten einiger hervorragender Berliner Kritiker zu erleiden hatte, die die hereinströmende Moderne in Literatur und Schauspielkunst besonders leidenschaftlich vertraten, gehörten diejenigen Schlenthers mit zu den schärfsten.

Friedrich Graf von Schönborn an Sonnenthal.

Wien, 31. Mai 1906.

Hochverehrter Meister!

Wenn Sie heute auf Ihre lange künstlerische Laufbahn zurückblicken, so mag es Sie gewiß mit gerechtem Stolze erfüllen, daß Sie stets unter den Allerbesten Ihres Berufes genannt wurden, und daß Sie, durch Gottes Gnade, auch heute noch sind, was Sie waren: eine Zierde der deutschen Schauspielkunst, eine Perle ihrer ersten Bühne!

Allein ich, der ich Sie persönlich kenne, weiß, daß Sie heute gewiß noch eine andere, höhere Genugthuung empfinden: sie

besteht in dem Bewußtsein, so viele Jahre hindurch Andere durch Ihre herrlichen Leistungen erfreut zu haben. Zu diesen unzähligen Anderen gehöre auch ich, und so verbinde ich denn mit meinen herzlichsten freundschaftlichsten Wünschen den Ausdruck meines wärmsten Dankes, den ich Ihnen für so schöne Stunden schulde. Und, als Egoist sprechend, wünsche ich, daß diese Stunden noch recht oft wiederkehren mögen für Ihren aufrichtig ergebenen

Friedrich Schönborn.

Arthur Schnitzler an Sonnenthal.

An Sonnenthal zum 31. Mai 1906.

Seht mir den endlosen Zug von vielfach bedeutenden Schatten!
Manchen, den längst ich vergaß — manchen, der nie mir entschwand.
Niemals so bunte Gesellschaft vereint auf dem Wege betraf ich!
König wandelt und Held, Bürger und Sträfling vorbei;
Auch den Verführer gewahr' ich, den Narren, den Künstler, den Weisen —
Purpur und Panzer erglänzt hell unter Frack und Talar.
Schweben die Einen dahin im Schimmer unsterblicher Hoheit,
Schleichen die Andern bedrückt, wie aus den Grüften gelockt.
Doch wer schwankt aus der Reih' und grüßt mich besonders vertraulich?
Gütig versteh'nder Cellist — Vater Christinens, bist Du's?
Und ein zweiter? Ich kenn' Dich, o weiser betrogner Professor,
Dem so verspätet als milde eine Gefährtin erschien.
Und auch Du bist zur Stell', Comödiant aus verdächtiger Schenke,
Dem aus pathetischem Trug ahnungsvoll Wahrheit erstund?
Dank Euch Drei'n für den Gruß! — Und nun gesellt Euch den Andern,
Die sich in festlichem Gang nahn dem begnadeten Haus.
Öffnet sich aber das Thor, so neiget Euch tief vor dem Meister,
Der in Euch Alle zuerst Atem des Lebens gehaucht.

Arthur Schnitzler.



Sonnenthal im Garten seiner Villa.
(Amateuraufnahme.)

Marie Gräfin Festetics von Tolna an Sonnenthal.

Söjtör, 31. Mai 1906.

Ich bin ein so stiller einsamer Wanderer geworden auf Gottes schöner Erde, daß ich selten nur mich herauswage und Alles meide, was ostensible erscheint, und so greife ich zwar am Jubeltage des „Philippe Derblay" zur Feder, sende aber diese Zeilen erst weg bis der Jubelchor um den Meister verklungen und das schlichte ungeschminkte Wort einer alten Bewundrerin in Stille und Ruhe den Weg zur Erinnerung und zum Herzen des liebenswürdigen alten Bekannten Herrn von Sonnenthal findet, der mich von Jugend an mit Bewunderung und Enthusiasmus erfüllte, und dessen herzenswarmes, tiefempfundenes, inniges Wiedergeben der ganzen Tonleiter aller Gefühle, die eine Menschenbrust fassen kann, mich entzückte und in meiner Seele nachklingen ließ. Ich empfinde heute noch was ich genossen und zwar so lebhaft, daß ich Sie grüßen muß an diesem hohen Ehrentag und Ihnen sagen will, wie sehr mich alle Auszeichnung erfreut, die Ihnen ward, denn Sie haben nicht nur ein großes Künstlerherz, sondern sind auch der edle Menschenfreund geblieben in des Lebens heißem Kampf, der Sie waren weit, weit zurück, als ich die Freude hatte, Sie kennen zu lernen!

Gott segne Sie, Herr von Sonnenthal — ich sage es aus Herzensgrund, und grüße Sie in alter Erinnerung und aufrichtiger Bewunderung!

Marie Festetics
Hofdame weil. I. M. der Kaiserin u. Königin Elisabeth.

Dr. Alfred Freiherr von Berger an Sonnenthal.

Wien, 25. Juni 1906.

Hochverehrter Meister und Freund!

Es hat mir herzlich leid gethan, daß ich Ihnen anläßlich Ihres Jubiläums meine Empfindungen nicht mündlich von Angesicht zu Angesicht aussprechen konnte. Doch in gewissem

Sinne tröstet mich manche kostbare Erinnerung, die ich im Herzen bewahre, wie z. B. die an die letzte Vorstellung im alten Burgtheater, bei welcher ich durch Ihren Mund das letzte Wort im alten Hause sprechen durfte, und die an jenen Abend, an welchem Sie zum erstenmale den Nathan spielten — vielleicht nicht ganz ohne mein Verdienst. Diese Erinnerungen lassen mich hoffen, daß ich, wenn ich auch bei den Festen zu Ihren Ehren fehlen mußte, doch ein bescheidenes Plätzchen in Ihrer Biographie, und daher auch in der Geschichte des Burgtheaters innehabe.[1] — Wollen Sie, verehrter und theurer Meister, aus diesen Äußerungen keinerlei falsche Empfindlichkeit herauslesen, aber gerade Ihnen, dem verkörperten alten Burgtheater, gegenüber kann ich meine Betrübnis darüber nicht verschweigen, daß das Burgtheater, das mich erzogen hat, mich, der ich im fernen Norden eine blühende Kolonie des alten Burgtheaters gegründet habe, als einen Fremden behandelt . . .

„Ein freundlich Gastrecht walte von Dir zu uns, so sind wir nicht auf ewig getrennt und abgeschieden.“ Diese in meinem Epilog citirten Worte Iphigeniens bezeichnen leider das Verhältnis des Burgtheaters zu mir nicht mehr. Das habe ich bei Ihrem Jubelfest tief und schmerzlich gefühlt. — Selbstverständlich ist dieser Wehmuth nicht der leiseste Vorwurf gegen Sie beigemischt; ich hoffe, dies Ihnen nicht erst versichern zu müssen.[2]

Empfangen Sie den Ausdruck freundschaftlicher Verehrung von Ihrem treu ergebenen

Alfred Freiherrn von Berger.

[1] Das Burgtheater hatte es sich nicht nehmen lassen, den Gedenktag von Sonnenthals fünfzigjähriger Zugehörigkeit an das alte ehrwürdige Institut in würdiger Weise zu begehen. So hatte am 31. Mai vormittags eine intime Feier auf der Bühne des Burgtheaters stattgefunden, welcher abends eine Vorstellung von „Nathan der Weise“ folgte. Als Abschluß der Festlichkeiten hatten die Kollegen für den Abend des 1. Juni, des eigentlichen Gedenktages, ein Bankett zu Ehren des Jubilars vorbereitet. — [2] Vier Jahre später wurde Baron Berger als Nachfolger Schlenthers zum Hofburgtheaterdirektor ernannt, doch, gleich Förster, ereilte ihn das tragische Geschick, schon nach kurzer Zeit durch den Tod von seinem Posten abberufen zu werden. Er starb nach kurzem Leiden am 24. August 1912 in Hietzing bei Wien.

Dr. Paul Schlenther an Sonnenthal.

Wien, 13. September 1906.

Hochverehrter Freund!

Herzlichst willkommen in Wien! Und schon gleich zu Anfang eine Frage und eine Bitte. Wie Sie wissen ist am 18. September Laubes hundertster Geburtstag, den wir Abends durch eine Reprise des „Essex“ feiern. Aber ich habe das Gefühl, daß damit noch nicht ganz genug gethan ist, und denke an einen ganz kurzen festlichen Akt morgens um 10 Uhr vor der im linken Stiegenhause befindlichen Statue Laubes und zwar in der Weise, daß zuerst ich namens der Direction und der oberen Behörden des Burgtheaters einen Kranz niederlege, begleitet von einigen kurzen Worten, daß ich dann aber das Wort an Sie abtrete und Sie aus Ihrer persönlichen Erinnerung an Laubes Wirken im Burgtheater sprechen und namens des Künstlerpersonales einen Kranz niederlegen. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, verehrter Freund, wenn Sie mich wissen ließen ob Sie mit diesem Arrangement einverstanden sind. Jedenfalls möchte ich der Sache die Form einer stilvollen Einfachheit wahren und vor allen Dingen nichts Musikalisches machen, bin aber für bessere Vorschläge selbstverständlich mit Dank und Vergnügen zugänglich.[1] Auf baldiges Wiedersehen! Mit herzlichem Gruß Ihr

Paul Schlenther.

[1] Am 18. September 1906 schrieb Sonnenthal an seine Tochter: „... Du wirst mich schelten, Liebste, daß ich mich in meinem Urlaub verrechnete und gut noch zwei Tage bei Euch bleiben konnte; ich war auch nicht wenig überrascht als ich bei meiner Ankunft hier erfuhr, daß Schlenther meine Rückkehr erst am 17. erwartete und deshalb den ‚Doyen‘ in ‚Fiesco‘ durch Löwe besetzte; ich war nicht böse darüber, da er mich zu gleicher Zeit aufforderte, bei der Laube-Feier im Namen der Schauspieler zu sprechen, und ich nun Zeit gewann, mich darauf würdig vorzubereiten. Heute fand nun diese Feier statt und die Collegen waren mit meinem Speech zufrieden.“

Dr. Paul Schlenther an Sonnenthal.

Wien, den 1. Februar 1908.

Hochverehrter Freund!

Obwohl ich den heutigen Tag nicht feierlich nehme,[1] so treibt mich doch das Herz, Ihnen sofort auf Ihre guten und lieben Worte zu erwidern, daß ich ohne Ihre Milde und Nachsicht und so manche vorbildlich persönliche Opferwilligkeit nicht weit gekommen wäre. Sie sind das Beispiel für die Andern und von diesem Beispiel habe ich nur Vorteile gehabt. Der heimliche Director der Andern sind Sie! Lassen Sie sich herzlichst dafür danken von Ihrem treu ergebenen

Paul Schlenther.

[1] Am 1. Februar 1898 hatte Schlenther die Direktion des Burgtheaters übernommen.

*

Nach der Feier des siebzigsten Geburtstages, des fünfzigjährigen Jubiläums, nach der im Frühling 1907 unternommenen italienischen Reise war es immer stiller in Sonnenthals äußerem Leben geworden, immer abgeklärter in seinem inneren. Die Söhne waren verheiratet, die Enkel wuchsen heran; die Freude an dieser neuen Generation, die Freude an der Natur, deren Genusse er sich ganz hingab, an seiner behaglichen Häuslichkeit, an guter Lektüre, und vor allem die nie versiegende Freude an seiner Kunst — alle diese Faktoren waren es, die seine letzten Lebensjahre verschönten, ihn, je mehr er sich von der Außenwelt abkehrte, mit desto milderem Verständnis über andere urteilen ließ. Alle seine Briefe aus dieser Zeitperiode atmen eine Stimmung der Abgeklärtheit, des ruhigen Genießens und Verstehens, und besonders ist es zu beobachten, wie seine empfängliche Phantasie auch in diesen letzten Jahren voll der dankbarsten Begeisterung alle großen Natur- und Kunsteindrücke in sich aufnahm, während er sich immer wieder mit neuen künstlerischen Aufgaben beschäftigte, zu deren Durchführung er sich nach wie vor gerüstet fühlte. „Schlenther begrüßte mich gestern in meiner Garderobe," schreibt er am 3. September 1907, da er über den Beginn des neuen Spieljahres berichtet, „und frug mich unter Anderm, ob ich mich schon mit dem Shylock beschäftigt habe? — Er denkt also ernstlich daran!" — Damit sollte ein lange gehegter Herzenswunsch Sonnenthals in Erfüllung gehen. Nach seinem Tode fand sich auf seinem Büchertisch die von ihm eigenhändig ausgeschriebene Rolle des Shylock, die er mit wahrer Hingebung studiert hatte — die Freude, sie

zu spielen, sollte er nicht mehr erleben. — Die letzte größere Rolle, die er verkörperte, war die des Theaterdirektors Timotheus Österlein in Hans Müllers vieraktigem Schauspiel „Die Puppenschule", das am 2. Mai 1908 zum erstenmal in Szene ging. — Im Herbste 1908 kehrte er spielfreudig und sichtlich erfrischt von seinem Sommerurlaub zurück, den er zuletzt in Oberitalien, am Comersee, verbracht hatte, und ging bald darauf abermals an das Studium einer neuen Rolle, des „König Marke" in Hardts fünfaktigem Drama „Tantris der Narr", das als eine der ersten Novitäten der Saison am 19. November 1908 zur Aufführung gelangte. Bei dem Studium dieser zwar an Umfang nicht großen, jedoch physisch sehr anstrengenden Rolle, stellten sich zum ersten Male Anzeichen des schweren Leidens ein, dem selbst Sonnenthals widerstandsfähige Natur nur allzubald erliegen sollte.

Noch hatte er die Freude, anläßlich der Festvorstellung zur Feier des sechzigjährigen Regierungsjubiläums des Kaisers Franz Josef, die am 6. Dezember 1908 stattfand, in dem Festspiel der Gräfin Christiane Thun, „Des Kaisers Traum", mitzuwirken, und allen, die diesen Abend im Theater erlebten, war es ein unvergeßlich ergreifender Moment, als Sonnenthal in der Rolle des Kaisers Rudolf von Habsburg segnend seine Hände gegen die Kaiserloge erhob und in tiefster Rührung die schönen Worte des Gedichtes sprach, an die sich — vom ganzen Publikum begeistert mitgesungen — die Volkshymne jubelnd anschloß. —

Noch eine Freude brachte das neue Jahr 1909 für Sonnenthal: ein Wiedersehen mit seinem alten Freunde Paul Lindau — ein freilich kurzes Wiedersehen, dem gleich darauf der lange Abschied folgen sollte. Der vorliegende Brief Lindaus vom 15. Oktober 1908 stellt sein Kommen für den Frühling des nächsten Jahres in Aussicht, ist aber zugleich ein Stoßseufzer und Herzenserguß gegen den langjährigen treuen Freund, dem er seine wehmütigen Gefühle über den Wechsel der Theaterverhältnisse nicht verhehlen mochte. —

Paul Lindau an Sonnenthal.

Berlin-Charlottenburg, 15. Oktober 1908.

Liebster Adolf!

Ein leiser Schmerzensschrei, eigentlich nur ein Seufzer. Den Anlaß dazu bietet mir eine Correspondenz mit der Wiener „Urania", in der ich Mitte März nächsten Jahres eine Vorlesung über „Persönliche Beziehungen zu drei Burgtheater-Directoren, Laube, Dingelstedt und Wilbrandt" halten soll und wahrscheinlich halten werde. Dir werde ich nicht viel Neues erzählen.

Wenn ich mir diese Beziehungen flüchtig vergegenwärtige, so überkommt mich doch ein wehmüthiges Gefühl, das Du begreifen und theilen wirst. In den dreiunddreißig Jahren meiner Verbindung mit dem Burgtheater ist noch nie eine so lange Pause eingetreten, wie jetzt. Ich komme mir für Euch ganz abgethan vor, und das geht mir doch recht nahe. Besonders nahe, weil ich vollkommen davon überzeugt bin, daß nicht die persönliche Unfreundlichkeit des jetzigen Directors die Veranlassung dazu ist, wenn man mich seit Jahr und Tag völlig bei Seite geschoben hat. Ich bin im Gegentheil davon überzeugt, daß Dr. Paul Schlenther für mich persönlich viel übrig hat. Er hat es mir in rührender und tactvollster Weise nach der Première von „Maskerade“ bewiesen — ich vergesse das Datum nicht, am 12. November 1904 — als er mit großer Feinheit eine häßliche Kränkung von mir abwendete.

Heute haben wir hier wieder den „Erfolg“ — seit der Wiederaufnahme im Schauspielhause, 19. April dieses Jahres, die zwanzigste Aufführung. Ich verstehe sehr wohl, daß man die Einnahmen meiner Stücke nicht nach dem Maßstabe vom „Husarenfieber“ messen kann; aber ich meine, ein so wohlgesinnter Director, wie Schlenther, könnte für einen Autor, der über dreißig Jahre im besten Verkehr mit dem Burgtheater gestanden hat, und dem auch das Theater selbst einige recht erfreuliche Abende zu verdanken hat, doch wohl ein Übriges thun. Ich meine, es wäre ein nobile officium des Burgtheaters, sich zu vergegenwärtigen, daß lange, lange Jahre „Ein Erfolg“, „Die beiden Leonoren“, „Galeotto“ und „Frau Susanne“ auf dem Repertoire gestanden haben, daß „Nacht und Morgen“ vielleicht früher, als geboten, vom Spielplan abgesetzt worden ist, und daß man es einem Autor, der das erste Drittel seines siebzigsten Lebensjahres bereits hinter sich hat, nicht als falsche Sentimentalität auslegen kann, wenn ihm bei solchen Erwägungen das Freiligrath'sche Citat im Ohre summt: „O lieb, so lang Du lieben kannst.“

Zu Dir, mein alter Kriegskamerad, der im Jahre 1872 mit Toni Janisch mein erstes kleines Lustspiel „In diplomatischer Sendung“ in Berlin aus der Taufe gehoben hat, und

dem ich in den wichtigsten Rollen des „Erfolg“ und „Galeotto“ meine freudigsten Wiener Theaterabende verdanke, mit dem ich in treuer Freundschaft zusammengeblieben bin bis auf den heutigen Tag, darf ich das sagen; Du wirst es nie als einen Vorwurf deuten können.[1]

Herzlichst Dein alter

Paul.

[1] Lindau hatte während eines Jahrzehnts zu den meistgespielten Autoren des Burgtheaters gehört. Der häufige Direktionswechsel mochte daran schuld sein, daß allmählich eine recht ungünstige Wendung für den Dichter eintrat. Er selbst schreibt darüber: „Auf Dingelstedt waren — von den Interregnen Sonnenthals in der Leitung abgesehen — in schneller Folge Wilbrandt, Förster, Burckhard und Schlenther an die Spitze der ersten Bühne getreten. Jeder neue Director kam mit seinen neuen Ideen, seinen neuen Schauspielern, seinen neuen Dichtern. Die Älteren wurden die Alten, die Rückständigen. Wilbrandt und ich waren es, die davon zumeist betroffen wurden.“

Julius Stettenheim an Sonnenthal.

Berlin, den 6. November 1908.

Mein geliebter Freund Sonnenthal!

Daß ein Unglück nie allein kommt, das weißt Du ja. Man vollendet nicht nur das 77. Jahr, sondern man bekommt auch von allen Seiten Gratulationen, die mit mindestens zehn Worten beantwortet werden müssen. Bis das geschehen ist, müssen die Glückwünsche, an denen einem viel gelegen ist und die nicht mit landläufigen Dankesworten erledigt werden können, geduldig warten, so große Freude sie mir auch ins Haus gebracht haben, wie Deine Depeschenfunken.

Es ist so wunderschön, daß Du meiner gedacht hast, wenn auch die Siebziger nicht gedacht werden sollen. Aber die Freundschaft, deren man sich würdig gezeigt hat — und ich glaube, mir Deine für das Leben redlich erworben zu haben — macht das Alter erträglich. Nicht jede Freundschaft hält so rein, wie unsere. Sie ist mir werthvoller als Du glaubst, mein guter Sonnenthal!

Auch meines Wippchen hast Du freundlich gedacht und er sendet Dir anbei seine Audienz beim Sultan als einen seiner Anhänger, die an meinem Geburtstag veröffentlicht worden ist.

Heute fiel der erste Schnee. Mich erinnerte er an die Karlsbader Tage durch den Gegensatz. Ich sehe ihn fallen und wünsche, daß wir uns im Kaiserpark wiedersehen werden, frisch und gesund und so verrückt, wie wir zu sein pflegen . . .

Nun, mein geliebter Freund, erhalte Dir der liebe Himmel Deine Schaffenskraft und Deinen Humor, und Du erhalte mir Deine Freundschaft!

Dein

Julius Stettenheim.

Sonnenthal an Pauline Fürstin von Metternich-Sándor.[1]

Wien, 5. Februar 1909.

Meiner gnädigsten Fürstin

sage ich tausend Dank für die reizende Erinnerungskarte an Ihre letzte märchenhafte Schöpfung[2] und zugleich meinen herzlichsten Glückwunsch zu dem glänzenden Erfolg, der, wie ich von allen Seiten höre, nicht mehr überboten werden könnte. Doch wer kann sagen, was die Phantasie unserer Fürstin Pauline noch hervorzaubern wird! Wie stolz bin ich auf meine „Collegin",[3] der ich heute nie und nimmermehr „Znaim" sondern zum Mindesten — „Olmütz" als Debut vorschlagen würde. Da kann man sehen, wie selbst so ein alter Comödiant, wie ich, sich in seinen Prognosen irren kann! Das schönste Theater der Welt müßte auf eine Schöpfung, wie die Ihrige, stolz sein. — Gott segne und erhalte Sie uns!

Mit meinen respektvollsten Grüßen an meine geliebte Prinzessin Clemy, sowie meiner unbegrenztesten Verehrung für meine gnädigste Fürstin bin und bleibe ich

Euer Durchlaucht

treu ergebenster

A. Sonnenthal.

[1] Bei diesem Briefe steht von der Hand der Fürstin der Vermerk: „Sonnenthals letzter Brief." — [2] „Die Meeresgrund-Redoute", die unter dem Protektorat der Fürstin am 3. Februar 1909 in den Sofiensälen abgehalten worden war. — [3] Die Fürstin hatte Sonnenthal von dem Feste aus eine Karte geschickt mit den Worten: „In treuer Erinnerung die alte Collegin Fürstin Metternich."

Paul Lindau an Sonnenthal.

Berlin-Charlottenburg, 18. März 1909.

Liebster Adolf!

Es hat mich wirklich gerührt, Dich im Auditorium meiner Vorlesung zu sehen und zu hören, und es thut mir nur aufrichtig leid, daß es dabei während meines letzten fürchterlich drangvollen Aufenthaltes in Wien sein Bewenden gehabt hat. Ich habe wirklich keine freie Stunde gehabt; es war wunderschön, aber schrecklich.

Nun möchte ich Dich um etwas bitten. In Eurer „Faust"-Aufführung hat mir ganz besonders die scenische Einrichtung von Marthens Garten mit den beiden Häusern rechts und links und der Treppe in der Mitte, die zum höher gelegenen Theil des Gartens führt, gefallen. Jeder Regisseur der Welt denkt daran, den alten Faust recht gut herauszubringen, und ich suche das Originale nicht darin, daß ich dem Naheliegenden aus dem Wege gehe. Wenn es auch noch in nebelhafter Ferne liegt, wann und ob überhaupt ich einmal den Faust so herausbringe, wie ich mir denke, so trage ich doch schon jetzt alles Material zusammen, das mir später dienen könnte. Und deshalb frage ich Dich, liebster, alter Freund: könntest Du mir, wenn möglich, eine Photographie oder eine Skizze des Grundrisses, die übrigens nicht ganz genau zu sein brauchte, verschaffen? In unauffälliger Weise; denn Du weißt ja, wie aus jeder Geringfügigkeit beim Theater Trara gemacht wird, welche ungeheuerlichen Verhältnisse die harmlosesten Sachen annehmen. Deshalb bringe ich diese Sache, die für mich vorläufig ein rein persönliches Interesse hat, auch nicht offiziell zur Sprache, wende mich nicht in meiner Eigenschaft als Dramaturg[1] an

Schlenther oder Lesler, sondern einfach als Paul Lindau an seinen alten Freund Adolf Sonnenthal vertraulich.

Du würdest mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Du mir meine Bitte erfüllen könntest.

Daß Schlenther mich vom Aussterbeetat auf die Totenliste gesetzt hat, empfinde ich viel schmerzlicher, als Du wohl ahnen magst.

In alter treuer Freundschaft

Dein

Paul Lindau.

[1] Lindau hatte zu Beginn des Spieljahrs 1908/1909 die Stelle des ersten Dramaturgen am Königl. Schauspielhause zu Berlin übernommen.

Sonnenthal an Paul Lindau.

Wien, 1. April 1909.

Sei nicht böse, liebster Paul, daß ich Dich auf den „Faust" so lange warten ließ, aber die Sache war gar nicht so leicht; fürs Erste kann man eine so heikle Arbeit nicht Jedem anvertrauen und zweitens und drittens ist es eigentlich gar nicht erlaubt. Na, der selige Goethe wird mir's verzeihen, und Du hoffentlich auch.

Nun leb wohl, ich habe Eile — ich stehe nämlich schon mit einem Fuß im Reisewagen — eine kleine Spritztour nach Prag!

Sei herzlichst gegrüßt und umarmt von Deinem

treu ergebenen

Adolf.

Dein Vortrags-Abend war hochinteressant und anregend.

Diese Karte war vielleicht die letzte, die Sonnenthal vor seinem Tode geschrieben hatte. Lindau sandte sie an die Herausgeberin vorliegenden Buches in Begleitung folgender Worte:

„Mit einem Fuß im Reisewagen!"

„Eine kleine Spritztour!"

So schrieb der Ahnungslose offenbar in vergnügtester Stimmung, am 1. April 1909, dem alten Freunde.

Er sollte sein geliebtes Wien, er sollte seine Freunde nicht wiedersehen. Er starb drei Tage später, in Prag, am 4. April. Seine letzte Handlung war ein Freundschaftsdienst, sein letztes Wort eine Herzlichkeit.

Am 8. April 1909 wurde Adolf Sonnenthal zu Grabe getragen.

Den langen Weg von seinem Cottage-Häuschen bis zu seinem Burgtheater, an dem man ihn zum letzten Male vorüberführte und das ihm nun von seinem stolzen Giebel mit ernsten schwarzen Tüchern einen schmerzlichen Abschiedsgruß hinüberwehte, standen seine getreuen Wiener in dichten Reihen, sahen in tiefer Ergriffenheit den Trauerzug vorüberschreiten und gaben ihm das letzte Geleite nach der Ruhestätte, die er sich selbst gewählt.

Auf dem sonnigen, blumenduftenden Friedhof, der den Ort Döbling krönt und von dem aus man einen weiten Blick nach dem Gelände des Kahlenbergs genießt, das ihm so lieb war, wollte er begraben sein. —

Als man den Sarg in die Gruft versenkte, sang ihm zu Häupten eine Amsel ihr süßes schmetterndes Frühlingslied. Vielleicht war es eine seiner kleinen Freunde, die sich täglich nach der Essensstunde vor dem Fenster seines Speisezimmers einfanden, um von seiner Hand die Brosamen zu empfangen, die er niemals vergaß, wenn er auch noch so müde war. ...

Am 25. April veranstaltete das Burgtheater dem Andenken Adolf Sonnenthals zu Ehren eine Gedächtnisfeier. Es war das letzte Lebewohl, das Direktor und Kollegen dem dahingeschiedenen Freunde und Kameraden von der langjährigen Stätte seines Wirkens und Schaffens aus nachriefen. Als hinter dem geschlossenen, in schweren Falten niederhangenden Vorhang die letzten düsteren Klänge des Gluckschen Trauerchors verhallten, da mag wohl manchem die Empfindung durch

die Seele geflogen sein, der einstens vor langen Jahren der hochbetagte Meister La Roche einen in seiner Schlichtheit so ergreifenden Ausdruck verliehen hatte:

„Der Baumeister, der Bildhauer, der Maler kann von seinen Kunstwerken sagen: ‚Dies ist und es wird sein‘ — — Nicht so der Schauspieler ... Sein Kunstwerk geht dahin — wie das Lächeln über das Gesicht eines Menschen. Drum rede der Freund und der Bewunderer eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist.“



Sonnenthals Grab auf dem neuen Döblinger Friedhof.
(Nach einer Aufnahme der phot. Kunstanstalt Löwy, Wien.)

Anhang



Sonnenthals Rollen im Burgtheater.

Die Rollen mit * hat Sonnenthal im Burgtheater als Erster gespielt.

1856

18. V. Maria Stuart — Mortimer (Gastspiel)
21. V. Der geheime Agent — Herzog Alfred (Gastspiel)
25. V. Don Karlos — Don Karlos (Gastspiel)
1. VI. Romeo und Julia — Romeo
5. VI. Treue Liebe — Graf Ferdinand von Wartenau
14. VI. Donna Diana — Don Cesar
23. VIII. Das Fräulein von Seiglière — Bernard
30. VIII. Die Royalisten — König Karl II.
11. IX. Iphigenie auf Tauris — Pylades
19. IX. Die Jungfrau von Orleans — Karl VII.
4. X. Ottfried — Ottfried *
6. X. König Ottokars Glück und Ende — Seyfried Merenberg
13. X. Die Marquise von Villette — Bolingbroke
18. X. Iphigenie in Delphi — Pylades *
2. XI. Graf Essex — Sir Walter Raleigh
10. XI. Wilhelm Tell — Arnold vom Melchthal
19. XI. Macbeth — Malcolm
22. XI. Die Aussteuer — Advokat Wallmann
13. XII. Am Klavier — Jules Franz

1857

3. I. Eine Liebschaft in Briefen — Max von Hanau
5. I. Ella Rose — William Tailfourd
10. I. Der Fabrikant — Maler Lambert
15. I. Die Braut von Messina — Don Manuel
16. I. Das hohe C — Hermann Brückner *
21. I. Das Portrait der Mutter — Sir Barrington
1. II. Glück bessert Torheit — Wilhelm von Ringstern
7. II. Elise von Valberg — Der Fürst
5. III. Sophonisbe (Hersch) — König Masinissa *
9. III. Die beiden Klingsberg — Leutnant Baron Stahl
14. III. Erinnerung — Sekretär Wardamm
20. III. Die Biedermänner — Octave Delcroix *
22. IV. Phädra — Hippolyt
23. IV. Emilia Galotti — Prinz von Guastalla

7. V. Erziehungsresultate — Hauptmann von Rheinfels
22. V. Die Verschwörung des Fiesko zu Genua — Bourgognino
23. V. Kunst und Natur — Rittmeister von Born
7. VI. Rosenmüller und Finke — Gustav Theodor Bloom
20. VI. Kabale und Liebe — Ferdinand
25. VI. Wallensteins Lager — Erster Buttlerscher Dragoner
21. VIII. Was ihr wollt — Herzog Orsino
22. VIII. Der Majoratserbe — Graf Leo von Scharfeneck
28. VIII. Egmont — Brackenburg
9. IX. Fesseln — Emmeric d'Albert
17. IX. Verirrungen — Assessor Born
20. IX. Die Karlsschüler — Friedrich Schiller
25. IX. Die Schule der Verliebten — Artur von Wertheim*
1. X. Das Fräulein von Belle-Isle — Chevalier d'Aubigny
3. X. Die Makkabäer — Eleazar
4. X. Götz von Berlichingen — Franz
9. X. Die Journalisten — Professor Oldendorf
18. X. Der Gastfreund (Das goldene Vließ) — Phryxus
2. XI. Der Müller und sein Kind — Konrad
4. XI. Übers Meer — Georges Morton*
4. XI. Er hat Recht — Referendar Frieder*
6. XI. Das Preislustspiel — Baron Alfred von Bergen
18. XI. Die Fiammina — Heinrich Lambert*
29. XI. Das Hotel von Wiburg — Der Fürst von Wiburg
11. XII. Der letzte Trumpf — Fabrikant Waller
12. XII. Wallensteins Tod — Ein schwedischer Hauptmann
20. XII. Der Kaufmann von Venedig — Bassanio
29. XII. Ihr Bild — Leopold*

1858

2. I. Die Gönnerschaften — Edmond von Varennes
26. II. Heinrich der Löwe — Ludw. Landgraf von Thüringen*
9. III. Lady Tartüffe — Hector von Renneville
20. III. Pierres de Straß — Albus*
27. III. Correggio — Octavio
17. IV. Helene — Julius Graf von Bannerwitz
27. IV. Die Fräulein von St. Cyr — Roger Graf von St. Herem
15. V. Zu schön — Ferdinand von Commercy*
18. V. Clavigo — Clavigo
9. VI. Die Furcht vor der Freude — Adrian
16. VI. Doktor Wespe — Ludwig Honau
18. IX. Das Testament des Großen Kurfürsten — Pfalzgraf von Neuberg
3. X. Der Kopist — Schriftsteller Marence*
6. X. Dorf und Stadt — Maler Reinhard
16. X. Julius Cäsar — Octavius Cäsar
23. X. Die Königin von 16 Jahren — Friedrich von Burg
3. XI. Ruth — Joab*
3. XI. Durchs Fernrohr — Amtmann Romberg*

19. XI. Fräulein Höckerchen — Maler Otto Ohlsen *
30. XI. Viel Lärm um nichts — Claudio
6. XII. Der Geizige — Valer *

1859

8. I. Die Vorleserin — Sir Artur
3. II. Montrose — Lord Edward Hamilton *
18. II. Welt und Theater — Reichsgraf Leopold *
6. III. Pagenstreiche — Herr von Berg *
7. III. Weibertränen — Albert von Rieux *
28. III. Othello — Cassio
9. IV. Das Epigramm — Doktor Busch
4. V. Ein verarmter Edelmann — Maximilian Odiot *
9. V. Reue und Ersatz — Gustav Wiesen
25. V. Mit den Wölfen muß man heulen — Eduard
3. VI. Er soll dein Herr sein — Gustav von Langen *
13. VI. Die Räuber — Kosinsky
5. IX. Bürgerlich und Romantisch — Baron Ringelstern
3. X. Der verstorbene Lionel — Lionel d'Anbray *
18. X. Graf Waldemar — Graf Waldemar *
10. XI. Demetrius — Fürst Leo Sapieha *
19. XI. Wie denken Sie über Rußland — Herr von Rengen
27. XI. Hamlet — Horatio
12. XII. Düweke — Johann Swaning *
15. XII. Judith — Ephraim

1860

2. I. Crescentia — Der Kurfürst *
9. I. Der Liebesbrief — Oswald Stein
30. I. Ein Kind des Glücks — Anatole *
12. II. Macbeth — Macduff
18. II. Ein Sommernachtstraum — Lysander
7. III. Unsere Freunde — Addison *
26. III. Mit der Feder — Otto Randolf *
12. IV. Das Gefängnis — Baron Wallbeck
19. IV. Ein Autograph — Lindner *
15. V: Vater und Sohn — Rivonnière Sohn *
16. IX. Monaldeschi — Graf Ludolf Malström
3. XI. Der letzte Brief — Prosper von Block*
18. XI. Die Guftel von Blasewitz — Friedrich Schiller *
18. XI. Nicht schön — Karl Morheim *
18. XI. Eine Tasse Tee — Henri Baron von Villedeuil *

1861

4. I. Die Erzählungen der Königin von Navarra — Graf d'Albret
11. I. Die Grafen von der Esche — Siegfried *
1. II. In der Theaterloge — Baron Helm *
11. II. Wenn man nicht tanzt — Doktor Meinhold *
8. III. Johanna Gray — Guilford *
16. III. Sappho — Phaon
18. IV. Aus der komischen Oper — Raoul Gerard *

27. IV. Coriolanus — Lartius
27. V. Caesars Testament — Lucien Girodot*
21. VI. Das Eichhörnchen — Armand*
30. VIII. Ein Ring — Herzog von Richelieu*
10. X. König Heinrich IV. — Heinrich Prinz von Wales
18. X. Die Fabier — Gaius*
4. XI. Er experimentiert — Theodor*
10. XI. Die Piccolomini — Max Piccolomini
11. XI. Wallensteins Tod — Max Piccolomini
3. XII. Zopf und Schwert — Erbprinz von Bayreuth*

1862

2. I. Am Freitag — Bernold
3. I. Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten — Wilhelm Fürst
30. I. Der Störenfried — Stadtsyndikus Lonau*
13. II. Regen und Sonnenschein — Ein Unbekannter*
6. III. Gottsched und Gellert — Cato*
1. IV. Die Alten und die Jungen — Albert*
1. IV. Zwei Witwen — Edmond von Brenne*
7. V. Die öffentliche Meinung — Albert von Sergine*
28. V. Die Virtuosen — Katzmeyer
28. V. Ein Arzt — Artur Derwood
20. IX. Ein Wintermärchen — Florizel*
18. X. Die deutschen Komödianten — Georg Ludovici*
4. XI. Die Eine weint, die Andere lacht — Maurice Borel*
29. XI. Perseus von Macedonien — Demetrius*
19. XII. Krisen — Baron Hohenberg
30. XII. Lange Flitterwochen — Albert Löwen*

1863

9. I. Die guten Freunde — Tholosan*
28. I. Eglantine — Graf Albert von der Lohe*
19. II. Die Nibelungen I. II. — König Gunther*
16. IV. Mutter und Sohn — Bruno
18. IV. Ein Attaché — Graf Prachs*
13. V. Die Veilchen — Graf Siegmund Andlau*
22. VI. Struensee — Struensee
16. IX. Uriel Acosta — Uriel
24. IX. König Richard II. — Herzog von Aumerle*
5. XI. Nur Mutter — Georges von Rével*
20. XI. Der verlorene Sohn — Eugen von Wildau*
9. XII. Soldatenliebchen — von Prittwitz*
30. XII. Eine Jugendschuld — Norbert*
30. XII. Rekrut und Dichter — Goethe*

1864

29. I. Pitt und Fox — Fox*
20. II. Eine vornehme Ehe — Georges Gordon Trevelyan*
14. III. Die Kinder des Königs — Heinrich Graf von Clermont*
23. IV. Ein Abend zu Titschfield — Graf Southampton*
16. V. Gleich und Gleich — Leutnant von Secking*
16. V. Der Hausspion — Doktor Seefeld*

8. VI. Ein weißes Blatt — Gustav Holm
10. IX. Deborah — Josef*
3. X. Das Forsthaus — Valerian Bienrode*
4. XI. Die Memoiren des Teufels — Robert*

1865

22. I. Adrienne Lecouvreur — Moritz Graf von Sachsen*
26. I. Frauenfreundschaft — Baron Wildhausen*
26. I. Rezept gegen Schwiegermütter — Federico*
31. I. Das letzte Mittel — Graf Sonnstett
15. II. Katharina Howard — Artur Derham*
23. II. Mutterglück — Albert von Rives*
10. III. Prinzessin Montpensier — Hannibal de Tarascon*
21. IV. Ein Pelikan — Maximilian Gérard*
2. V. Magnetische Kuren — Ferd. von Rahden
17. V. Feenhände — Richard von Kerbriand
29. V. D. Journalisten — Konr. Bolz
12. VI. Eine vornehme Ehe — Graf von Vardes
26. VIII. König Richard III. — Herzog von Clarence
28. VIII. Torquato Tasso — Alfons II.
27. IX. Um die Krone — Graf Stanislaw Poniatowski*
20. X. Leichtsinn aus Liebe — Badearzt Frank
30. X. Cato von Eisen — Cato

1866

20. IV. Eine Familie nach der Mode — Didier*
18. V. Die Hochzeitsreise (Benedix) — Professor Lambert
30. V. Die Bekenntnisse — Adolf Baron von Zinnburg
29. VI. Andreas Hofer — Der Vizekönig von Italien
30. VIII. Die Verschwörung des Fiesko zu Genua — Fiesko
29. IX. König Lear — Edgar
18. X. Wildfeuer — Marcel de Prie*
17. XI. Die Geldfrage — René von Charzay*
7. XII. Der Hausfriede — Kommerzienrat

1867

3. I. Das letzte Abenteuer — Baron Sternhelm
25. I. König und Bauer — König von Frankreich
12. II. Aus der Gesellschaft — Fürst Robert Lübbenau*
17. II. König Ottokars Glück und Ende — Rudolf von Habsburg
12. III. D. Statthalter von Bengalen — Sir Philipp Francis*
16. V. Eigensinn — Alfred
24. V. Die Fee — Graf Henri von Comminges*
11. IX. Minna von Barnhelm — Major von Tellheim
24. IX. Brutus und Collatinus — Collatinus Tarquinius*
10. X. Ein Lustspiel — Bergheim
20. X. Das Tagebuch — Hauptmann Wiese
4. XI. Ein Wohltäter — Mark
13. XI. Eine Gewissensfrage — Raoul von Moière*
23. XI. Der Schulz von Altenbüren — Heinrich Weigand*
5. XII. Egmont — Egmont

1868

6. III. Der Sohn — Olivier *
28. IV. Esther — König *
16. V. Gustav Wasa — Wasa *
12. VI. Emilia Galotti — Graf Appiani
20. VI. Die Waise aus Lowood — Lord Rochester
8. IX. Hamlet — Hamlet
24. IX. Medea — Jason
10. X. Das Urbild des Tartüff — Molière
17. X. Sophonisbe (Geibel) — Scipio *
23. XI. Werner oder Herz und Welt — Heinrich von Jordan
9. XII. Schach dem König — Lord Henry Rich *
25. XII. Hans Sachs — Hans Sachs

1869

1. I. Die Jungfrau von Orleans — Dunois
19. I. Moderne Jugend — Graf Rietberg *
30. I. Lady Gloster — König Johann I. *
23. II. Zwischen Tür und Angel — Der Graf *
4. III. Über den Parteien — Baron Otto von Hohenstein *
18. V. Die Sanduhr — Hermann *
18. V. Unerreichbar — Leonhard *
7. VIII. Die relegierten Studenten — Reinhold *
4. IX. Der Fabrikant — Havelin *
26. IX. Don Karlos — Marquis Posa
1. X. Post Scriptum — Herr von Lancy *
24. XI. Maria Magdalena — Sekretär
17. XII. Umkehr — Baron von Fayel *

1870

5. III. Der Vater — Herr von Berg
17. IX. Miß Sara Sampson — Mellefont
7. X. Die Probe des Don Juan — Don Juan Tenorio *
18. X. Hans und Grete — Herzog *
30. X. Graf Horn — Graf Anton von Horn *
9. XI. Wallensteins Lager — Erster Kürassier
3. XII. Maryna — Wladislaw Zarucki *

1871

15. I. Prolog zu Grillparzers 80. Geburtstag
17. I. Der Marquis von Villemer — Herzog von Aléria *
30. I. Reden muß man — Graf von Seeberg *
10. II. Ohne Leidenschaft — Franz Baldinger *
17. II. Jugendliebe — Ferdinand von Bruck *
27. II. Die Gräfin — Adolf Graf von Oldenburg *
18. III. Ich bleibe ledig — Ludwig
10. V. Das Fräulein von Laury — Roland *
1. VI. Narciß — Narciß Rameau
6. VI. Die Vermählten — William Westcote *
30. IX. Der kategorische Imperativ — Obrist von Wildenberg
30. X. Die Maler — Oswald *
20. XI. Madeleine Morel — Vicomte de Clers *
1. XII. Der neue Achilles — Graf Montecuculi *

1872

9. I. Seit Gravelotte — Robert von Menden *

9. I. Durch die Zeitung — Roderich*
26. I. Ein Schritt vom Wege — Artur von Schmettwitz*
14. II. An der Pforte der Unsterblichkeit — Ein Bote*
27. II. Der wunde Fleck — Hermann von Sohr*
27. IV. Christiane — Graf von Roja*
28. IX. Ein Bruderzwist in Habsburg — Mathias*
23. XI. Die Valentine — Saalfeld

1873

3. I. Julie — Maurice von Cambre*
8. I. Unter dem Mikroskop — Hermann von Bernau*
21. I. Die Jüdin von Toledo — König Alfons der Edle*
3. III. Ein Erbfolgekrieg — Graf Richard Homberg*
19. III. Die Troglodyten — Otto Saarstein*
29. IV. Elfriede — Gustav Wellenberg*
18. IX. Der Seiltänzer — Herr von Solis*
3. X. Suchet, so werdet ihr finden — Helmut von Dorn*
18. X. König Heinrich VI. 1. Teil — Heinrich VI.*

1874

21. I. Libussa — Primislaus*
11. II. Die Sirene — Friedrich von Eggenburg*
28. II. König Heinrich VI. 2. Teil. — Heinrich VI.*
17. III. Verstrickt — Lord Henry Sewood*
27. IV. König Richard III. — Der Geist Heinrichs VI.
15. IX. Ein hoher Gast — Henri*
15. IX. Die Hagestolzen — Hofrat Reinhold
30. X. Selbständig — Graf Wildenstein*
10. XI. Die Schwestern von Rudolstadt — Studiosus Lemp*
25. XI. Ein Erfolg — Fritz Marlow*

1875

30. I. König Richard II. — König Richard II.*
28. IX. Liebe für Liebe — Fritz Freiherr von Elbeck*
28. X. Das Trauerspiel des Kindes — Graf Medern*
1. XII. Nero — Nero*

1876

28. I. Der Veilchenfresser — Viktor von Berndt*
17. II. Aus dem Stegreif — Josef von Sonnenfels*
7. III. Wahn und Wahnsinn — Lord Harleigh
27. V. Die Wege des Glücks — Karl Wartenberg*
30. V. Die Jungfrau von Orleans — Raoul
25. IX. Die beste Reise — Jonathan Swift*
18. X. Prinz Friedrich von Homburg — Prinz von Homburg
10. XI. Demetrius — Odowalski
19. XI. Wilhelm Tell — Johann Parricida
29. XI. Fromont junior und Risler senior — Risler senior*

1877

6. VI. Faust I. — Faust
22. IX. Die Reise nach Riva — Professor Werneck*
22. XI. Eine Kriegslist — Graf Hölltau*

22. XI. Die Verlassenen — Baron Felix*
13. XII. Man muß nichts verschwören — Valentin von Buck*

1878

25. I. Der Königsleutnant — Graf Thorane
6. II. Blinder Lärm — George de Montbars*
3. III. Witwe Scarron — Ludwig XIV.*
14. VI. Die Augen der Liebe — Graf Brunneck-Hardenstein*
17. IX. Johannistrieb — Philipp Harold*
30. X. Antonius und Kleopatra — Marcus Antonius*
3. XII. Rosenkranz und Güldenstern — Baron Rosenkranz*

1879

15. I. Das Haus Darnley — Henry Darnley*
24. II. Spätsommer — Lahirel*
8. X. Wohltätige Frauen — Major von Rodeck*
16. XI. Viktorinens Hochzeit — Antoine*

1880

26. II. Der Freund des Fürsten — Doktor Malthus*
12. IV. Prinz Eugen — Kaiser Karl VI.*
29. IV. Die Tochter des Herrn Fabricius — Fabricius*
27. IX. Rolf Berndt — Rolf Berndt*
26. X. Haus Lonei — Reinhard*
29. XI. Die Abenteurerin — Fabrizio*

1881

1. II. Verschämte Arbeit — Friedrich von Hegershausen*
18. V. König Erich — Erich*
20. VI. Ein Glas Wasser — Bolingbroke
27. IX. Johannes Erdmann — Johannes Erdmann*
26. X. Ein Anwalt — Doktor Richard Barolt*
22. XII. Othello — Othello

1882

16. II. Vater und Sohn — Rivonnière Vater
26. II. Wilhelm Tell — Tell
12. XI. Die Erzählungen der Königin von Navarra — Franz I.

1883

4. I. Faust II. — Faust*
27. I. Des Alcibiades Ausgang — Alcibiades*
23. II. Assunta Leoni — Alfred von Buchau*
26. X. Feodora — Loris Ipanoff*

1884

17. III. Die Piccolomini — Wallenstein
19. III. Wallensteins Tod — Wallenstein
20. X. Der Probepfeil — Baron Leopold v. d. Egge*
28. XI. Natalie — Rakitin*

1885

17. I. Don Juans Ende — Don Juan*
20. V. Der Hüttenbesitzer — Philipp Derblay*
4. XI. Letzte Liebe — Stefan Laczfi von Apor*

1886

19. II. Ein Gastspiel — Ein Fremder*
20. III. Ein Tropfen Gift — Lothar Freiherr von Mettenborn*
9. VI. Die alten Junggesellen — Herr von Mortemer

1887

14. I. Das kritische Alter — Georg von Pahlen*
17. II. Georgette — Graf Chabreuil*
2. VI. Haus Fourchambault — Bernard*
12. X. Kabale und Liebe — Miller
23. XI. Eine alltägliche Geschichte — Herzog von Trezzo*

1888

30. I. Galeotto — Don Manuel*
18. IV. Der selige Paul — Paul Wüllersdorf*
12. X. Epilog beim letzten Abend im alten Hause
14. X. Prolog im neuen Hause — Der Geist des alten Burgtheaters*
9. XI. Cornelius Voß — Herzog von Falkenburg*
1. XII. Ein Pelikan — Giboyer

1889

14. I. Die Fremde — Clarkson*
16. II. Bruder Hans — Hans Forster*
19. III. Wilddiebe — Philipp von Sorau*
17. XI. König Lear — König Lear

1890

17. I. Der Zaungast — Doktor Johannes*
2. VI. König Heinrich IV. 1. Teil — König Heinrich IV.
12. VI. König Heinrich IV. 2. Teil — König Heinrich IV.
5. VII. König Richard II. — Bolingbroke
23. X. Ein Volksfeind — Doktor Stockmann*

1891

6. II. Die Dame in Schwarz — Wilhelm Faßbinder*
15. V. Meister Manole — Meister Manole*
23. IX. Zriny — Zriny*
31. X. Macbeth — Macbeth
17. XI. Ein Liebesopfer — Graf von Fontenay*
20. XII. Das Hindernis — Hornus*

1892

2. I. Eine Bekehrung — Raoul de Briche*
5. II. Die neue Zeit — Pastor Firle*
2. III. Die Sklavin — Baumeister Lucas*
25. X. Der Meister von Palmyra — Apelles*

1893

27. II. Kriemhilde (W. Meyer) — Erich Hartogg*
6. XII. Das Buch Hiob — Salomo*

1894

4. XI. Hans Sachsens poetische Sendung — Ernholt*

1895

23. I. Nathan der Weise — Nathan
28. I. Die erste Lüge — Marquis Ariberto*
9. X. Liebelei — Weiring*

11. XI. Das Glück im Winkel — Rektor Wiedemann*
11. XII. Ariel Acosta — de Silva

1896

11. II. Der Dornenweg — Ernst Bülau*
20. II. Freudlose Liebe — Giulio Scarli*
24. IX. Arria und Messalina — Caecina Paetus
21. XI. Der Sohn des Kalifen — Ein alter Bettler*
7. XII. Das letzte Ideal — Ambroix*

1897

10. X. Fritzchen (Morituri) — Major von Drosse
5. XI. Adrienne Lecouvreur — Michonnet

1898

12. VI. Emilia Galotti — Odoardo Galotti
10. XI. Die Jungfrau von Orleans — Thibaut d'Arc

1899

19. I. Fuhrmann Henschel — Fuhrmann Henschel*
1. III. Die Gefährtin — Professor Pilgram*
1. III. Der grüne Kakadu — Schauspieler Henri*
18. III. Die Hochzeit der Sobeïde — Ein reicher Kaufmann*
8. X. Prolog zur Goethefeier
20. X. Agnes Jordan — Adolf Krebs*
1. XII. Prinz Friedrich von Homburg — Der Kurfürst

1900

12. I. Hans — Professor Hartog*
15. III. Ehrenschulden — Bankier Leinburg*
16. VI. Egmont — Wilhelm von Oranien
13. IX. Am Ende — Fürst Seinsburg*

1901

27. II. Die rote Robe — Vagret*
5. X. Die Fee Caprice — Freiherr von Falkenhagen*
8. XI. Der Apostel — Der Minister*

1902

18. I. Troïlus und Cressida — Ulysses*
6. XI. Die Gerechtigkeit — Chefredakteur Auerbach*

1903

24. IV. Die Frau vom Meere — Doktor Wangel*
12. V. Mutter — Doktor Marschner*
22. XII. Die Verschwörung des Fiesko zu Genua — Andreas

1904

27. II. Wann wir altern — Marquis von Fargueuil*
6. V. Timandra — Sokrates*
12. XI. Maskerade — Max von Wittinghof*

1905

7. I. Don Karlos — Philipp II.
11. II. Traumulus — Direktor Niemeyer*

19. IX. Der Schleier des Glücks — Mandarin Tchang-Y*
14. XII. Der Helfer — Senator Oddendorp*

1906

18. II. Die Schuldigen — Professor Langendorf*
25. III. Die Hochzeitsreise (Traversi) — Pietro Sarti*

1907

1. II. Herrenrecht — Professor Walter Jordan*

1908

2. V. Die Puppenschule — Direktor Timotheus Österlein*
19. XI. Tantris der Narr — König Marke*

(Vorliegendes Rollenverzeichnis wurde von Hofrat Dr. Schlenther anläßlich Sonnenthals fünfzigjährigem Burgtheater-Jubiläum zusammengestellt und [mit der notwendigen Ergänzung] der Herausgeberin dieses Buches zum Abdruck freundlichst überlassen.)

Namenregister.

Adonis I. 113.
Albini I. 64.
Albrecht, Hermine II. 10.
Aldridge, Ira I. 13; II. 146.
Alexander III., Kaiser von Rußland I. 323. 324.
Alvensleben II. 122.
Amberg I. 310. 312.
Andrássy I. 98.
Anschütz, Heinrich I. 8. 192. 212. 305. 307; II. 29. 32 f. 33. 34. 141. 142. 143. 206 f.
— Roderich I. 192.
Anzengruber I. 132 f. 133; II. 125.
Arco-Valley, Graf I. 147.
Arnsburg, Louis I. 287.
Auersperg, Vinzenz, Fürst I. 65. 71.
Augier II. 51. 59.

Baison, Jean Baptist I. 97.
Baljansky I. 76.
Balwansky I. 12. 33.
Banville, Theodore de I. 327.
Barbi II. 127.
Barett, Lawrence I. 313.
Barnay, Ludwig I. 54. 55 f. 57 f. 58. 183. 201. 228. 244. 245 f. 246 ff. — 249. 266; II. 94. 130. 137 f. 138. 193 f.
Barsescu, Agathe I. 338; II. 42.
Baudius (=Wilbrandt), Auguste I. 109. 110. 111. 120. 155. 166. 176. 203 f. 204 f. 205. 206 f. 208. 259. 275 f. 276 ff. 283. 287 f.; II. 103. 142.
Bauer, Anna I. 338.
— Emil II. 120
— Julius II. 57
Bauernfeld I. 90 f. 91 f. 93. 94. 112. 133 f. 146. 160. 192. 287.
Baumann I. 167.
Baumeister I. 30. 31. 93. 100. 148. 286. 299. 325. 343; II. 41. 42. 66. 104. 125. 142. 166.
Beaumarchais I. 210.
Beckmann II. 141. 143.
Belot I. 167.
Bender I. 9. 10. 24 f.
Berger, Alfred, Freih. von II. 18. 19. 20. 21 f. 22. 28. 34 f. 42. 44. 45. 46. 71 f. 72. 74. 75 f. 76. 77. 78. 80. 81. 149 f. 150. 225 f.
Berndal, Gust. Karl I. 228.
Bernhardt, Sarah I. 248.
Bettelheim-Gabillon, Helene I. 102. 133; II. 91.
Beust, Graf I. 90. 98.
Bezecny, Josef, Freih. von I. 334. 355 f.; II. 17 f. 19 f. 42 f. 43 ff. 49 f. 50. 71 f. 74. 75. 86. 87 f. 88. 139. 159.
Billroth, Theod., Hofrat Prof. II. 100 f. 101. 103 f. 110.
— Else II. 101.
Blank I. 29. 30.
Bleibtreu, Hedwig II. 68.
Blum I. 40.
Blumenthal I. 288 f. 338. 339; II. 187 f. 188. 195. 201 f. 203 ff.
Börne I. 128.

Bognàr, Friederike I. 103; II. 142.
Bohrmann-Riegen II. 165. 166.
Booth, Edwin I. 286. 287 f. 313. 315; II. 146.
Boßler, Marie II. 142.
Brachvogel, Albert Emil I. 61.
Brahms I. 13; II. 103.
Brandes, Georg II. 100. 101.
Braun (Kabinettsrat) I. 98.
Braunschweig, Wilhelm, Herzog von I. 130.
Bressant I. 212; II. 144.
Breuer, Philipp I. 179. 180.
Brieux II. 196.
Bronsart von Schellendorf, Hans Aug. II. 62 f. 63.
Büchner I. 32.
Bülow, Hans von I. 72.
Bukovics, Karl von I. 238. 239. 299.
Bulthaupt, Heinrich, Prof. Dr. I. 271. 284 f.; II. 70.
Burckhard, Max, Hofrat Dr. I. 17. 146; II. 74. 81 f. 82. 85 f. 86. 87. 88. 89. 100. 105 f. 109. 110. 121. 122. 124 f. 132. 135. 136. 147. 152. 158. 159 f. 174. 181. 231.
Burmeister I. 28. 29.
Burns II. 34.
Byron II. 123.

Cajetan I. 33.
Caroline, Großherzogin von Weimar II. 199.
Caspar I. 28.
Claar, Emil I. 96. 183. 331. 340 ff. 343 f. 344 f.; II. 78. 81 f. 86 f.
Claar (-Delia), Hermine I. 94. 95. 96.
Clemenceau, George II. 218.
Columbus II. 90.
Conrad (-Schlenther) Paula, I. 17; II. 130. 160 f. 161 f.
Conried, Heinrich I. 309. 310. 311. 312. 313. 314. 315; II. 177. 179. 180.
Coppée, François I. 157. 158.
Coquelin, Benoit Constant I. 212 ff. 285 f. 326 f. 327 ff.; II. 143. 144. 188 f. 207.
Costetti, Giuseppe II. 10. 23. 26.
Crenneville, Graf I. 71.
Czernitz I. 62.

Daudet I. 167.
Dawison, Bogumil I. 2 f. 3. 8 f. 10 f. 24. 58. 116. 209. 303. 307.
Deinhardstein I. 9.
Delaunay I. 212; II. 144.
Delia, Hermine (-Claar) I. 94. 95. 96.
— Regine (-Friedländer) I. 96.
Dettmer, Wilhelm I. 228.
Devrient (-Reinhold), Babette I. 338. 339; II. 104.
— Eduard I. 41. 179. 180.
— Karl I. 13.
— Ludwig I. 13. 180.
— Max I. 337. 339; II. 104.
Dingelstedt, Franz, Freih. von I. 16. 86. 87. 108. 109. 111. 112 f. 115 f. 118 f. 121 f. 122 f. 125 f. 126. 127. 129 f. 130 f. 132. 135 f. 136. 137. 139. 140 f. 141 f. 142. 144 ff.—147. 153 f. 154 f. 155 f. 156. 161. 168. 171 ff. 175. 177. 182 f. 186. 190 ff. 192. 193 f. 194 f. 197. 198. 200. 201. 202 f. 204. 207. 214 f. 222. 223. 224. 225. 226 f. 227 f. 230 f. 235. 237. 238. 239 f. 240. 241. 242. 244. 251. 254. 256. 257. 258. 261. 262. 264. 265. 266. 267. 268. 273. 274. 277. 292. 331. 344; II. 134. 146 f. 147. 183. 229. 231.
— Susanne, Baronin I. 146. 147. 194. 227. 254. 264.
— Wilhelm, Freih. von I. 135.
Doczy, Ludwig II. 22. 89.
Dumas fils I. 102. 288; II. 111.
Duse, Eleonore II. 109. 189.

Ebner-Eschenbach, Marie von II. 51.
Echegaray, José II. 13.
Eckhof I. 114.
Eduard VII., König von England II. 196.
Egger I. 30.
Eisenberg, Ludwig I. 43. 85.
Eisenschitz, Otto II. 131.
Elisabeth, Kaiserin von Österreich I. 127. 134. 322. 323. 324 f.; II. 164.
Ellmenreich, Franziska I. 228.
Engels, Georg II. 129. 130.
Epler, Hermann I. 27.
Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha I. 135 f.; II. 85.
Eysoldt II. 216.
Eyßler, Edmund I. 33.

Farquhar I. 280.
Fébvre, Frédéric II. 110 f. 111; II. 144.
Festetics von Tolna, Marie, Gräfin I. 126 f. 127 f.; II. 225.
Feuillet, Octave I. 327.
Fichtner, Adolf I. 93. 94.
— Karl I. 40. 41. 45. 56. 59 ff. 70. 91. 92 f. 93. 104. 212. 294. 304. 305; II. 29. 31. 33. 34. 141. 143. 144. 148.
Fitz-James I. 189.
Förster, August, Dr. I. 17. 56. 102. 107. 114. 131. 137. 141. 146. 167 f. 214. 228. 229 f. 235. 243 f. 265 f. 266. 273 f. 281 f. 331. 341. 353 f. 355. 356; II. 7. 17 ff. 19 f. 41. 44. 45 f. 46 f. 48. 50. 52. 57 ff. — 60. 61 f. 65. 71. 72 f. 74. 76. 77. 79. 142. 147. 183. 195. 231.
— Hans I. 353. 354. 355.
Formes, Margarethe II. 57.
Fränkel, Julius I. 325.
Frank, Eugen II. 174.
— Kathi I. 145. 146. 147.
Franz, C. (Laube) I. 79.
Franz Josef I., Kaiser von Österreich I. 60. 131. 150. 154. 218. 262. 316. 322. 323. 324. 325; II. 50. 53. 83. 153. 164. 196. 217 f. 219. 229.
Freiligrath II. 230.
Freytag, Gustav I. 58. 69. 107; II. 193.
Fricke, August I. 27 ff. 31 ff.
Frieb-Blumauer I. 220. 228.
Friedländer, Max, Dr. I. 95. 96. 98. 104.
— (-Delia), Regine I. 96.
Friedmann, Siegwart I. 209 f. 228. 266; II. 13. 200.
Friedrich, W. I. 13.
Fürstenberg, Kardinal, Fürst I. 325.
Fulda, Ludwig II. 15. 23. 93 f. 96 f. 97 f. 99 f. 112. 150 f. 152 f. 186. 208. 223.
Fuß, Franz I. 145. 146.
Fux, Josef I. 268.

Gabillon, Ludwig I. 40. 102. 103. 133. 167. 184 f. 185. 186. 195. 242. 254 f. 286. 287. 299. 336. 347; II. 42. 56 f. 57. 66. 91. 142.
— Zerline I. 8. 40. 87. 102. 134. 145. 167. 195. 255. 287. 347; II. 42. 84. 109. 142.
Galilei II. 90.
Gallmeyer II. 179.
Gebbel I. 28.
Geistinger, Marie I. 88. 89. 332.
Georg II., Herzog von Sachsen-Meiningen I. 150.
Giacosa II. 131
Gilbert I. 313.
Gluck II. 235.
Görner I. 38.
Goethe I. 18. 35. 178. 180. 326. 327 f. 329. 351. 352. 353; II. 31. 41. 92. 95. 99. 123. 145. 191. 192. 234.
Gogol I. 347. 348. 349.
Goldoni II. 27.
Goßmann, Friederike II. 142.

Got I. 212. 270 f.; II. 144.
Gottschall, Rud. von I. 58 f. 59. 70 f.; II. 197.
Greger, Max I. 2. 3. 10 f.
Gregori, Ferdinand II. 197. 221.
Greif, Martin I. 207 f.
Grengg II. 192.
Grien, Harry (Laube) I. 279. 280.
Grillparzer I. 154; II. 41. 42. 62.
Grube, Max II. 132 f. 134. 136.
Günther (Herzog Elimar von Oldenburg) I. 147.
Güyet II. 63.
Guhl, Otto (Blumenthal) I. 288.
Gundy I. 107.
Gutperl I. 30.
Gutzkow I. 58. 82 ff. 84. 179 f. 294.

Haase, Friedrich I. 106. 168. 220 f. 221 f. 228. 266. 273. 317 f. 318 ff. 320 f. 321 f.; II. 130
Hackländer I. 38. 40.
Haizinger, Amalie I. 103. 129. 134. 161 f.; II. 142. 143. 167.
— Anton I. 162.
Halbe, Max II. 130.
Hallenstein, Konrad I. 119. 185; II. 41. 42. 85. 86.
Halm, Friedrich (Baron Münch) I. 71 f. 72. 78 f. 85 ff. 90 f. 92 ff. 96. 99. 103. 105. 107 f. 109.
Hardt, Ernst I. 17; II. 229.
Hartmann, Ernst I. 51. 56 f. 61. 94. 101. 103. 114. 115. 126. 147. 148. 160 f. 167. 185. 193. 194. 195 ff. 242. 255 ff. 259. 286. 299. 308. 312. 325. 326. 330 ff. 333. 338. 343. 350; II. 23. 35. 41. 42. 57. 84. 85. 102. 142.
— Helene I. 57. 94. 100 f. 194. 195. 257. 275. 287; II. 57. 104. 142. 162.
Hauptmann, Gerhart II. 168. 172. 173.
Hebbel, Christine I. 8; II. 142.
— Friedrich I. 179; II. 59. 170.
Heese, Clara I. 175. 259. 332.
Heine, Heinrich II. 36.
Heldburg, Freifrau von I. 150.
Herbeck I. 108.
Herten I. 32.
Herzfeld, Albrecht, Dr. I. 105 f.
Herzl, Theodor II. 59.
Hesch, Willi II. 192.
Heyse, Paul I. 205. 215 f. 216. 302; II. 21 f. 26. 59. 100.
Hiltl, Anton I. 113 ff.
Hirsch, Arnold, Dr. I. 87.
Hofmann, Leopold, Freih. von I. 90. 154. 155. 214 f. 215. 243. 244. 262. 278. 322 f. 334.
Hofmannsthal, Hugo von II. 173. 174. 180.
Hogarth I. 348.
Hohenfels (-Berger) Stella I. 180. 270 f. 286. 299; II. 23. 40. 42. 62. 66. 75. 84. 125. 149. 150. 216.
Hohenlohe-Schillingsfürst, Konrad, Prinz zu I. 347.
— Konstantin, Fürst zu I. 71 f. 107. 108. 172. 173. 174. 324; II. 43 ff. 134. 149.
— Marie, Fürstin zu I. 151. 173 f. 174 f. 177 f. 178 f. 180 f. 181 f. 262 f. 303. 317. 334. 336. 340. 347. 348 f.; II. 9. 39 f. 60. 67 f. 68 f. 70. 89. 90. 91 f. 104. 105. 123 f. 124. 148 f. 149. 162 f. 172 f.
Hollpein I. 325.
Holtei, Karl von I. 12. 33. 52 f. 62 f. 116. 124 f. 129. 303; II. 209.
Holthaus, Friedrich I. 228.
Horatschek I. 32.
Houben, H. H. I. 72. 89. 280.
Hübner, Dr. Julius I. 76. 77.
Hülsen-Haeseler, Botho, Graf I. 320 f. 321 f.
Hybl I. 30. 32.

Ibsen II. 89. 90. 91. 99. 100. 117. 123. 124.
Iffland I. 35. 257.
Irvin May II. 179.
Irving, Henry I. 313.

Janisch, Antonie I. 118. 145. 146. 147. 165. 167. 219; II. 230.
Jauner, Franz R. von I. 187 f. 189. 332.
Josef II., Kaiser von Österreich I. 41. 307.

Kadelburg, Gustav I. 118; II. 10.
Kainz II. 12 f. 13. 41. 131 f. 132. 194 f. 195. 221.
Kalbeck, Max I. 63; II. 50 f.
Karl Alexander, Großherzog von Weimar I. 258. 351. 353; II. 60. 63. 65. 94 f.
Karl Ludwig, Erzherzog I. 325. 326; II. 28. 40.
Karlweiß II. 52.
Kastner I. 28. 29. 30. 32.
Keim, Franz I. 280 f.
Keller (Fabrikant) II. 126.
Klapp, Michael I. 192. 193.
Kohn-Abrést II. 110.
Koppel-Ellfeld II. 119. 120.
Korn, Maximilian I. 91. 92.
Kornis, Marie, Gräfin I. 154; II. 51 f. 82 f.
Kotzebue I. 35.
Kraftel, Fritz I. 58. 103. 115. 118. 119. 228. 252 f. 270. 287. 304. 337. 338; II. 13. 41. 59 f. 142. 221.
Kratz, Anna I. 202. 205. 287; II. 142.
Krause, Ernst I. 228.
Kreibig I. 11 f. 12. 28. 31. 32. 62.
Kuh I. 179.
Kultusgemeinde, Pester Isr. I. 51 f.

Lanckoronsky, Karl, Graf I. 4. 45. 47. 48. 54 f.
Lange, Rudolf I. 228.
— W. I. 349.
Langer I. 151.
La Roche, Carl von I. 9. 56. 114. 131. 146. 182. 212. 216 ff. 218. 260. 262. 305. 317 f. 326. 327 f.; II. 28. 29. 33. 129. 141. 143. 235.
L'Arronge, Adolph I. 197 f. 198 f. 222 f. 264 f.; II. 83. 130.
Laube, Heinrich I. 3. 8. 9. 14. 15 f. 36 f. 38 f. 40 ff. 43 f. 45 ff. 48. 50. 54 f. 55. 56. 57. 58. 59. 63. 64 ff. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 79. 87 ff. 89 f. 93. 94 ff. 96. 97 ff. 99. 102. 103. 104. 105 f. 108. 116 f. 118. 136. 147. 148. 159. 160. 168. 183. 210. 215. 216. 239. 253. 257. 268. 274. 277. 278 f. 280. 293 ff. — 298. 303. 304. 306 f. 331. 332. 341 f. 344; II. 30. 34. 105. 106. 142. 143. 148. 183. 222. 227. 229.
Lauser, Lili I. 87.
Lautenburg II. 126. 130. 207.
Laya, Léon I. 126.
Lebrun, Theodor I. 97. 110. 117. 194.
Lefler II. 234.
Legouvé I. 189; II. 206.
Lehmann, Guido I. 11.
Leitenberger I. 272. 325.
Lemaître Frédéric I. 218.
Lenau I. 303.
Lepsius I. 272.
Leroy, Louis I. 103.
Lesser, Stanislaus I. 354.
Lessing I. 35. 102. 225. 257. 301. 354; II. 137. 145.
Lewinsky, Josef I. 61. 70. 114. 118. 119. 126. 133. 145. 167. 170. 213. 214 f. 215. 228. 275. 286. 296. 306. 336; II. 16. 42. 65. 66. 84. 142. 147. 202. 220.
— (-Precheisen), Olga II. 15 f. 20 f. 68. 185 f. 186. 220.

Liechtenstein, Hedwig, Prinzessin von und zu (Hedwig Stein) I. 124 f. 129. 145.
— Rudolf, Fürst von und zu II. 149.
— Rudolf, Prinz von und zu I. 125.
Lindau, Paul I. 116 f. 117 f. 131 f. 134 f. 136 ff. 138 f. 139. 142 f. 143 f. 147 f. 148. 185 f. 186 f. 199 f. 201. 204. 234 f. 235 f. 236 ff. 239 f. 240 f. 242. 350 f.; II. 7 f. 10 ff. 26. 36. 37 f. 38. 72 f. 76 f. 81. 114 f. 115 ff. 117 f. 119 f. 120. 121 f. 132 ff. 134 f. 135 f. 180 ff. 182 f. 183 f. 229 ff. 231. 233 f. 234 f.
— Rudolf I. 234. 236; II. 133. 136.
Liszt I. 138.
Lobe I. 210; II. 116. 117. 120.
Loën I. 351. 352.
Löwe, Konrad II. 191. 227.
— Ludwig I. 13. 56. 107. 212. 296. 305; II. 29 ff.—32. 33. 141. 143. 144.
Lorey I. 338.
Lothar, Rudolf I. 356; II. 45. 75.
Ludwig II., König von Bayern I. 68 f. 69. 72. 73. 74 f. 75 f.
Lübeck, Konsul II. 55.
Lußberger I. 179. 180.

Mahoritsch, Rudolf, Major II. 203.
Majunke, Paul I. 137. 138.
Makart I. 137.
Maria Feodorowna, Kaiserin von Rußland I. 324.
Marie Valerie, Erzherzogin I. 154; II. 51 f. 82 f.
Marr, Elisabeth I. 114. 115. 216 f.
— Heinrich I. 13 f. 36. 37. 40. 49 ff. 53 f. 56 f. 63 f. 76 f. 113 ff. 116. 216.
Maurice I. 76. 77. 322.
Mautner, Eduard I. 87.
Mayer (Ammergau) I. 232 f.
Medelsky, Caroline II. 173. 174. 221.
Meixner, Karl I. 119. 253. 287; II. 39. 51. 143.
Melleville I. 154.
Metternich, Clementine, Prinzessin von I. 151; II. 169. 171. 232.
— Pascaline, Prinzessin von I. 189 f.
— (-Sándor), Pauline, Fürstin von I. 123 f. 150 f. 151. 152 f. 156 f. 157 f. 158 f. 162 f. 163 ff. 168 ff.— 171. 187 f. 188 ff. 218 f. 219. 233. 250. 260 f. 261. 289. 290. 316 f.; II. 111. 153 f. 154 ff. 168 f. 169 ff. 171 f. 173 f. 208. 210. 217 f. 218 f. 232 f.
— -Winneburg, Richard, Fürst von I. 151. 163. 190. 261; II. 154.
Michely I. 332.
Minor, Jakob, Prof. I. 210 f.
Mitterwurzer, Friedrich I. 126. 145. 146. 167. 204; II. 35 f.
— Wilhelmine I. 145.
Mittler I. 27.
Molière II. 99. 100. 111. 144. 145. 186.
Montenuovo, Alfred, Fürst von II. 149.
Mosenthal I. 58. 151; II. 41.
Moser, Gustav von I. 255.
Most, Johannes I. 137.
Müller, Hans I. 17; II. 229.
Müller-Guttenbrunn II. 107.
Münch-Bellinghausen, Freih. von (Friedr. Halm) I. 71 f. 72. 78 f. 85 ff. 90 f. 92 ff. 96. 99. 103. 105. 107 f. 109.
Murad Effendi I. 115.
Musset II. 53.

Napoleon II. 163.
Nestroy I. 13. 149. 220.
Neumann, Angelo II. 189.
— Karl I. 162; II. 167.
— Louise (Gräfin Schönfeld) II. 142. 143. 166 f. 167.

Niclas I. 32.
Nikolaus I., Kaiser von Rußland I. 347.
Nötel I. 350.
Nopcza, Baron I. 324.
Nothnagel, Hermann, Prof. II. 14. 174 f.
Novelli II. 165.

Oberländer, Heinrich I. 228.
Oettingen, Fürstin zu I. 233; II. 154. 169. 171.
Offenbach I. 76.
Ohnet I. 317.
Ortwin, Maria II. 13.
O'Sullivan I. 177; II. 9 f. 25. 39 f. 40.

Paoli, Betty I. 102. 133.
Pappenheim, Albert I. 52. 53.
— Marie I. 52. 53.
— Pauline (Sonnenthal) I. 52. 53 f.
Parade I. 163. 164.
Paradies I. 293.
Paümann I. 124.
Paus I. 28.
Peche, Therese II. 142.
Pecht I. 225.
Perels, Martin I. 34 f. 35. 42 f. 50.
Perfall, Anton, Freih. von I. 228.
Pfalz I. 28 f. 30.
Philippi, Felix II. 139 f. 140 f.
Plappart-Leenheer, Freih. von II. 159.
Plouvier I. 113.
Pocci, Franz, Graf I. 73. 74. 75 f.
Pollini I. 245. 246. 247 f. 249. 252. 286.
Possart, Ernst von I. 225 f. 226. 228. 246 f.
Praga, Marco II. 165. 166.
Prager, Wilhelm I. 1. 6 f. 7.
Prix I. 9. 12.

Raab I. 29. 30.
Raabe (-Niemann) I. 322.
Rachel II. 144.
Raimund I. 217.
Rapp, General I. 326. 328.
Ratibor, Herzog von II. 134.
Raupach I. 8.
Raymond, Josef von I. 4. 55. 64. 65.
Redwitz, Oskar, Freih. von I. 223 f. 225. 267 f.
Regnier I. 212. 317. 318. 328; II. 144.
Reichenberg II. 192.
Reichmann, Theodor I. 346; II. 192.
Reimers, Georg II. 66. 79 f.
Reinhold (-Devrient), Babette I. 338. 339; II. 104.
Reinitz, Pauline I. 7.
Rembrandt II. 104.
Rettich, Julie I. 66. 67. 305; II. 29. 30. 141. 143.
— Karl I. 66. 67.
Reusche I. 146. 147.
Robert, Emerich I. 182. 183. 227. 228. 281. 304. 336. 338; II. 10. 13. 35. 56. 57. 59. 66. 79. 80. 84. 100. 102. 104. 120. 221.
Römpler, Alexander II. 60. 104.
Rosner, Leopold I. 278.
Rossi I. 263; II. 145. 146.
Rudolf, Kronprinz von Österreich I. 154. 325; II. 52. 53.

Saar, Ferd. von I. 334. 335 f.; II. 8 f.
Sachsen, Amalie, Prinzessin von I. 38.
Salbach, Klara II. 120.
Salvini I. 248; II. 145 f. 147.
Samson II. 144.
Sand, George I. 86. 178.
Sanderson, Lilian II. 127.
Sarcey II. 109.
Sardou I. 337. 346.
Sayn-Wittgenstein, Caroline Elisabeth, Fürstin von I. 174.
— Nikolaus, Fürst von I. 174.
Schaufert I. 216. 274.

Scheibler II. 128.
Scherenberg, Gust. Otto I. 56. 57.
Scherr, Johannes I. 138.
Schiller I. 35. 41. 353; II. 60. 63. 64. 95. 99. 145. 172. 190.
Schlenther, Paul, Hofrat Dr. I. 17; II. 120. 132. 159. 161. 165 f. 166. 167 f. 181. 182. 183. 184. 187. 190 f. 195. 197. 200 f. 211. 220 f. 221 ff. 223. 227. 228. 230. 231. 234.
— (-Conrad), Paula I. 17; II. 130. 160 f. 161 f.
Schlesinger, Marie I. 286.
— Siegmund I. 286.
Schmidt I. 30.
Schmidt, Erich, Prof. I. 301. 302. 351 f. 352 f.; II. 26.
Schmidt, Graf I. 67. 68. 69. 72.
Schneeberger, Helene (Hartmann) I. 57.
Schnitzler, Arthur II. 53 f. 111 f. 113 f. 162. 213. 224.
Schönborn-Buchheim, Friedrich, Graf von II. 203. 214 ff. 223 f.
Schöne, Hermann I. 126. 185. 209. 338. 343; II. 42. 57. 142.
Schönfeld, Carl, Graf II. 167.
— (-Neumann), Louise, Gräfin II. 142. 143. 166. 167.
Schönthan, Franz von II. 10.
Scholz, Milla II. 142.
Schrammel, Albin I. 185.
Schratt, Katharina I. 297. 298. 325; II. 13. 104. 125.
Schreiner, Jakob I. 338. 343.
Schreyvogel I. 60. 306. 307. 331.
Schröder, F. L. I. 257. 279. 280.
— (Verein) I. 100. 102. 110. 111. 132 f.; II. 56 f. 57 f. 58. 60. 61.
Schuselka-Brüning I. 318. 320.
Schwerdtner, Johann I. 272; II. 214.
Scribe I. 272. 287.
Seebach, Marie II. 142.
Shakespeare I. 25. 30. 139. 140 f. 141 f. 177. 182. 191. 205. 210 f. 240; II. 66. 67. 68. 70. 109. 194. 195. 215. 216.
Silberstein, Adolf, Dr. I. 105. 138. 139.
Sommerstorff II. 131. 132.
Sonnenthal, Charlotte I. 5. 52. 53. 70.
— Edmund I. 68. 69.
— Emma I. 64. 69.
— Felix I. 229; II. 24. 71.
— Friedrich I. 70.
— Hermann I. 2. 5. 6. 10. 21 ff.—26. 39. 52. 53. 69. 77. 116.
— Josefine (Pepi) I. 69.
— Laura I. 10. 70.
— Pauline I. 52. 53 f. 54. 60. 64. 69. 104. 115 f.
— Samuel I. 70. 147.
— Sigmund (Bruder) I. 5. 10 f. 25. 26. 39. 67 ff. 69 f.
— Sigmund (Sohn) I. 70; II. 52 f. 66. 71. 78 f. 84 f. 92.
Sophie, Großherzogin von Weimar I. 351; II. 95.
Speidel, Ludwig I. 5. 207. 212 ff. 231. 232 ff. 244. 266 f. 271. 272. 290 ff. 293 ff. 298. 301 f. 303 ff. 306. 321; II. 28 f. 29 ff.—34. 54 f. 141 ff.—148.
Spiegl, Edgar von I. 148 f.; II. 169. 170. 217. 218.
Spielhagen, Friedrich I. 100. 147.
Spinoza II. 90.
Spreer I. 28.
Stägemann, Max II. 61.
Stein, Hedwig (Prinzessin von und zu Liechtenstein) I. 124 f. 129. 145.
Steiner, Maximilian I. 89.
Stettenheim, Julius I. 251 f.; II. 95 f. 98 f. 223. 231 f.
Stöckl I. 32.
Strakosch, Alexander I. 88. 89.
Strampfer I. 58. 89.
Straßmann, Marie I. 186. 187. 228; II. 125.

Swoboda, Albin I. 139. 154; II. 120.
Szeps, Moritz I. 325.

Talma I. 169.
Tatitscheff I. 169.
Tepke I. 28.
Teschenberg, Ernst, Freih. von I. 331. 333.
Tewele, Franz I. 198. 199.
Thimig, Hugo I. 194. 195 ff. 209. 287. 326. 337. 338. 343. 347; II. 27 f. 42. 57. 59. 84. 196.
Thun-Salm, Christiane, Gräfin von II. 163 f. 164. 173. 229.
— Oswald, Graf von II. 164.
Tilgner, Oskar I. 177. 250 f. 270; II. 95.
Triesch, Friedr. Gust. II. 60.
Turgenjew I. 298. 299; II. 101. 185.
Tyrolt, Rudolf, Dr. I. 210.

Ulrich, Pauline I. 228.

Vajda I. 28.
Vanini I. 51.
Veneta, Mathilde I. 130.
Verstl, Johann I. 296. 298.
Voß, Richard II. 16 f. 25 ff. 103. 104.

Wagner, Josef I. 8. 37. 63. 80. 81. 84. 85. 86. 104. 303. 304; II. 142.
— Richard I. 69. 72. 138. 189.
Wahle, Julius, Dr. II. 63 f. 64. 65.
Walbeck, Fanny I. 145.
Wallner I. 100. 110; II. 221.
Wartenegg, Wilh. von I. 183.
Weber, Henriette von I. 185.
Wehl, Feodor I. 35.
Weilen, Josef R. von I. 262. 263; II. 42.
Weißenthurn I. 33. 60.
Weltner I. 37.
Wentzel, Adolf I. 228.
Werther, Julius von I. 214. 331. 334.
Wessely, Josefine I. 181. 202. 204. 205. 228. 263. 280. 281. 286. 325. 338. 339. 343. 349 f. 351.
Westenholz, Freih. von I. 338.
Westermayer I. 173.
Wickenburg, Albrecht, Graf von II. 208 f.
Wickenburg (-Almasy) Wilh., Gräfin von II. 209.
Wiecke, Paul II. 63 f. 64 f.
Wilbrandt, Adolf I. 17. 106 f. 109 f. 110. 111 f. 119. 120. 149. 151. 166. 176. 201 f. 202 f. 203. 204 f. 205 f. 206 f. 208 f. 219. 220. 241 f. 258 f. 259 f. 266. 274. 275. 276. 277. 278. 281 f. 282 f. 284. 286. 287. 288. 290 f. 291. 298. 300. 316. 323. 330. 331 f. 334. 335. 337 f. 341. 343. 344. 345. 348. 350. 351. 354. 355. 356; II. 8. 22. 23 f. 43. 45. 72. 80 f. 83 f. 102 f. 109 f. 112. 136 f. 137. 147. 183. 197 f. 198 f. 199. 202. 210 f. 229. 231.
— (-Baudius), Auguste I. 109. 110. 111. 120. 155. 166. 176. 203 f. 204 f. 205. 206 f. 208. 259. 275 f. 276 ff. 283. 287 f.; II. 103. 142.
— Robert I. 205; II. 102.
Wildenbruch, Ernst von II. 106 f. 107. 108.
Wilhelm II., Kaiser von Deutschland II. 188.
Willi I. 11. 12.
Winkelmann, Hermann II. 192 f. 193.
Winterhalter I. 261.
Witte, Theod. von I. 71. 297. 298. 317. 320.
Wittmann, Hugo II. 57.
Wlassack, Eduard I. 41.
Wolff, August I. 15. 33. 77. 78. 80 f. 81 f. 84 f. 96. 100. 101 f. 108. 109. 306. 331; II. 147.

Wolter, Charlotte I. 41. 61. 103. 114. 126. 145. 148 f. 149. 155. 163. 164 f. 167. 176 f. 182. 183. 185. 190. 191. 192. 202. 225. 226. 228. 230. 247. 255. 258. 275. 286. 287. 299. 300. 306. 322. 324. 325. 335. 337. 354; II. 10. 25. 40. 41. 42. 62. 139. 142. 147. 156. 157.
Woltersdorf I. 35.
Wrbna, Rudolf, Graf I. 109. 121. 122. 173. 215.
Würzburg, Zerline (Gabillon) I. 8. 40.

Zabel, Eugen I. 298 f. 299 f; II. 184 f. 205 f. 206 f.
Zacconi, Ermete II. 185.
Zeller II. 187.
Zeska, Carl von II. 197.
Ziegler, Clara II. 213 f. 214.
— I. 29. 31.